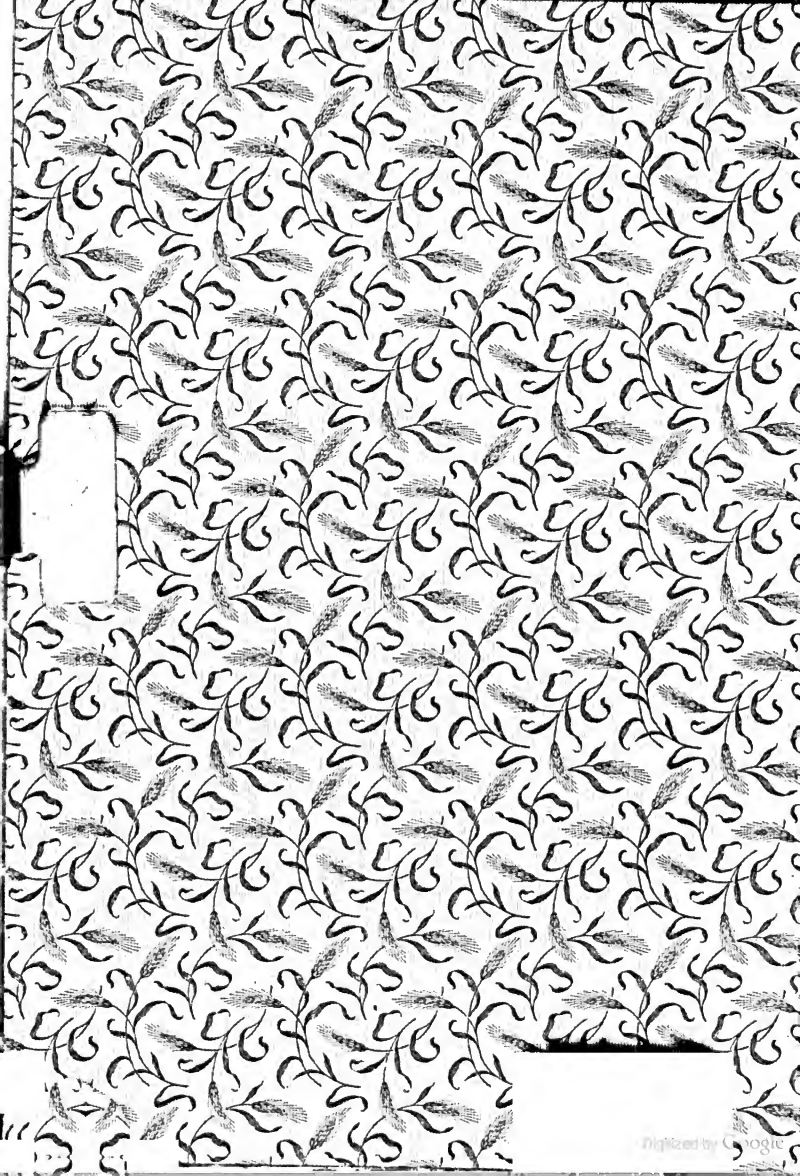
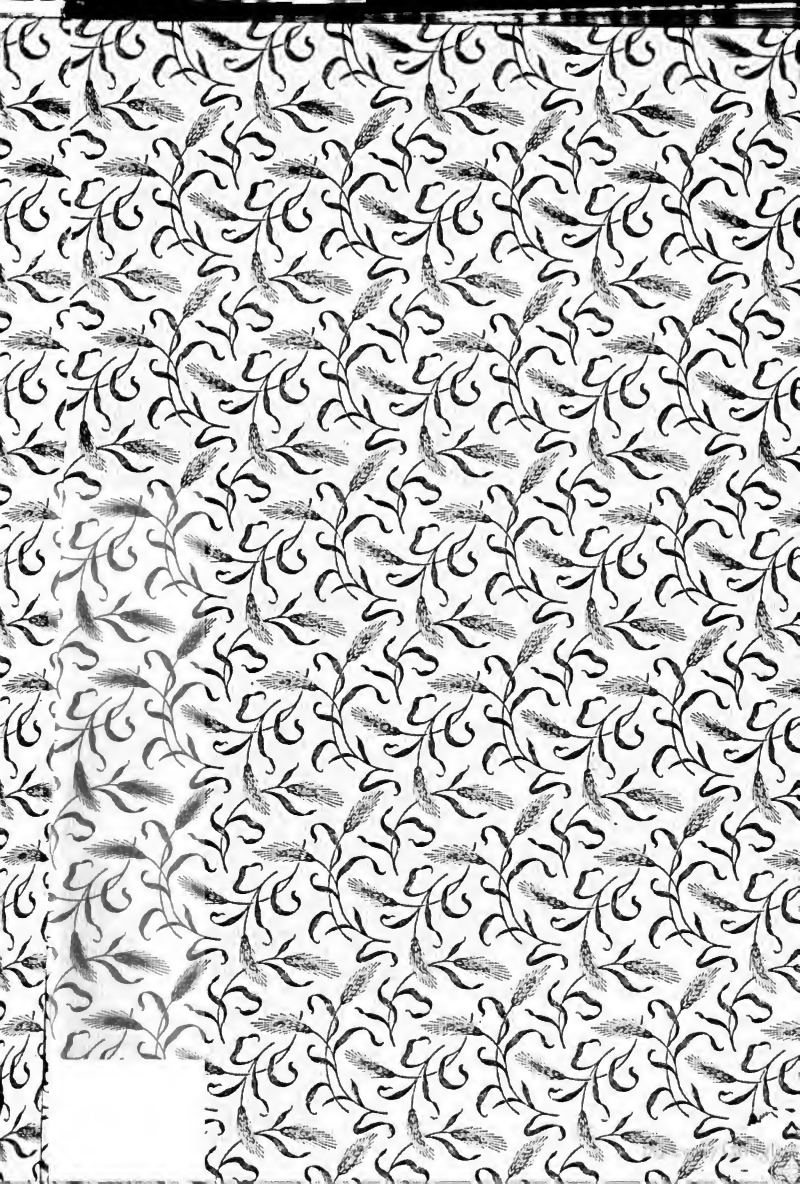




Patria







Patria

Jahrbuch der „Hilfe“ 1901



Herausgegeben von

Fr. Naumann, Pfarrer a. D.

Herausgeber der nat.-soz. Wochenschrift „Die Hilfe“.

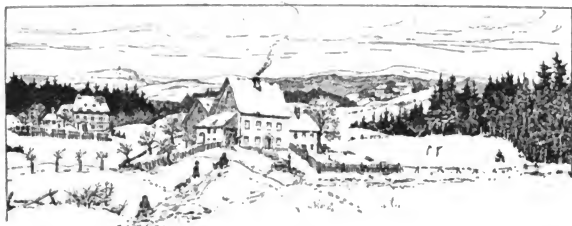


Buchverlag der „Hilfe“

Berlin-Schöneberg 1901.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

JUL 12 1985



P a t r i a !

Dem Vaterlande wollen wir diese Blätter weihen, unserem lieben deutschen Vaterlande. Jedes Jahr soll ein Band „Patria“ auf dem Weihnachtstische liegen und nach Lesern suchen, denen ein bloßer oberflächlicher Patriotismus zu arm ist, die aber mit ganzer Seele nach einem vollen, sittlich und künstlerisch, geschichtlich und volkswirtschaftlich gesättigten deutschen Volksgefühl streben. Wir halten wenig vom Patriotismus der Phrase, aber ungeheuer viel von einem thatkräftigen Idealismus, der sich und seine Arbeit dem Vaterlande hingiebt, dem Vaterlande aller Deutschen, auch der armen und notleidenden, der kämpfenden und hoffenden. Unser ganzer Patriotismus ist sozial gedacht: ein Vaterlandsgefühl für alle, die mit uns eines Blutes, einer Sprache, einer Volksgeschichte sind.

Was heißt denn „deutsch“ sein? Es heißt sicher glauben, daß wir Deutschen durch unseren Charakter der Welt etwas zu bieten haben. Unsere Kultur in ihrer Eigenart soll Platz in der Menschheitsgeschichte gewinnen. Lange war diese unsere Kultur etwas Angelerntes und Geborgtes, von Rom und Paris Bezogenes. Erst mit der Periode unserer

großen Dichter begann sie selbständig und frei zu werden. Nach den Dichtern kamen die Philosophen, dann kam der Politiker Bismarck, dann kommen die Träumer und Schwärmer, denen die Zukunft gehört, sowohl die sozialen wie die weltpolitischen. Aus ihren Träumen allerdings müssen feste ausführbare Gestaltungen werden, Charaktere, Gesetze und Thaten.

Unser deutsches Volk muß Macht gewinnen wollen. Für manche verfeinerte Ohren ist das Wort Macht zu hart, aber ohne Macht giebt es keinen Staat, keinen Fortschritt der Gesamtnation. Ein Volk ohne Machtideale verliert sich in Ländeleien. Seine einzelnen Glieder verlieren an Elastizität der persönlichen Leistung. Man denke doch nur an das Leben der machtlosen Kleinstaaterei zurück, das hinter uns liegt! Man muß etwas, irgend etwas in der Welt erobern wollen, um selbst etwas zu sein. Auch in den sozialen Bewegungen steckt ein tiefer Durst nach Macht, und wo er ihnen fehlt, da verfließen sie in Sentimentalität und Ziellosigkeit. Was die Knochen im Körper und die Pfeiler im Bau, sind die Machtbestrebungen im Werdegang der Völker. Durch Jahrhunderte hindurch hat es uns an deutschem Knochenkalk gefehlt, und noch jetzt sind wir keineswegs so stark konstruiert, wie wir möchten.

Es sind wenige Völker, die mit guten Hoffnungen auf wachsende Macht in das neue Jahrhundert hineingehen können. Wir gehören glücklicherweise dazu. Gott sei Dank! Aber Anspannung des letzten Mannes gehört dazu, diese Hoffnungen zu erhalten. Achtet man aber auch des letzten Mannes? Sieht man jedes deutsche Leben für Nationalkapital an? Wo ist jener weite große Volksinn, der Volkspolitik treibt, damit die Straßen und Äcker wimmeln können von gesundem, freiem, frohem Volke?

Dafür wollen wir keine Opfer bringen, um über dumpfer, armerlicher Menge eine Ausbeuteraristokratie zu pflegen. Wir tragen die Last der Panzer pro patria, das heißt für die Masse des Volkes. Unsere Linienfahrer, deren eins mehr als 20 Millionen Mark kostet, unsere Soldaten im gelben Chinagewande, unsere Wälle nach Ost und West, unser schwerer bewaffneter Friede hat nur dann ein Recht und

einen Zweck, wenn wir allen, allen Deutschen einen Anteil am Steigen unseres durch Macht getragenen Kulturlebens geben wollen. —

Im ganzen geht es ja aufwärts. Wir werden von einer geschichtlichen Welle getragen. Unser Vaterland verwandelt sich in erstaunlicher Weise. Wer im letzten Jahre von Paris nach Berlin heimkehrte, hat es gesehen. Unsere Industrie wird zur Lebensquelle einer in erfreulichster Fülle wachsenden Bevölkerung. Mit ihr müssen wir vorwärts. Aber der Siegeswagen der Industrie darf nicht über Menschenkörper gehen. In diesem Sinne begrüßen wir die breite Organisation der Arbeiter trotz aller ihrer politischen Mängel und Irrtümer als volkserhaltende Macht, denn jeder, der für höheren Lohn, bessere Wohnungen, kürzere Arbeitszeit arbeitet, schafft wollend oder nicht wollend etwas pro patria.

Brot, Wohnung und Arbeitszeit sind aber nicht das ganze Leben. Die Bibel sagt mit Recht: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein! Religion, Kunst, Wissenschaft, denen unser deutsches Volk mit der ihm eigenen Innlichkeit und Vertiefung dient, müssen die Geleiter seines wirtschaftspolitischen Aufschwunges sein. Auch in diesem unserem neuen Jahrbuch sollen sie ihren vollen Platz finden. Unser Volk sucht nach seiner politischen Einigung seinen eigenen geistigen Stil auf allen diesen Gebieten. Kommt, ihr Dichter, Denker, Maler, Propheten, kommt und zündet Lichter an für unsere Städte und Dörfer, leuchtet in Seelen hinein und hebt kleine Gemüter zu großen Empfindungen, weitet die Herzen, schärft die Augen, gießt Liebe, Mut, Wahrhaftigkeit und Lust in die Menschen hinein, deren Tagesarbeit oft grau und staubig dahinschleicht! Ihr seid unsere glücklichen Brüder, die ihr Kinder seelischer Werte seid! Eure Hand erbitten wir pro patria!

Es ist ein buntes Gemisch von Stoffen und Fragen, das in dieser ersten Ausgabe unseres Jahrbuches behandelt wird, alles aber dient der Gegenwart. Wir waren nicht bemüht, wie kalte Historiker zu schreiben. Es ist viel persönliche Wärme und auch Hieb und Angriff in dem, was wir bieten. Laßt euch, ihr Leser, dies wohlgefallen. An bloßen kühlen Referaten ist sonst kein Mangel. Hier habt ihr etwas, was modernes nationales Blut in seinen Adern hat! Ihr braucht ja

nicht in allem und jedem wie wir zu denken. Wenn ihr nur mit uns denselben Hauptkurs fahren wollt, der deutschen Zukunft entgegen, das genügt!

Patria heißt unser Schiff. Eben kommt es von der Werft und gleitet in die blanke Flut. Seht ihr die Wellen spritzen? Es ist Salzwind, der uns umweht. Glückauf!

Der Herausgeber.

Inhalt.

	Seite
Vorwort des Herausgebers	III
Max Raurenbrecher, Deutschlands Haltung im Burenkrieg	1
Paul Schubring, Max Klinger	15
Martin Wend, Die Entwicklung der jüngeren Christlichsozialen	34
Friedrich Naumann, Die Politik des Bauern	68
F. A. Feddersen, An die Sprache	92
„ „ „ Stumme Säulen	93
„ „ „ Feiertabend	94
„ „ „ An das Christkind	95
Friedrich Weinhausen, Das Beamtentum der deutschen Arbeiterbewegung	96
H. von Gerlach, Zur Frauenfrage	113
G. Traub, Politik und Sittlichkeit	129
A. u. B. Bonus, Moderne Bestrebungen im Buchverlag	154





Deutschlands Haltung im Burenkrieg.

Von

Max Maurenbrecher.

Warum hat eigentlich Deutschland während des ganzen Burenkrieges so strikte die vollste Neutralität gehalten? Alle Wände hallen ja bei uns wieder von dem Satz, daß wir antienglische Politik treiben müssen, daß England der Feind ist, der uns zunächst bedroht. Warum haben wir nicht zugegriffen, als in der ersten Hälfte des vergangenen Winters dieser Feind wirklich in ernstlicher Verlegenheit zu stecken schien?

An Lust zur Initiative fehlt es unserer Regierung sonst doch nicht. Die Art, wie sie das schwierige und unabsehbar ernste China-Problem angegriffen hat, spricht von Mut, Entschlossenheit und Thatkraft. Herr von Bülow zeigt hier, wie auch früher schon, daß er wohl zu handeln vermag, wenn er ein energisches Vorgehen für nötig hält. Allgemeine Scheu vor dem Auffuchen einer Entscheidung ist es also sicher nicht gewesen, was ihm für Südafrika den Arm gelähmt hat.

Auch an einem Wiederhall aus der Volksstimmung heraus hätte es ihm sicher nicht gefehlt. Nichts ist im letzten Jahr so populär gewesen, als der Haß gegen England, und nichts hätte einen größeren Enthusiasmus entfacht, als ein lautes und deutliches Wort des Kaisers zu Gunsten des kleinen Heldenvolkes, das sich ein ganzes Jahr lang gegen einen übermächtigen Gegner gehalten hat. Kein Krieg wäre volkstümlicher gewesen, als der mit der Parole: für Recht und Freiheit gegen die Unterdrücker der ganzen Welt! Auch der ostasiatische Krieg, in den unsere Truppen inzwischen hinausgezogen sind, wird von der

Entschlossenheit und dem Willen der übergroßen Mehrheit des Volkes getragen. Daß die Ermordung unseres Gesandten eine bewaffnete Invasion forderte, war auch den sonst in militärischen Dingen rein ablehnenden Freisinnigen klar; nur die Sozialdemokratie hatte den traurigen Anhm, auch angesichts dieser elementaren staatlichen Notwendigkeit zu versagen. Aber trotz alledem muß man doch sagen: nach China treibt uns die harte Notwendigkeit, und wir thun unsere Pflicht, ganz wie Kant es will, „ohne Neigung“. Ein Vorgehen gegen England aber hätte einen Begeisterungssturm in allen Volkskreisen entfacht, wie wir ihn seit 30 Jahren nicht mehr erlebt haben. Er hätte der Stimmung entsprochen, in der alle Deutschen, von der „Kreuzzeitung“ bis zum „Vorwärts“, sich einig fühlten.

Man darf auch nicht sagen, daß wir keine rechtsgültige Veranlassung zum Einschreiten gehabt hätten. Wir wollen ganz absehen davon, daß immer, wenn der Wille vorhanden ist, sich für den Diplomaten auch eine Form finden wird, in der dieser Wille sich verwirklichen läßt. Es lagen thatsächlich Gründe genug zur Einmischung vor. Die deutschen Kapitalien, die in Transvaal angelegt sind, schätzt die bekannte Zusammenstellung über die „Deutschen Kapitalanlagen in überseeischen Ländern“, die das Reichsmarineamt Anfang dieses Jahres veröffentlicht hat, auf rund 900 Millionen Mk. Das ist — außer für unsere Kolonien — nach Nordamerika die höchste Zahl in allen überseeischen Gebieten, sogar noch um ein halb höher, als unsere Kapitalanlagen in Argentinien und dreimal so groß, wie unsere Interessen in ganz China, abgesehen von unserer Kolonie Kiaotschou. Im Anfang des Jahres 1895 hat der damalige Staatssekretär, Herr von Marschall, dem deutschen Botschafter in London geschrieben, daß diese unsere Interessen „die Unabhängigkeit der Burenrepubliken und die Aufrechterhaltung des statuts quo ante“ (des bestehenden Zustandes) erforderten. Es wäre nur konsequent und in der Kontinuität der Regierung wohl begründet gewesen, wenn auch Herr von Bülow diesen Standpunkt eingenommen hätte. Aber er hat gerade mit dem Vorhandensein dieser Interessen die Unmöglichkeit der Intervention begründet (in der Antwort an die außerordentliche Burenbotschaft in

März 1900), eine Antwort, die, so merkwürdig sie für das logische Denken auch sein mag, doch jedenfalls beweist, daß andere, gewichtigere Bedenken ihn abhielten, der traditionellen Südafrikapolitik der deutschen Regierung zu folgen.

Er hat es nicht für nötig gehalten, die Öffentlichkeit über diese seine Bedenken auch nur offiziös zu unterrichten. So sind wir zum Verständnis der deutschen Politik auf die Erwägung der allgemein bekannten Thatsachen und Verhältnisse angewiesen und müssen versuchen, uns aus ihnen ohne Kenntnis des diplomatischen Details ein Urteil zu bilden. Es ist aber auch gar nicht schwer, schon aus den allgemeinsten Erwägungen heraus den Grund für unser Stillehalten zu finden.

Es fehlen uns heute noch alle militärischen oder politischen Machtmittel, um einen Druck auf England auszuüben. Trotz alles Kraftbewußtseins, trotz aller wachsenden nationalen Energie, trotz aller Erkenntnis, daß wir ein „Weltreich“ geworden sind und Weltpolitik treiben müssen: wir sind heute noch zu schwach, um gegen England irgend etwas zu unternehmen.

Daß wir militärisch noch zu schwach sind, weiß jeder, der die Flottendebatten des letzten Winters mitgemacht hat. Darüber brauchen wir nicht weiter zu reden. Aber auch politisch sind wir noch nicht fähig, irgend etwas durch diplomatischen Druck zu erreichen. Bismarck konnte Englands Zustimmung zu unseren ersten Kolonialwerbungen erzwingen, weil er durch seine Zustimmung zur englischen Politik in Ägypten ein Äquivalent zu bieten hatte, das den Engländern wertvoll war. Daß wir etwas Derartiges jetzt nicht hatten, darin lag unsere politische Schwäche begründet.

Die politische Situation, in der wir uns heute befinden, ist noch ziemlich jung. Sie datiert frühestens von 1895 her. Ihr geht ein Zeitraum von fast 10 Jahren voraus, in dem eine merkbare Entwicklung der politischen Verhältnisse zwischen den großen Staaten nicht vor sich geht. Es ist die Zeit, in der Rußland durch Österreich und Deutschland sich gehindert sieht, auf der Balkanhalbinsel größere Fortschritte zu machen. Der Versuch, sich in Bulgarien festzusetzen, war ihm mißlungen. Gegen den ausdrücklichen Willen Rußlands war der

Koburger Ferdinand 1886 als Fürst nach Bulgarien gekommen. Und nun brütete Rußland über dem Gedanken, wie es trotz Österreich und trotz des mit diesem verbundenen Deutschland der Erreichung seines Zieles auf der Balkanhalbinsel näher kommen könne. „Der Weg nach Konstantinopel geht über Wien, und der Weg nach Wien geht über Berlin“, dies Wort bezeichnet die russische Stimmung in den nächsten Jahren. Die Feindschaft Rußlands gegen Deutschland, die Hochflut der panslavistischen Strömung im Innern des Zareneiches und sein Bündnis mit der französischen Republik: das ist die Situation bis 1894. Es giebt keinen Fortschritt, weil Rußland den Angriff nicht wagt, und es giebt keinen Rückschritt, weil Rußland von seiner Feindschaft gegen den Dreibund nicht lassen will. Der Gegensatz von Dreibund und Zweibund beherrscht fast ein Jahrzehnt hindurch die gesamte europäische Politik.

Ganz plötzlich befreit dann Japan die anderen Staaten aus dieser verfahrenen Situation. Der unvermutete Sieg des modern gewordenen Inselvolkes über das alternde chinesische Reich und die damit auftauchende Gefahr eines ostasiatischen Konkurrenten Europas löst den Bann, der bisher über den europäischen Staaten gelegen hat. Die Zeit der europäischen Konflikte ist ganz plötzlich durch eine Periode interkontinentaler Verwickelungen geschlossen. In unheimlich rascher Folge lösen sich ab: der ostasiatische Krieg, die armenischen und kretischen Unruhen und der griechisch-türkische Krieg, der Jamesoneinfall in Transvaal und die Krügerdepeche unseres Kaisers, die Besitzergreifung chinesischer Gebietsteile durch Deutschland, Rußland, Frankreich und England, schließlich der spanisch-amerikanische Krieg. Aus einer Zeit des Friedens und der Kriegsfurcht ist die Welt plötzlich in eine Reihe bisher nicht berechneter, kaum geahnter Kriege gestürzt.

Aber der eine Krieg, den man ein Jahrzehnt lang erwartet hat, der Angriff Rußlands und Frankreichs auf Deutschland, ist nicht erfolgt. Ja jeder Gedanke an seine Möglichkeit scheint geschwunden zu sein. Durch die veränderte politische Situation ist er ganz in den Hintergrund des politischen Bewußtseins gedrängt worden.

Die neue Situation ist nämlich gerade dadurch bezeichnet, daß

Deutschland auf die Seite seiner einstigen Gegner getreten ist und daß infolgedessen England als der von allen gefürchtete Feind plötzlich in „glänzender Vereinsamung“ dasteht. Die Annäherung Deutschlands an Rußland ist bei der gemeinsamen Intervention gegenüber dem siegreichen Japan am Ende des chinesisch-japanischen Krieges bereits eine vollzogene Tatsache. Wie sie im einzelnen zu stande gekommen ist, ist heute noch ein Geheimnis der beteiligten Diplomaten und der Staatsarchive. Ihre Tatsächlichkeit aber und ihre Folgen liegen seit 1895 vor aller Augen. Die wichtigste Folge ist, wie gesagt, daß England nun in Europa fast völlig isoliert steht. Bei der Intervention von 1895 und bei den diplomatischen Verhandlungen während des griechisch-türkischen Krieges zieht es gegenüber dem geschlossenen Auftreten des neuen Dreibundes den kürzeren. Auch bei der Besitzergreifung chinesischer Häfen durch die europäischen Staaten Ende 1897 wird es anscheinend überrascht und muß sich mit einem Scheinerfolg begnügen.

Parallel damit geht, oder besser, die Rehrseite dieser Vorgänge ist die neue politische Initiative, die Deutschland entfaltet. Seit der glänzenden Abführung des Boulangerismus und der Verhinderung des Revanchekrieges in Frankreich, mit dem der alternde Bismarck im Jahre 1887 das beste Meisterwerk seiner auswärtigen Politik vollbracht hatte, hatte Deutschland zunächst keine größere Aktion nach außen hin mehr entfaltet. Unglück und Schwierigkeiten in seinen Kolonien und der mit unzulänglichen diplomatischen Mitteln 1890 abgeschlossene englisch-deutsche Kolonialvertrag bezeichneten neben den Kaiserreisen die einzig bemerkenswerten Ereignisse unserer auswärtigen Politik. Die Ära der Handelsverträge, in der wir auf wirtschaftlichem Gebiet wieder einen neuen Gedanken zu verwirklichen begannen, hatte zunächst auf das politische Verhältnis der betreffenden Staaten keinen Einfluß. Erst unsere Teilnahme an der ostasiatischen Aktion bewirkte eine Änderung. Ihr folgt die Krügerdepesche, die als scharf antienglische Kundgebung überall in der Welt empfunden wird, die große Rede des Kaisers zum 18. Januar 1896, die das Wort vom „größeren Deutschland“ zum ersten Mal ausspricht, die Besetzung Kiaotschou, die Flottenvorlage 1897 und die Orientreise des Kaisers. In allem liegt ein großer Zug, ein Zug hinaus

aus den engen Verwickelungen der mitteleuropäischen Staatenwelt, hinüber über die See zwischen die Nationen, die mit ihrer Macht den Erdball zu umspannen suchen.

Mit einer gewissen Nöthigkeit hat die Erkenntnis dieser neuen Ziele sich bei uns Bahn gebrochen. Die persönliche Initiative des Kaisers hat einen großen Teil des Verdienstes, daß sie so rasch zum Durchbruch kam. Nicht als ob sie die einzige Ursache des Umschwunges der Stimmung gewesen wäre, wie die Vertreter der Opposition gerne behaupten. Die sachliche Notwendigkeit und der Zwang unserer bisherigen Entwicklung geben den Worten des Kaisers erst ihre überzeugende Gewalt. Aber ohne die lebhafteste persönliche Führung würden die Gedanken der „Weltpolitik“ nicht so rasch und so gründlich die Mehrheit der Nation erobert haben.

In Deutschland hat man dann sehr rasch begriffen, daß in den neuen politischen Zusammenhängen, in denen wir seit 1895 stehen, Rußland unser gegebener Freund und England unser natürlicher Gegner ist. Das war in den früheren Jahren durchaus nicht ein Gemeingut der politischen Überzeugung unseres Volkes. Die Bismarcksche Politik hat ja immer diese Linie gehalten. Die Traditionen des deutschen Liberalismus aber wiesen in die entgegengesetzte Richtung, und sie fanden den Beifall nicht nur Friedrichs III. und seiner Gemahlin, sondern auch der Kreise, die sich um seine kaiserliche Mutter gruppierten. Und dieser Unentschiedenheit bei den Spitzen des Volkes entsprach die Unklarheit in den gebildeten Schichten des Volkes. Wie starke Sympathien fand doch früher in diesen Kreisen der Gedanke der Union der germanisch-protestantischen Reiche gegen Slaventum und romanischen Katholizismus! Erst in der neuesten Periode unserer Politik, erst seit 1895 ist eine Einmütigkeit in der Billigung der antienglischen Politik bei uns erzielt. Seit der Krügerdepeche vom 1. Januar 1896, der Kündigung des deutsch-englischen Handelsvertrages durch England im Jahre 1897 und seit vielen Artikeln der beiderseits führenden Blätter in diesem und den folgenden Jahren ist das Bewußtsein des deutsch-englischen Gegenjages in beiden Nationen ein Gemeingut der politischen Überzeugung des Volkes. —

Das alles mußte ausgeführt werden, um zur Anschauung und

zum Bewußtsein zu bringen, wie jung die politische Situation thatsächlich noch ist, die uns, und vor allem uns Jüngeren, heute schon als eine Selbstverständlichkeit erscheint. Wir sind so leicht geneigt, aus den Ereignissen der letzten Jahre, die uns zunächst allein deutlich in Erinnerung sind, und aus den allgemeinen Erwägungen der Interessengegenätze der Weltmächte die unbedingte Zuverlässigkeit der russisch-deutschen Verbindung gegen England zu postulieren. Aber wir vergessen darüber, daß doppelt so lang, wie jetzt die russisch-deutsche Freundschaft, vorher der russisch-deutsche Gegensatz die Gemüter der Menschen und die Politik der Staaten beherrscht hat. Es ist unmöglich, daß solche Stimmungen plötzlich ganz ihre Wirksamkeit verlieren. Es ist sicher, daß die panslawistische, antideutsche Partei in Rußland die Bedeutung nicht mehr hat, die ihr noch vor einem Jahrzehnt vergönnt war. Daß sie trotz alledem noch eine Macht ist, mit der man rechnen muß, geht, abgesehen von allem anderen, gerade auch aus der neuesten Darstellung von Prof. von Schulze-Gävernitz*) hervor. Wie wenig Verlaß heute noch selbst auf die offizielle russische Politik ist, zeigen unter anderem die mehrfachen Seitenprünge, die sie in diesem Herbst in der Chinafrage gemacht hat. Es ist ganz möglich, daß die deutschfeindliche Haltung des Fürsten Nchtomski, des einstigen Begleiters des Zaren nach Ostasien, auf seine Politik noch einmal wieder stärkeren Einfluß gewinnt.

Und was Frankreich betrifft, so liegt es ja offen am Tage, wie das erneute Anwachsen der nationalistischen Strömung, das aus der Dreyfußaffaire entsprungen ist, für das friedliche Einvernehmen mit Deutschland eine steigende Gefahr bedeutet. Unsere Zeitungen sammeln mit vollem Rechte jede leise Regung einer freundlicheren Stimmung gegen uns in Frankreich. Wir dürfen uns aber doch dadurch nicht täuschen lassen über die Gedanken, die die Masse der Franzosen heute wieder stärker als früher gegen uns hegen. Es ist ja unsere sichere Hoffnung, daß das Gefühl des Gegensatzes gegen England die antideutsche Stimmung in absehbarer Zeit überwinden wird; denn auch

*) Volkswirtschaftliche Studie aus Rußland. 1899. Verlag von Duncker und Humblot in Leipzig.

dieser englisch-französische Gegensatz sieht ja auf eine Jahrhunderte alte Geschichte zurück. Aber heute sind diese Entwicklungen erst in ihren Anfängen vorhanden. Die neue Situation ist noch zu jung, als daß sich schon feste, haltbare politische Folgen daraus ergeben könnten.

Und das ist nun auch der Hauptgrund dafür, daß wir politisch zu schwach waren, um England auch nur diplomatisch in den Weg treten zu können. Jede diplomatische Aktion setzt das Vorhandensein realer politischer Machtmittel voraus, auf die der Intervenierende sich stützt. Diese Machtmittel können rein militärischer, sie können aber auch politisch-diplomatischer Natur sein. Daß unsere militärischen Machtmittel zur See nicht genügen, um darauf gestützt einen Einspruch zu wagen, wurde schon eingangs erwähnt. Und daß auch die politisch-diplomatische Situation nicht danach war, um zu einem solchen Wagnis zu ermutigen, ist das Ergebnis alles dessen, was wir bisher ausführten. Die Situation war noch zu jung, als daß ein vorsichtiger Staatsmann das Recht gehabt hätte, sie auf eine ernstere Probe zu stellen. Es bestand noch keine Tradition für ein gemeinsames Vorgehen der drei kontinentalen Staaten, und wenigstens in Frankreich und Rußland wäre ein solches Vorgehen sicher nicht einstimmiger Begeisterung begegnet.

Es ist keine Frage, daß England durch das gegenseitige Mißtrauen seiner natürlichen Gegner einen bedeutenden Vorsprung erlangt hat. Das ist aber gerade jetzt von doppelter Bedeutung, weil England selbst in den letzten Jahren eine politische Regeneration in großem Stil erlebt hat, wie kaum je zuvor im letzten Jahrhundert.

Wir sehen, wie die ersten Jahre der neuen politischen Periode es in gänzlicher Vereinamung trafen. Aber gerade aus dieser Isolation heraus hat es neue Kraft zum entschlossenen politischen Handeln gefunden. Im Jahre 1898 eroberte es den oberen Sudan und weckte damit die eine Scharte der früheren Gladstoneschen Politik aus. Dann brüskierte es die Franzosen bei Fachoda und zwang sie, ohne Schwertstreich sich zurückzuziehen. Im Jahre darauf folgte die Aurenmpelung

Deutschlands vor Samoa, wo England mit Amerika zusammenstand: auch wir konnten nichts thun, als in papierenen Protesten unser Recht verlangen. (Daß wir dann später unter veränderten Umständen doch noch die Insel als unser Eigentum erlangen konnten, spricht wohl für die Geschicklichkeit des Diplomaten, der unsere Politik führt, heißt aber nicht, daß wir reale Machtmittel genug gehabt hätten, um uns zu erzwingen, was England uns nicht freiwillig geben wollte.) Nach alledem folgte dann der Krieg gegen die Buren. Es ist sicher richtig, wenn Chamberlain auch neuerdings wieder erklärt hat, er habe den Krieg nicht beabsichtigt, das Ultimatum der Buren sei ihm unerwartet und überraschend gekommen. Dafür spricht neben anderem die Thatsache, daß Englands Mobilmachung noch lange nicht fertig war. Aber was dann das englische Volk trotz aller anfänglichen Niederlagen und Mißerfolge, trotz der Verachtung der ganzen Welt geleistet hat, ist wirklich aller Achtung wert. Die wenigsten von uns haben vor einem Jahre geglaubt, daß England wirklich im Stande sei, mehr als 250 000 Mann Landtruppen ins Feld zu stellen. Die wenigsten haben es für ernst genommen, als auch bei den peinlichsten Niederlagen die Regierung bei dem Satze blieb: jetzt ruhn wir nicht eher, bis beide Republiken vollkommen erobert sind. Die englischen Generale haben in diesem Kriege mit wenig Ausnahmen keine Lorbeeren gepflückt, aber das englische Volk, das mit Zähigkeit und Opferfreudigkeit und mit Begeisterung in allen Kreisen die Lasten des Krieges getragen und auch bei den härtesten Schlägen die entschlossene und selbstbewusste Haltung nicht verloren hat, dieses Volk und diese Regierung verdienen trotz alles politischen Gegenjages die Anerkennung, daß wirklich nationale Energie und Zähigkeit in ihnen steckt!

Wir haben alle seiner Zeit den englischen Minister verspottet, der vor einigen Jahren das alte Wort von der splendid isolation (glänzenden Vereinsamung) wiederholt hat, in der seine Nation sich befinde. Wir haben das für ein Brahlwort gehalten, das seine Volksgenossen über ihre Lage täuschen sollte. Aber wir müssen doch heute gestehen, daß England wirklich verstanden hat, in dieser Vereinsamung stärker und stärker zu werden. Die gegenwärtige englische Regierung rühmt sich mit vollem

Rechte, daß unter ihrer Führung das englische Imperium einen Aufschwung genommen hat, wie nie zuvor. Der Kolonialminister Chamberlain, unstreitig die treibende Kraft des Ministeriums und der begabteste Staatsmann, den England seit Disraelis Tode erlebt hat, hat es wirklich verstanden, in den fünf Jahren seiner Amtsführung ein Band um England und seine Kolonien zu schlingen, das sobald nicht wieder zerreißen wird. Das Blut der Kanadier und der Australier, das für das Mutterland in Südafrika geflossen ist, ist ein festeres Bindemittel, als alle verfassungsmäßigen Formulierungen es sein könnten. Die Art und Weise, wie unsere Tagespresse gemeinhin über diesen Staatsmann spricht (seine allgemein menschlichen Eigenschaften interessieren uns hier nicht!), darf uns nicht verleiten, seine ungeheure politische Energie zu verkennen. Und die Tatsache, daß bei der entscheidenden Abstimmung über die Politik der Regierung im Anfang dieses Jahres ihr mit 352 gegen 162 Stimmen das Vertrauen des Parlaments ausgesprochen wurde, spricht dafür, daß die überwiegende Mehrheit des Volkes hinter ihr steht.

Das ist die zweite entscheidende Tatsache, warum eine Intervention Deutschlands im Burenkriege nicht möglich war. Es ist nicht mehr das alte England Gladstones und seiner Freunde, das vor uns steht, das von unsern Liberalen idealisierend uns immer geschildert wird: edel, hilfreich und gut, aber ohne alle staatlichen Instinkte; es ist das England Chamberlains, ein brutales, realistisches England, das ästhetisch keinen so guten Eindruck macht, das eigene Interessen hat und fremde Interessen verlegt, das sich Gegner weckt und seine Gegner bekämpft, das aber die eine Eigenschaft sicher vor dem liberalen England voraus hat: Selbstvertrauen, Mut und staatliche Energie. Diese Umwandlung des englischen Volkscharakters ist im letzten Jahre in Deutschland öfter beschrieben worden. Meist hat man dabei freilich in einseitig moralischen Farben gemalt und Licht und Schatten in allzu partiischer Weise verteilt. Für unsere Betrachtung aber kommt es auf die Frage nach der größeren oder geringeren Moralität des englischen Volkes früher und jetzt gar nicht an. Für den Politiker gilt nur die Frage: hat das moderne England mehr

staatlichen Sinn, als es das alte gehabt hat? Ist der „Imperialismus“ eine verstärkte politische Energie? Und nach der Beantwortung dieser Frage hat er seine Maßnahmen zu treffen. —

Die Maßnahmen, die die deutsche Regierung getroffen hat, entsprechen demnach vollständig den Forderungen der politischen Lage. Da die Machtmittel, über die wir verfügten, dem modernen England gegenüber zur Durchführung einer Intervention nicht genügten, so war es richtig, daß Deutschland einer jeden Einmischung in die südafrikanischen Angelegenheiten sich strikte enthielt. Es war ausgeschlossen, daß wir den Buren helfen konnten; so mußten wir still bleiben, um größeren Schaden für uns selbst zu verhüten. Ja, es war sogar noch mehr nötig, als strikteste Neutralität. Die von 1896 her bekannte Südafrikapolitik Deutschlands bedeutete eine Stellungnahme in ausgesprochen antienglischem Sinne. Sie war vor der Öffentlichkeit bisher noch niemals deutlich angegeben worden. Wohl hatte der jetzige Staatssekretär, in der richtigen Erkenntnis, daß die Buren doch über kurz oder lang verloren seien, bereits 1898 einen geheimen Vertrag mit England über die eventuelle Zukunft der portugiesischen Kolonien in Südafrika geschlossen, und sicher ist ein Satz dieses Vertrages die deutsche Neutralität in einem zukünftigen Burenkriege Englands gewesen. Aber es handelte sich hier um einen geheimen Eventualvertrag, der nur den beiden Regierungen, nicht aber der Öffentlichkeit bekannt war. Sollte der Eindruck der Krügerdepeche ganz aus der Welt geschafft werden, so mußte die deutsche Regierung ganz deutlich und öffentlich kundgeben, was ihre Absichten seien. Daher sind die offiziellen Ausführungen zu erklären, die gleich nach Beginn des Krieges erklärten, daß Deutschland nicht so illoyal sei, die Notlage seines Kontrahenten selbstföchtig auszunutzen, und daß es nicht daran denke, für Frankreich oder Rußland die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Darin ist auch die Notwendigkeit des Kaiserbesuchs in England im vorigen November begründet. Es mußte deutlich gezeigt werden, daß Deutschland trotz des Transvaalkrieges offiziell keine Feindschaft gegen England hege.

Die deutsche Presse hat diese staatliche Notwendigkeit zunächst

nur wenig verstanden. Auch wir unsererseits müssen gestehen, zunächst die Absicht der neuen Englandreise des Kaisers mit Mißtrauen betrachtet zu haben (siehe „Silke“ 1899 Nr. 44 Seite 2); aber schon sehr bald haben wir eingesehen, daß wir im Irrtum waren, wenn wir glaubten, es sollte dadurch der antienglische Instinkt im Volke beschwichtigt werden. Ähnlich ist es der anderen deutschen Presse auch gegangen. Zuerst war es den meisten Blättern sehr schwer, daß Deutschland sich in die harte Notwendigkeit des Stillhaltens fügen müsse. Vor allem die agrarischen Blätter und die dem alldeutschen Verbandsverbände nächststehenden Organe tobten gewaltig und forderten zum mindesten die Unterlassung jeder englandfreundlichen Kundgebung. Ziemlich schnell aber verbreitete sich auch hier die Einsicht, daß wir thatächlich doch nichts thun könnten. Und es war nicht ein Zeichen charakterloser Schwäche, sondern weiser Mäßigung, als die Brandrede des Abgeordneten Dr. Lehr im Reichstage bei Gelegenheit der Interpellation über die Schiffsbeschlagnahmen im ganzen Hause keinen Anklang fand. Immerhin aber sah sich die Regierung durch den englandfeindlichen Ton der Presse veranlaßt, in der Politik der unverbindlichen Liebenswürdigkeiten gegen England fortzufahren. So verhütete sie, um ein Bismarcksches Wort zu brauchen, daß nicht die ganze Nation die Fenster-scheiben bezahlen mußte, die ihre Presse einzutwerfen versucht hatte.

Freilich verfolgte sie damit zugleich unausgesprochen wohl noch einen anderen Zweck: sie wollte verhüten, daß die Verdoppelung der Flotte, die sie beantragt hatte, in England Mißtrauen erwecke. Denn das ist das zweite, was ihre Stellung zum Burenkrieg bezeichnet, und was die notgedrungen englandfreundliche Haltung der Diplomatie erst in das rechte Licht setzt: sie sorgt, daß wir in Zukunft besser gerüstet sind als heute. Indem sie sofort nach Beginn des Krieges, ihr altes Flottenprogramm über den Haufen werfend, die Verdoppelung der bisherigen Schlachtflotte beantragt, zeigt sie, daß auch sie ein Verständnis für die Gefahren hat, die für uns in dem erneuten Machtzuwachs Englands liegen. Sie weiß, daß Englands Vordringen in Afrika irgend wann einmal auch unsere Kolonien bedrohen und daß die wachsende Konkurrenz der deutschen Industrie den meerbeherrschenden Briten

irgendwann einmal veranlassen wird, mit politischen Machtmitteln sich des wirtschaftlichen Konkurrenten zu erwehren. Wann das eintreten wird, vermag heute kein Mensch zu sagen. Es ist auch denkbar, daß wie vor 5 Jahren das drohende russisch-französische Unwetter unvermutet an uns vorübergezogen ist, daß so auch der deutsch-englische Gegensatz sich nicht in kriegerischem Zusammenprallen zu entladen braucht. — denkbar, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich. Aber auf alle Fälle müssen wir gerüstet sein, militärisch durch möglichste Verstärkung unserer Flotte, politisch durch möglichste Erhöhung unserer Bündnisfähigkeit, und dazu gehört wieder in erster Linie die Verstärkung unserer Flotte. Daß die Regierung gerade den Winter des Burenkrieges dazu benutzt hat, durch ihre Flottenvorlage diese Gedanken in die politische Diskussion zu werfen, das ist allein schon ein Zeichen, wie es mit ihrer oft getadelten und verhöhnten „Englandfreundschaft“ in Wahrheit bestellt ist.

Es war natürlich mißlich, daß sie über diese Dinge sich nicht deutlich und ausführlich hat aussprechen können. Und die mangelnde Begründung der Vorlage hat der Opposition ihre Arbeit bedeutend erleichtert. Nichtsdestoweniger aber hat die Mehrheit des Volkes in steigender Klarheit die Notwendigkeit der Flottenvermehrung erfaßt. Die leisen Andeutungen, die in der Begründung enthalten sind, wenn dort immer nur auf den „seemächtigsten“ Gegner hingewiesen ward, die besonders fein ausgestaltete Erwähnung Englands in der Etatrede des Staatssekretärs von Bülow, seine Hindeutung auf die Gefahren, die für uns im Anwachsen des englischen Imperialismus liegen, in der Budgetkommission, das und manches andere der Art wurde doch allmählich verstanden. Und die unerwartet starke Agitation, die den ganzen Winter über entfaltet wurde, trugen den politischen Entschluß in immer weitere Kreise, daß wir Opfer bringen wollen, um unsere Zukunft zu schützen. So wurden die Schwierigkeiten, die der Flottenvorlage aus Gründen der inneren Politik anfangs in reichlichem Maße erwachsen waren, doch schließlich glücklich überwunden. Mit starker Mehrheit ward sie am 12. Juni dieses Jahres in dritter Lesung beschlossen. —

In dieser Flottendebatte, die den ganzen Winter beherrscht hat, vollendet sich der Kreis dessen, was über Deutschlands Haltung im

Burenkrieg zu sagen ist. Für uns bedeutet dieses letzte Jahr, daß wir als Nation an politischem Takt und politischer Einsicht, aber auch an politischer Energie unstreitig reicher geworden sind. Mit ungewohnter Festigkeit ist die antienglische Stimmung in unserer Mitte losgebrochen. Mit ungeheuchelter Teilnahme haben wir alle die Siege und die Niederlagen des heldenhaften Bauernvolkes begleitet. Aber mit immer steigender Sicherheit haben wir gelernt, daß ein großes Volk um seiner eigenen Zukunft willen seine Politik nicht von solchen Wallungen des Gemütes bestimmen lassen darf. Wir haben gelernt, trotz aller menschlich-militärischen Begeisterung in politischen Dingen auch den germanischen Buren gegenüber etwas an dem Gefühl zu haben, das Bismarck einst den Bulgaren gegenüber in die klassischen Worte kleidete: „Was ist uns Hekuba?“ Dabei haben wir aber auch die Gefahren erkannt, die uns selbst aus dem englischen Anwachsen drohen, und haben den Entschluß gelernt, mit aller Energie für die Zukunft zu rüsten. Wir haben mit Klarheit die Aufgabe erfaßt, die unserer Zeit gestellt ist: wir haben heute noch nicht die Machtmittel, die nötig sind um wirklich ernstlich Weltpolitik zu treiben. Darum können wir uns nicht, wie uns manchmal nahe gelegt wird, mit der Zeit des großen Kurfürsten vergleichen, dem es vergönnt war, aus verschiedenen Landesteilen einen einheitlichen Staat zusammenzuschweißen. Wollen wir historische Parallelen für unsere geschichtliche Aufgabe suchen, so finden wir sie eher in der Person Friedrich Wilhelms I., der streng und hart sein Land und sein Heer reorganisierte und dadurch die Vorbereitungen schuf, die einer späteren Generation die Möglichkeit boten, weltgeschichtliche Thaten zu thun.

Daß wir nach allen diesen Zeiten hin unsere politische Aufgabe erfassen lernten, das ist das geschichtliche Verdienst, das der heldenhafte Todeskampf der Buren unserem Volke geleistet hat.





Max Klinger.

Von

Paul Schöbinger.

Vergleicht man die glücklichen Tage der Kunst in den verschiedensten Zeiten, so wird man überall die Beobachtung machen können, daß diese glücklichen, d. h. schöpferischen Perioden nie nach nur einer Richtung hin gearbeitet haben, sondern daß sich ihr Reichtum in Gegensätzen und Widersprüchen offenbart, ähnlich der Natur, die ja auch in ewiger Geberlaune die gegensätzlichsten Gebilde ohne Unterlaß schafft. So giebt es z. B. in der Kunstgeschichte eine konservative, meist kirchlich hieratische Richtung, die zu allen Zeiten, auch in umstürzlerischen, ihr Recht behält, da sie den Zusammenhang des künstlerischen Schaffens garantiert. Daneben finden wir eine schlechtthin revolutionäre Richtung mit prinzipieller Verneinung der Tradition und kühnem Drang zu neuen Zielen, deren Kräfte natürlich bei jeder neuen Bewegung den besten Vorspann leisten. Oder — um einen anderen Gegensatz anzudeuten: wir finden eine die Biegung und Eurythmie der Linie vor allem pflegende, diese zu höchstem Einklang zwingende Kunst, deren glücklichste Resultate von denen verlacht werden, die von der künstlerischen Formensprache vor allem die Darstellung des Charakteristischen, des Symptomatischen fordern. Selten verschwindet die eine Richtung völlig hinter der anderen, wenn auch nur eine die führende sein kann. So werden wir das Idealporträt immer neben dem Charakterkopf finden, die Melodie zart empfundenener Bewegung neben den festen Klängen markanter Rhythmik erklingen hören. Welche Fülle der Gesichte und Gebilde hat die perikleische Kunst aufzuweisen, wo der in höchster Freiheit erbaute Parthenon neben dem fast orthodoxen Erechtheion steht! Wie ungeheuer gegensätzlich verlaufen die Bestrebungen der italienischen

Renaissance, wenn wir den Kunstwillen der Florentiner neben die Wünsche der Venetianer stellen, oder wenn wir das künstlerische Gewissen Raphaels mit dem Michel Angelos vergleichen. Die gleiche Überraschung würde eine Betrachtung der holländischen Malerei ergeben, in der sich Gegenätze wie Frans Hals und Pieter de Hooch, Ruysdael und Hobbema nebeneinander behaupten. Überall zeigt es sich, daß die blühende Kunst dem blühenden Leben gleicht; allerorts spricht es, und sieghaft steigen die verschiedensten Gewächse aus dem unendlich reichen Boden heraus. Nur tote Zeiten, welche nicht schufen, sondern nachahmten, können auf eine Formel gebracht werden; die lebendigen Stunden der Kunst tragen sich in wundervoller Polyphonie vor.

Es ist vielleicht eines der sichersten Merkmale dafür, daß wir heute in schöpferischen Tagen leben, eben dies, daß auch unsere Kunst nicht auf eine Formel festgelegt werden kann. Übereifrige Freunde der realistischen Gruppe wollen zwar einzig in dieser Ziel und Wesen der modernen Kunst verkörpert sehen und alles andere als abständig abthun. Man pflegt von dem Zeitalter der Naturwissenschaften zu sprechen, das auch in der Kunst die Wahrheit um jeden Preis fordere. So sehr man die Bedeutung dieser den französischen und belgischen Meistern folgenden Gruppe als Pfadfinder wird zu würdigen wissen, so eng gerade diese Kunst im Zusammenhang mit dem spezifisch modernen, auch sozialen und wirtschaftlichen Leben stehen mag, so falsch wäre es, in dieser Richtung die alleinigen oder auch nur bedeutendsten Vertreter der modernen Kunst finden zu wollen. Derjenige Maler, der heute schlechthin der populärste in deutschen Landen ist, Arnold Böcklin, wäre schon allein ein schlagender Gegenbeweis. Hans Thoma, der eben jetzt an seinem sechzigsten Geburtstag so hoch gefeiert wurde und der Männern von der Bedeutung eines Henry Thode als der „deutscheste Künstler seit Dürer“ gilt, steht gleichfalls jener Gruppe ganz fern. Die Begründer des deutschen Neuidealismus, Anselm Feuerbach und Hans von Marées sind nicht mehr unter den Lebenden; aber ihre Werke folgen ihnen nach und reden noch keine antiquarische Sprache. Mit einem Wort: so hoch man die Gruppe der Realisten heute einschätzen mag, so falsch ist es, in ihr eine Repräsentation der modernen deutschen

Kunst sehen zu wollen. Die spezifisch deutsche Kunst wird grade von den Idealisten eher repräsentiert als von den Realisten, da diese im wesentlichen dem Ausland ihre Entwicklung verdanken, jene aber die Heimatskunst im engeren Sinne vertreten. Es giebt ja freilich heute genug Leute, welche von einer Heimatskunst nichts wissen wollen, die Internationalität der Kunst proklamieren und in ihr gerade einen Mitt zwischen den sonst gesonderten Nationen sehen möchten. Mit solchen Ansichten sich auseinanderzusetzen, ist völlig hoffnungslos. Denn jener schöne heimliche Wille, der das Wesen jeder Kunstschöpfung bedingt, der, jenseits aller technischen Routine liegend, die Eigenart der Empfindung deutlich ausdrückt, wird von diesen Kosmopoliten schlecht-hin übersehen. Wie jeder Besonnene zugeben muß, daß Richard Wagners Musik eine spezifisch deutsche ist, daß die neunte Symphonie oder gar die Matthäuspassion nur von einem Deutschen komponiert werden konnte, so wird man nicht nur in Dürer und Schongauer, sondern auch in Boecklin und Thoma schlecht-hin deutsche Künstler verehren, die nur daß deutsche Nachempfinden voll erfassen kann.

Diesen beiden braucht der Weg nicht erst bereitet zu werden. Boecklin ist auf der ganzen Linie siegreich, Thoma hat sich auch längst die zu Freunden erworben, die keine Freunde werden können. Dagegen dürfte für Max Klinger einzutreten, eine gewisse Notwendigkeit vorliegen. Seiner Kunst werden viele Leser dieses Jahrbuchs noch ziemlich fern stehen. Vielleicht gelingt es, ihm einige neue Freunde durch diese Zeilen zu gewinnen. Es ist freilich ein mißlich Ding, über Kunstwerke zu reden, von denen man keine Abbildungen vorlegen kann. Man muß schon in die Museen, Kupferstichkabinette, Kunstvereine und Kunsthandlungen gehen, um sich dort die Radierungen Klingers zeigen zu lassen. Ich werde öfter, als es für den Fluß der Darstellung erwünscht ist, mich mit Beschreibungen aufhalten müssen.

Wenn Boecklins Kunst in erster Linie sinnliche Kunst ist, die sich an unsere Sinne wendet und das Formen- und Farbenpiel der uns umgehenden Natur mit gesteigerter Bedeutsamkeit wiederzugeben und uns eindrucklich zu machen sucht, ist Klingers Kunst eine mehr gedank-

liche, die sich weniger an unser Auge, als an unseren Kopf wendet. Eine grüblerisch angelegte Natur, ohne Frohsinn, ohne Humor, voll bitteren Spottes über die Species Mensch, hat er in der Schwere seines Empfindungslebens bis jetzt nicht jene Naivetät erlangt, die das Genie dem Kind und dem Gott gleich nahe verwandt sein läßt. Es fehlt diesem Mann völlig der Glaube an den Menschen. Seine Gedanken fangen da an, wo sein Zweifel aufhört; und das ist spät, sehr spät. Seine Seele ist getränkt mit Bitterkeit. Wer bei ihm freundliche Hilfe und trauliche Gemeinschaft sucht, wird enttäuscht sein. Es fehlen bei ihm all jene Freuden, die der harmlose Mensch als Inhalt der Alltagsstunden so hoch schätzt und mit Recht mehr als die Ausnahmen liebt. Die Afforde, die er anschlägt, sind nie schlicht und nie im tonischen Dreiflang. Sein Auge sucht das Dunkle, Abgründige; er hat verlernt, das Spiel des Lebens heiter zu genießen. Wie ein schweres Gewicht trägt er seinen Tiefinn mit sich herum.

Und trotzdem kann der, welcher sich einmal in die dunkle Tragik und den klaren Ernst seiner Schöpfungen hineingedacht hat, nicht wieder los von ihm. Denn er weiß Dinge zu sagen, die selten jemand sagt, bei denen wir aber bescheiden flüstern: Ja, so ist es. Er führt uns auf steilem Pfad in die klare Höhe, oder auf enger Stiege in die dunkle Tiefe, immer dahin, wohin wir aus eigener Kraft nicht können und wohin wir doch auf und ab steigen müssen. Es sind Stunden der Einkehr, die wir seinem Schaffen verdanken. Das Genie leidet für die Masse; sein Herz erlebt die Stürme des Schicksals, deren Macht wir Kleinen nur von ferne ahnen und im Schauer verehren. Gottes Diener sind Feuerflammen; das Feuer leuchtet nicht nur, es brennt auch tief ins Herz hinein. Alles Feuer aber ist rein.

Die Renaissance der Italiener fand einen gewissen Höhepunkt in jenen Menschen, deren universale Geisteskraft die Summe des damaligen Wissens und Könnens umspannte. Als solche „Allumfasser“ werden Leon Battista Alberti und Leonardo gerühmt. Der letztere war nicht nur der größte Maler, sondern auch der erste Techniker seiner Zeit. In den medizinischen Handbüchern wird er mit Ehrfurcht erwähnt, die Adepten des perpetuum mobile flüstern noch heute seinen Namen. In diesem Sinne ist Klinger nicht universal; wohl aber in dem Sinne

eines Beherrschers aller Künste. Er ist in erster Linie Bildhauer; und er spricht sich gerade neuerdings vorzugsweise in Marmor aus. Wie bedeutend er als Maler ist, beweist die Thatsache, daß jedes neue Bild einen Sturm des Beifalls und der Entrüstung entfesselt. Als drittes tritt — noch bedeutamer als die Malerei — seine Griffelkunst hinzu. Er ist der erste Radierer der Gegenwart. Außerdem hat er ein sehr bestimmtes musikalisches Empfinden, das viele seiner Schöpfungen veranlaßt und bedingt hat; er ist auf diesem Gebiete absoluter Klassiker, vor allem Anhänger von Brahms. Die Musik Wagners ist ihm leider verschlossen. Endlich ist Klinger Schriftsteller. Er hat sich über die künstlerischen Grundlagen seines Schaffens in einer Klarheit und Durchsichtigkeit geäußert, die verrät, daß er seine Überzeugung aus der Erfahrung in der täglichen Arbeit schöpft.

Auf allen diesen Gebieten ist er ein Neuerer geworden. Sein unermüdliches Ringen mit neuen Problemen ist vielleicht das Charakteristischste für seine ganze Kunst. Er ist Experimentator durch und durch: die verschiedenen Arten und Farben des Marmors, ob grob- oder feinkörnig, ob milchweißer Carrara oder giallo antico, führten ihn zu kühnen Zusammenstellungen verschiedener Marmorarten. Die Folge dieser Versuche war die farbige Skulptur, deren eindringliche Kraft ihn gleich bei dem ersten Werk, der Salome, so überzeugte, daß er nie wieder zur akademischen „Weißheit“ zurückgekehrt ist. Zum Material des Marmors kamen andere Steine hinzu. Die Augen wurden eingesetzt, der Mantel an der Schulter von einer wirklichen Kamee gehalten. Es wurden künstliche Lichter durch Einsetzen von elektrischen Birnen versucht. Bronze, Silber und Gold mischt sich am Throne seines Beethovens mit dem tiroler Dux und dem griechischen Marmor. Findet er auf einer griechischen Insel eine alte Tempelschwelle, deren Struktur ihn fasziniert, so holt er aus dem herrlichen Block eine Amphitrite heraus, unbekümmert darum, daß die Arme fehlen müssen. Wenn einmal sein Beethoven fertig sein wird — schon das, was man bis jetzt im Atelier sieht, läßt das Größte ahnen — wird man einsehen, welche Wirkungen durch die Verbindung verschiedenen, sich gegenseitig steigernden Materials erreichbar sind.

In gleicher Weise ist Klinger in seiner Radierkunst ein experimentierender Revolutionär. Es geht nicht an, dem Leser in Kürze klar zu machen, wie viele Kombinationen die Kunst des Grabstichels, der kalten Nadel und der acqua tinta zuläßt. Man sehe nur einmal Dürers Kupferstichwerk durch, um da schon die größten Verschiedenheiten in der Technik zu finden. Klinger fand hier ein reiches Feld für seine Experimente. Wie er allerorts einen wirklichen Materialstil zu entwickeln sucht, so soll sich auch bei der Radierung die Technik mit dem Inhalt des Blattes, mit dem Gedanken decken. Die früheren Blätter haben etwas Improvisiertes, Skizzenhaftes, eine leichte Federzeichnung. Je älter er wird, desto präziser wird der Gedanke und seine Ausführung. Ich möchte sagen: je erregter die Seele, um so tiefer dringt die Nadel ein. Die Griffelkunst verzichtet auf farbige Wirkungen; sie reduziert die Fülle der Naturfarben auf den Gegensatz von Schwarz und Weiß, von Hell und Dunkel. Aber wie in der Natur zwischen Morgen und Abend unendliche Lichtstufen sich abtreppen, so sind auch die Ausdrucksmöglichkeiten des Radierens für das Helle und Dunkle, für Tag und Nacht ohne Zahl. Und kein Radierer hat bisher so viele Möglichkeiten gefunden wie Klinger.

In dem Schriftchen: „Malerei und Zeichnung“ hat Klinger sich prinzipiell darüber ausgesprochen, daß diese beiden Künste sich an verschiedene Rezeptionsfähigkeiten des Menschen wenden. Die Malerei will einen Ausschnitt aus der (verdichteten) Natur geben mit dem Zweck der Täuschung, der Illusion; sie wendet sich vor allem an das Auge und sucht dieses in die von der Kunst geklärten Wirklichkeiten der Natur herüberzuziehen. Die Radierung wendet sich dagegen mehr an die Vorstellung und an die Phantasie der Menschen. Sie deutet mit ihren schwarzen Strichen Gedanken an, die der Beobachter selbständig weiter-spinnen soll. Die Radierung ist nur der Anlaß zur Selbstthätigkeit des Betrachtens. Wie der Reiz eines intimen Gespräches darin besteht, dem Freund einen Teil der Gedanken zum Erraten, Kombinieren und Fortspinnen zu überlassen, wie das große Drama nur bis zur Ahnung führt und den Zuschauer zur Entwicklung der angedeuteten Möglichkeiten zwingt, so will die Griffelkunst Gedanken andeuten und helfen,

sie auszudenken. Das hat sie von jeher gethan. Man denke an Dürers Melancholie, an sein „Großes Glück“, an den lesenden Einsiedler „Hieronymus im Gehäus“. Oder man bringe sich Rembrandts Radierungen in Erinnerung. Überall sind es Hieroglyphen, die der eifrig Lesende und Sinnende mit Stauen entziffert, um dann erregt weiter zu sinnen und immer Neues zu finden. Hinter der geschilderten Wirklichkeit, wie das Blatt sie giebt, lagern unendliche Möglichkeiten, zu denen hindurchzudringen eine köstliche Entdeckung bedeutet.

Einen ganz besonders breiten Raum nehmen in Klingers Radierungen die religiösen und biblischen Stoffe ein. Klinger ist vielleicht kein überzeugter Christ. Um so freudiger beobachten diejenigen, welchen die Bibel mehr ist als eine Urkunde, wie häufig er aus dieser uner schöpflischen Fundgrube ergreifender menschlicher Konflikte die Gedanken entlehnt. Es giebt kaum ein herrlicheres Argument für den Reichtum und die Kraft der Bibel als ihre Unentbehrlichkeit für die Künstler. Sie ist so wahrhaftig, daß diese fast ebenso oft nach der Bibel als nach der Natur malen. Vieles mag dem Historiker Märchen sein; dem Künstler bleibt es die wundervoll anschauliche Darstellung ewiger Gesetze, nach denen wir alle, Christen und Nichtchristen, leben und sterben müssen.

Wie selten aber findet dieses Buch einen kongenialen Erreger! In der Wissenschaft wie in der Kunst hat die Kunst bisher selten Raum gelassen für die echte Flamme sprache. Es steht so traurig mit dem, was als Bilderbibel und religiöser Wand schmuck heute in unserem deutschen Bürgerhaus sich eingemistet hat. Wie flach und süßlich ist doch das alles, wie selten aus jenem Feuer heraus entstanden, das die großen Zeugen der alten Zeit bis zu Luther und Bach herauf durchglüht hat! Wer von der Religion nicht Beruhigung und Befänstigung, sondern Erregung, Zittern und Schauer erwartet, der sehe sich an, wie Klinger die biblischen Szenen auffaßt und neuschafft. Historische Treue darf hier nicht gefordert werden; vielmehr gilt es für den modernen Künstler, mit sicherem Instinkt das heraus zu greifen, was uns heute besonders erregt. Man gebe also nicht nur auf das acht, was er giebt, sondern auch auf das, was er wegläßt.

Mit zwanzig Jahren schuf der Künstler in acht Blättern eine Folge: „Zum Thema Christus“,*) in denen sich gleich sein leidenschaftliches Interesse für die Gestalt und Tragödie des Nazareners verrät. Ich suche kurz die Auffassung zu beschreiben.

1. Abschied von Bethlehern. Weite öde Landschaft; wenig Schatten, kahle Hänge. An dem Berg, dessen Höhen in ewiger Ruhe verdämmern, zieht ein schmaler Pfad dicht am Abgrund vorbei. Ein junger Prophet schickt sich eben an, ihn zu gehen. Sager die Gestalt, der Kopf groß, offen die Augen, dichtes langes Haar. Aber noch umflammt seine Rechte ein armes junges Weib, das nichts hat als den, den es jetzt verlieren soll. Keine Hoheit, keine Verklärung liegt über ihr. Sie ist zusammengebrochen in ihrem Weh, leidenschaftlich hängt sie sich an den Geliebten, der jetzt für immer von ihr gehen will. Denn das fühlt sie: es ist nicht ein Abschied auf einige Zeit, sondern für immer. Er wird die Stimme der Frauenliebe nie erhören. Und neben Magdalena kniet Maria, die Mutter. Zu alt schon, um sich gegen das Geschick zu wehren, kniet sie stumm nieder und blickt mit traurig hoffnungslosem Auge zum letzten Mal den geliebten Sohn an. Kein Mann nimmt an diesem Abschied teil; hier wie am Kreuz harren nur die Frauen bis zuletzt an.

2. Gang zur Bergpredigt. Ein sonnenverbraunter kahler Hügel, ohne Straße, ohne Haus, ohne Baum, ohne Vogel. Oben ein paar Kinder, die staunend auf den seltsamen Zug blicken, der naht. Wir sehen die Männer, die heraufsteigen, nur vom Rücken. Aber ihre Silhouette läßt ahnen, daß sie innerlich leidenschaftlich thätig sind. Niemand redet, alles ist in Erwartung. Dem Zug des Herrn mit den Jüngern schließt sich eine seltsam gemischte Gruppe an. Greise mit langem Bart, Krüppel an ihren Stöcken, Weiber mit Säuglingen in den Tüchern, Männer mit langen Kopftüchern schleichen in der Glut die Höhe herauf. Die Neugierde ist geweckt, man ruft sogar nach den Bekannten. Denn es heißt: endlich werde mal einer die Wahrheit sagen. Ein schwüles Geheimnis deckt das Ganze.

*) Heute in der Nationalgalerie in Berlin; Nachbildungen in dem Klinger-Werke von Meißner.

3. Rückkehr von der Bergpredigt. Auf schattenloser Höhe hat der Herr geredet. Seine Worte haben die Sonne überwunden. Noch kauern sie betroffen, ratlos, begeistert, entsetzt auf dem Platz, wo er stand. Langsam geht er selbst mit den Zwölfen zurück. Diese Erregung in dem Aultiz, leidenschaftliche Hoffnung und vielleicht noch mehr die Enttäuschung: ich gab mein Bestes, aber auch diesmal . . . Scheu folgt die Jüngerschaft. Verstanden hat keiner etwas; die Verlegenheit ist deutlich; und niemand hält Zwiesprache mit sich selbst. Aber Ehrfurcht hält sie im Bann. Sogar der Soldat, der dort steht, reißt unwillkürlich den Helm herunter und steht stramm, als der Herr vorübergeht. Nur ganz vorn eilen drei voraus, die sind eupört und listig. Jetzt haben sie es wörtlich gehört, was sie schon längst ahnten. „Achtet er Mojen und die Propheten nicht . . .“ Wir ahnen, daß der Tag die Entscheidung über ein ganzes Leben bedeutet.

4. Der Zinsgrofchen. Jetzt sitzt er mitten unter den Pharisäern, hat sogar harmlos mit ihnen getafelt. Das Gespräch ist weiter und weiter gegangen. Schließlich zieht der Wirt drei Goldstücke heraus und fragt lauernd, wem man den Zins zahlen solle. Es ist die alte Frage, die jeden Juden brennend bewegt. Und so lauscht alles um Christus herum, was er wohl sagen würde. Der aber läßt sich nicht täuschen. Er fühlt, daß Herzenshärtigkeit ihn hier belisten will. Ruhig — er ist der einzige Ruhige unter all den Erregten — greift er in den Bart und weist auf das Geld: Sehet selber zu, was dort geprägt ist. Mit einem fühlenden Witz wehrt er der plumpen List.

5. Jairi Töchterlein. Eine echt morgenländische Kammer mit nackter Diele, nackter Wand, kleinem Fenster. In dem Zimmer stehen zwei Männer und zwei Weiber um die Leiche der Tochter; der Tod herrscht in dem dumpfen Gemach. Da tritt Christus ein, nicht leise und behutsam, sondern gewaltsam mit brennenden Augen. Er bricht durch die Stille, durch den Schlaf; und sein gewaltiges Lebenswort schreit das tote Menschenkind an. Da flieht der Knochenmann; noch halb betäubt fährt die Sieche aus dem Schlaf auf und wendet sich zu der Stimme, die sie rief. Entsetzt fliehen die Weiber die Stiege herunter.

6. *Ecce homo*. Es ist nun so weit. Sie haben ihn gegriffen, weil er zu lebendig war. Nun sitzt er da, elend, verhöhnt; die Landsknechte wüßeln über den seltsamen Purtschen, die Menge johlt wüßt von unten herauf. Zu ihr schreit Pilatus mit gereizter Stimme: „Welchen wollt Ihr, daß ich Euch losgebe.“ Ihm ist es fast gleich; freilich gefährlich scheint dieser eigenartige Mann und besser ist besser. Christus selbst weiß, daß er nichts mehr zu erwarten hat. Er blickt weg, um denen die Scham zu sparen, vor deren Augen er so sitzen muß.

7. Kreuzerhöhung. Ein armer elender Mensch wird den Stamm hochgezerrt. Er ist schon halbtot, vor Schmerzen kann er nicht mehr stehen und die Stricke brennen entsetzlich an den Handgelenken. Eine wüste Menge johlt um ihn und übertönt seinen leisen Schrei. Vergebens suchen die Soldaten die schreienden, schwagenden Weiber zurückzudrängen; alles will nah heran und das Schauspiel genießen. Gern läßt sich alt und jung vorwärts schieben, gern das Weib vom Hintermann drücken — ein köstliches Gedränge!

8. Christi Höllenfahrt. Der Fürst des Lebens ist in die Tiefe gedrungen. Er hat die seit Ewigkeiten geschlossenen Pforten der Unterwelt überwältigt, das Thor aufgerissen, — nun tritt er ein. Kreisend fährt Lucifer mit gelbem Gestank in die Lüfte. Vor Christus aber fanern die jungen und alten Seelen jener Altvordern, deren Hoffen auf diesen Tag wartete. Und seine einzige Gebärde sagt: „Kommt Ihr alle.“

*
*
*

Von Klingers größeren Bildern behandeln drei das religiöse Thema, während nur einmal ein mythologischer Stoff, „Das Urteil des Paris“ von ihm dargestellt worden ist. Von diesen drei religiösen Bildern hängt das eine, die Betweinnung Christi, im Dresdener Museum; das zweite, die Kreuzigung, sollte im Hannoverischen Museum aufgestellt werden, hatte aber so schlimme Verdächtigungen durch die Väter der Stadt zu erfahren, daß der Künstler es telegraphisch zurückzog. Das dritte endlich, „Christus im Olymp“, eine Riesentafel von nie gesehenen Dimensionen, steht heute gleichfalls im Atelier des Künstlers,

nachdem es auf zwei Ausstellungen Staunen und Bewunderung ebenso sehr wie Entsetzen und Entrüstung hervorgerufen hat.

Es ist wehmütig, sich die Gründe dieser Ablehnung auch seitens besonnenen Menschen klar zu machen. Gerade auf dem religiösen Gebiet herrscht eine starke Abneigung gegen revolutionäre Tendenzen. Man gestattet den Proletarierten auf Uhd'schen Bildern, da er die Scene ergreifender gestaltet, ohne ihren Inhalt zu berühren; inhaltlich hat Uhd mit Raumanns: „Jesus als Volksmann“ durchaus nichts gemein. Noch weniger hat man gegen die mittelalterlichen Söldnertrachten der Gebhardschen Bilder einzuwenden, da hier die biblizistischen Gedanken lediglich in anderer Regie vorgeführt werden. Der letztgenannte Künstler hat sich ausdrücklich dagegen verwahrt, als wollte er den „historischen Christus“ im Sinne der modernen Theologie malen. Dieser und fast alle Maler der Gegenwart können den Mann aus Nazareth nicht anders als symbolisch und typisch auffassen. Als Prophet und Mittelpunkt unseres Glaubens wird er mit den kanonischen Eigenschaften ausgestattet, wie sie die kirchliche Lehre allzeit verkündet und gefordert hat — fordern mußte. Jeder Versuch, hier ein individuelles Schicksal intuitiv darzustellen, so daß die Stunden des Glücks und der Enttäuschung, der Hoffnung und Verzweiflung, der Thränen und des Jornes uns unmittelbar gegenwärtig werden und wir zunächst gar nicht fragen, wer da vor uns lebt und stirbt — diese Auffassung gilt noch immer als profan, als unwürdig. So schwierig die Frage ist, ob wir je den „historischen Christus“ werden fassen und begreifen lernen, so wertvoll scheint Vielen von uns der Versuch, aus den oft so absichtlich zugestutzten und hieratisch verhörnten Urkunden vor allem die persönlichen Züge herauszulesen. Namentlich die Passion ist so reich an den erschütterndsten Momenten im rein menschlichen Sinne, daß der Künstler, der erschüttern will, dabei keiner Metaphysik bedarf. Damit soll keineswegs diese Auffassung als die allein richtige hingestellt werden. Aber es hungern viele Menschen nach dieser Art der Betrachtung; und diese haben daselbe Recht satt zu werden als die, welche andere Speise sättigt.

Und noch einen besonderen Vorzug darf diese neue Weise, alte Wahrheit zu sagen, für sich beanspruchen. Wir haben es alle erlebt,



Max Klinger, Die Kreuzigung.

daß sich uns die Schönheit der Bibelworte verdunkelte, weil man sie zu häufig las und hörte. Weizäckers Übersetzung des Neuen Testaments hat 3. T. deshalb so mächtig gewirkt, weil sie vieles nicht nur richtiger, sondern anders ausdrückte als Luther. Ähnlich wirken solche Bilder wie die Klingers. Man ist zunächst frappiert von dieser neuen eigenartigen Beleuchtung. Aber die Betroffenheit wandelt sich in neue Teilnahme, wir empfinden, daß hier „Ältestes bewahrt mit Treue“, aber „neugewandelt in der Seele“ ist. Es ist die schöne Auferstehung der alten Wahrheit, die Erfrischung des Eindrucks, die alte Tristen wieder grünen läßt.

Ich beginne mit der Kreuzigung (siehe Abbildung). In leuchtender Form liegt das stolze Jerusalem. Hochragende Türme hüten die Pforte, breit wölbt sich die Brücke über dem gähneuden Abgrund. Hell schimmern die Häuser in orientalischen Farben. Eine Stadt liegt vor uns, die alle Zeiten überdauert hat, die auch zu diesem Ostern wie seit 1000 Jahren sich rüstet und schmückt. Weit dehnen sich die Hügel rings um die Königsstadt; neben heißen Feldern schattige Gründe — in der letzten Tiefe blaut dunkel ein schweigender See bei schwarzen Cypressen. Auf dem kahlen Steinpflaster der Golgathastätte ist es nicht kühl, die Sonne brennt mit letzter Feuerliebe; nichts hält ihre heißen Pfeile auf. In all der Hitze geht es geschäftig zu. Ehe das Fest kommt, muß es geschehen sein. Der hohe Rat ist selbst heraufgestiegen; er will dabei sein und es auskosten, wenn sein gefährlicher Feind verblutet. Es sind ausdrucksvolle Gesichter, hagere Profile; Menschen, die die Nächte im heiligen Eifer durchwacht haben und sich ihren Gott nicht leicht werden lassen. Sie haben es mitgebracht, das heilige, das entzündliche Buch, in dem geschrieben steht: „Wer Gott lästert, der muß des Todes sterben.“ Dies Buch ist ihre Wirklichkeit, nicht die, welche sich zitternd und blutend vor ihren Augen entfaltet. Die Steine des Bodens sind aufgelockert, drei Kreuze sind mit derben Keilen festgerammt. Die Opfer sind schon gerichtet; nackt hängen sie da im Sonnenbrand. Vom wütenden Schmerz gepeinigt haben sie das Bewußtsein verloren; gnädig deckt die Natur ihnen die Gegenwart schon vor der eigentlichen Erlösung

zu. Die Kraft zu sprechen haben sie längst verloren. Stumm hängt der Eine da, als ein stillgewordenes Opfer der Welt und ihrer Befehle, er, der es wagen wollte, ein höheres Gesetz zu künden. Nichts Göttliches verrät den Göttlichen; Menschliches, Allzumenschliches schreit aus den stieren Mienen.

In das Eisern des Synedriums, das durch Schreien das doch sich regende Gewissen betäuben will, dringt ein einziger kurzer, gellender Schrei. Ein junges Weib bricht vor dem Kreuz zusammen. Es ist Magdalena, die ihrem Meister in schener Liebe bis zum Todeshügel gefolgt ist; sie erliegt der entsetzlichen Stunde. Neben ihr steht kerzengerade, ohne sich zu rühren, eine zweite, ältere Frau, die nicht einmal mehr weinen, mehr schreien kann. Maria, der versteinerten Riobe gleich, steht regungslos, den stieren Blick auf den Sohn heftend. Ihr Mutterauge hat lange voransgesehen, ihr Mutterherz schon lange gefürchtet. Aber das hatte sie doch nicht erwartet. Wir fragen ums vergebens, wie eine solche Frau mit der Erfahrung noch weiter leben kann. Wohl steht Johannes neben ihr; aber auch sein Antlitz ist hart und ohne Trost. Klinger hat ihm die Züge der bekannten, über dem Leben geforniten Maske Beethovens gegeben; jeder, der sie kennt, weiß, wie viel Bitterkeit, wie wenig Hoffnung darin ist. Geschäftig thun die nackten braunen Schergen die letzten Dienste — Niemand achtet ihrer. Versunken in tiefste Tiefen, entwendet „dem blendenden Schein des türkischen Tages“ eilen die Seelen dieser heiligen Familie der Heimat in Gott zu. Jener stirbt; mit ihm verlöscht auch das Licht für diese. Über den steinigen Hügel von Golgatha zieht die neunte Stunde; der Heilige ist bei seinem ewigen Vater.

Es giebt Leute, welche es beklagen, daß dieser Kreuzigung all jene versöhnenden Züge fehlen, mit denen der Bericht der Evangelien die Tragödie umstellt hat. Ich weiß sehr wohl noch, wie es mich durchfuhr, als ein geliebter theologischer Lehrer im Kolleg wehmütig sagte: Die sieben Kreuzesworte dürften kaum gesprochen worden sein. Auch Klingers Christus redet nicht. Die rührende Episode: „Siehe, das ist Dein Sohn, siehe, das ist Deine Mutter,“ ist hier undenkbar. Niemand hat zu reden, wenn der Tod redet. Gerade dies Unerbittliche

wirkt so erschütternd. Ohne jede Milderung äußert sich der Fluch der Welt; da haben wir still zu halten und bang nachzudenken.

Wie eine Vorbereitung auf das Drama der Kreuzigung erscheint uns das andere Bild, die Beweinung Christi, obwohl es ja in Wirklichkeit eine spätere Scene schildert. Der Herr soll in den Stein gebettet werden. Die furchtbaren Martern haben seine Schönheit nicht vernichten können; hager und fast ohne Fleisch, aber als wunderbares Schöpfergebilde von kräftig großem Bau liegt der Tote auf dem kalten Stein. Die Treuen können sich nicht trennen, die Mutter und Johannes stehen neben dem Sarkophag. Marias Augen sind vom Weinen blind, tastend sucht ihre Hand noch einmal die des Sohnes zu liebkoosen. Johannes — der auch hier dieselbe Maske wie oben trägt — hält tröstend ihre Rechte. Aber reden kann auch er nicht. Mit bitterem, bitterem Schmerz blickt er in das tote Antlitz des geliebten Meisters. Totenstill ist es ringsum, nur ein kühler Windhauch scheint über das Feld zu streifen. Hinter der Mauer des Friedhofs aber grünt es in den Cypressen mit ewiger Frühlingskraft; unbekümmert um den Tod, treibt die Natur neues Leben neben den Särgen hervor.

Ich glaube, es weht ein protestantischer, nordisch-herber Zug durch diese Bilder. Sie wenden sich nicht an weiche Gemüter, nicht an fromme Sinnlichkeit. Sie sind die letzte Stufe einer unendlichen Reihe, die durchzulaufen die wenigsten Menschen sich gezwungen sehen. Diesen aber bedeuten sie eine Befreiung, wie jede rückhaltlos dargestellte Idee ihre Kraft in sich selbst trägt.

Wie Klinger die Tragödie der Passion Christi als die Tragödie des brechenden Menschenherzens, als den tragischen Zusammenprall gegensätzlicher Mächte ansieht und uns so von dem Einzelergebnis herüberführt in jene schwer lastende Welt, in der das Unerföhlliche uns mit großer Bedeutsamkeit erscheint, so hat er auch in seinem letzten Bild den Kampf des alten und neuen, antiken und christlichen Lebens, den Zusammenprall der naiv-sinnlichen mit der ethisch-bewußten Welt dargestellt. Er läßt uns mehr das Gegenätzliche schauen als eine

Befreiung erleben. Er kennt keine Veröhnung, kein höheres Drittes. Dies Dritte giebt es; künstlerisch verkörpert haben wir es in Wagner's Parsifal. Das Ewig-Natürliche, das Reinnenschliche, das über dem sinnlichen und über dem spezifisch-ethischen Leben steht; jene Freiheit der inneren Wiedergeburt, die einen neuen Himmel und eine neue Erde schafft, in denen die Kinder des Lichts mit frohen lieben Augen wandeln dürfen. Schon der Psalmist ahnte dieses Land, wenn er bat: Schaffe in mir Gott ein reines Herz und einen neuen, gewissen Geist. Diese Bitte hat Klinger nicht ausgesprochen; er kennt nur den Gegensatz jener beiden Welten. Er ist zu wenig Kind, zu wenig heiter, zu reflektierend, ähend, zerfetzend, um dieses Reich zu glauben. Es gehört ein unendlicher Glaube dazu, dies dritte Land zu schauen und sich danach zu strecken. Aber Jener hilft uns, dem trotzigen Herzen solchen Glauben doch schließlich abzurufen, wenn er uns klar macht, daß die beiden großen Wege, die wir bisher gegangen sind, nicht weiter führen. Und eben dies sagt sein: Christus im Olymp.

Auf hohen Hängen blüht der Göttergarten. Weiße Tempel grüßen von seinen Höhen, schwere Pinien schatten im Hain. Vorn auf der schwellenden Wiese ist es klar und hell. Die Himmlischen dehnen in ewigem Behagen die wundervollen unverhüllten Glieder. Der Göttervater sitzt auf dem Marmorthron, den jungen Ganymed zärtlich liebend. Neben ihm die Zwölfschar, heiter sich ergehend, der Nymphen unwilliger Kreis mit den Satyren scherzend, der satte Pluto im Schoß Proserpinas schlummernd. Das strahlende Göttinnenterzett, das einst um Paris' Apfel stritt, steht bei der Rosenhecke, selig die goldene Lust genießend. Am leuchtendsten die Schaumgeborene; sie tanzt mit leichtem Schritt über den Blumentepich, das goldene Haar kämmend, umfichert vom Nacken der Eroten, die in den Palmenzweigen schäkern. Alles ist Sonne, Seligkeit, Singen; keine Sorge, kein Sollen stört die heitere Runde.

Da steigt den nie erstiegenen Berg ein fremder Gast herauf. Eine gelbe lange Tunika deckt den hageren Leib, ein hohes Haupt mit brennend großem Auge wendet sich zum Göttervater. Vier Frauen folgen ihm, auch sie langbekleidet, in ernsten, dunklen Gewändern.

Das Leid hat ihre Züge gezeichnet, bittere Stunden des Mitleids hat ihres Auges Glanz getrübt. Sie tragen ein großes schwarzes Kreuz herbei. Mit namenloser Betroffenheit wird der schweigende Zug auf der Wiege empfangen. Was soll die düstere Schar in der weißen Gemeinde? Selbstbewußt abweisend wendet sich Hera nach ihr um, spöttisch blickt Athene über die Schulter; nur Aphrodite künmt felig weiter das goldene Haar. Dionysos tritt weinselig vor und will in alter Gemütlichkeit dem Gast den roten Willkommentrunk reichen. Der aber weist die Schale zurück. Er blickt auf Vater Zeus, den eine furchtbare Ahnung durchblüht. Zum ersten Male wehrt er des Schenken Kuß, greift in die schlaffen Falten seines Leibes und will auffahren. Schreiend flieht Gros, der frechste Gesell, von dem Mädchen, das er eben noch liebte. Dieses ist die Einzige, die sich Christus zuwendet; sie kniet vor ihm und umklammert seine Hand, die der Herr ihr gütig läßt. Artemis bricht in den Armen des blonden Bruders zusammen, Ares prüft erregt die Waffen, ein Nymphenpaar springt betroffen von dannen. Den Berg herauf aber steigen fremde Gesellen, alte Männer mit flehend erhobenen Händen, Mühselige und Beladene, die nun endlich ihren Lichtführer zur Höhe gefunden haben.

Eine schwüle, unheimlich verhaltene Dampfsheit liegt über dem Ganzen. Im nächsten Augenblick wird einer der beiden Teile reden. Und reden heißt hier siegen oder enden.

Was oben in der Höhe sich erst vorbereitet, das hat die Untermwelt schon begriffen. Auf der Predelle des Bildes steigen die Geister der Tiefe vom Schlafe auf und machen sich an das unheimliche Werk. Die Titanen haben ihren Sturz nicht vergessen; kaum dringt in ihre Nacht die Kunde, daß ein Höherer Zeus gebiete, den Thron zu räumen, als sie auch schon sich erheben, die riesigen Beispitzen schwingen und den Fels, der den Thron des Göttervaters trägt, in Felsen sprengen. Zwei Frauengestalten, Marmorbilder, stehen rechts und links von dieser Stufe. Die eine „klagt über die verlorene Schöne“; die andere wendet sich flehend zu dem neuen Herrn: „Mächtiger der Erdenjöhne, prächtiger bane sie wieder auf.“

Daß Christus Sieger sei, daß das Alte vergangen und alles neu geworden, darüber bleibt kein Zweifel. Aber die alte Welt, die stürzen

muß, hat der Künstler zu leuchtend herrlich geschildert, das Glück ihrer lichten Tage zu hell gemalt, als daß wir nicht mit trauerndem Herzen die schönen Olympiaden wegziehen sähen. Es ist das gleiche Gefühl, das uns bei der Lektüre Homers, bei Aeschylos und Pindar oft so stark befällt: diese lichte Welt, mußte sie ganz schwinden? Es ist die schwermütige Trauer, die uns im Tempel von Pästum und im Parthenon immer wieder beschleicht: wie golden ging damals die Sonne auf und wie demütig stürzten die Gläubigen vor ihr auf die Knie! Klinger macht es uns nicht leicht, vom Göttertage Abschied zu nehmen, um im Geiste und in der Wahrheit anzubeten. Er kennt keine Veröhnung; seine ganze Kunst kennt diese Veröhnung, diesen Frieden nicht! Er erschüttert, er ergreift durch seine Trostlosigkeit. Und gewiß lieber dies Unerbittliche, als eine Vertuschung und Verkleisterung durch Worte und Schwächlichkeiten.

Der Raum verbietet mir, die cyklischen Dichtungen, d. h. Radierungen Klingers, welche inhaltlich frei erfunden sind, noch im einzelnen zu besprechen. Die bedeutendste Folge: „Vom Tode“ ist noch nicht ganz vollendet. Um dem Leser aber eine Vorstellung von dem Reichtum und der Eigenart dieser Gedanken zu geben, möchte ich abschließend denjenigen Cyklus nacherzählen, den Viele am höchsten stellen. Ich kann mich auch hier nicht auf eine künstlerische Analyse einlassen, sondern nur den Inhalt skizzieren. Die Folge ist betitelt: Eine Liebe.

1. Im Sommer war's, als alle Knospen sprangen. Da fuhr sie durch den blühenden Park. Er sah das schöne Geschöpf und warf aufs Geratewohl eine Rose in den Wagen. Sie hob sie auf und betrachtete sie lächelnd. Beide konnten die Rose nicht vergessen.

2. Am Gartenthor ihres Elternhauses sahen sie sich wieder. Sie sah ihn draußen herumschleichen; da stiehlt sie sich einen Augenblick hinaus. Er stürzt hervor, küßt ihre Hand, sie kann nur schnell beschwichtigen. „Geut Abend,“ haucht sie leise — und verschwindet.

3. Der Kahn hat ihn heraustragen, am Baum ist er hochgestiegen, nun will er über die Kante des Balkons — schon liegt sie an seinem Herzen. Mit beiden Armen umschließt er das junge schöne Mädchen und küßt es ohne Besinnung.

4. Wundervoller Vollmond. Sein weiches Licht liegt über See und Säulen. Lan streift der Hauch die Lindenblüten. In der Kammer finden sie sich. Sie schenkt ihm alles; und er hat keine Worte. Es ist das Höchste und doch Selbstverständlichste. Das Licht dieser süßen Friedensnacht liegt auf ihren nackten Füßen. Mächtig schlagen die Nachtigallen in den Büschen das Liebeslied.

5. Adam und Eva kauern nackt vor Tod und Teufel. Wer Sünde thut, muß sterben. Sie flehen und bitten; nichts rührt die grinsenden Herrscher. Das Lachen des Teufels wird gehört, das grell über die Düne hinhallt. Es branden die Wellen, es furchen die Felsen — so ewig wie Welle und Fels ist das alte Gesetz: der Tod ist der Sünde Loth.

6. In neuen Träumen hebt sich das unselige Paar. Er will fliegen durch den Weltenraum, aber sie klammert sich an ihn. Er will vorwärts in die Höhe: da hält ihm der Engel einen Spiegel entgegen: das bist Du.

7. Er hat sie verlassen. Nun sitzt sie allein auf ihrem Bett, dem Liebesbett. Wieder bricht der Mondenschein durch das Fenster, er spielt an der Wand — ha, was ist das, entsetzlich: ein kleines Kind wird sichtbar. Angstdurchbebt wühlen sich ihre Finger in die Falten des Kleides.

8. Einjam geht sie an der Stadtmauer. Nur Eine ist bei ihr, die verläßt sie nicht: die Schande. Die geißert sie an und weist höhrend auf den schwellenden Leib, der sich im Schatten an der Mauer abzeichnet. Von der Mauer dringt das tapfere Schmälen und Geichelte der ehrjamen Bürgerleute, die sich nicht satt sehen, sprechen und zischeln können an dem Fall des reichen Mädchens.

9. Nun hat sie das Kind geboren — es ist tot. Und auch sie darf sterben. In letzter Stunde kommt der zurück, den sie noch immer liebte; es ist zu spät, er kann nur noch die kalte Wange küssen. Der Tod hat schon das kleine junge Leben in den Arm genommen; nun holt er auch die Mutter und trägt sie weg in die dunkle Nacht, wo Lieb' und Leid zu Ende ist.





Die Entwicklung der jüngeren Christlichsozialen.

Ein Beitrag zur Geschichte der „Hilfe“

von

Martin Denk.

Als im Herbst d. J. 1897 „die Zeit“, die erste Tageszeitung der Nationalsozialen, nach nur einjährigem Erscheinen eingehen mußte, wurde „die Hilfe“ das offizielle Organ der nationalsozialen Bewegung. Damit trat sie wieder in den Vordergrund politischen Interesses, das sie bis zur Gründung der „Zeit“ als das Wochenblatt der jüngeren Christlichsozialen eingenommen hatte. Heut giebt uns das erstmalige Erscheinen der Patria, des „Jahrbuchs der Hilfe“, Anlaß, jener vergangenen Tage zu gedenken und in einem historischen Rückblick die geistige Entwicklung festzustellen, aus der heraus die „Hilfe“ im Jahre 1895 entstanden ist und die sie dann in den ersten beiden Jahren ihres Bestehens bis zur Gründung der „Zeit“ und des nationalsozialen Vereins zum Ausdruck gebracht hat.

Wir unterscheiden hierbei drei Abschnitte. Der erste umfaßt die politische Entwicklung Friedrich Naumanns bis zu seiner Thätigkeit in Frankfurt a. M. Der zweite Abschnitt betrifft die Arbeit in den evangelischen Arbeitervereinen, sowie die Mitarbeit im Evangelischsozialen Kongress, während der dritte Abschnitt die christlichsoziale Entwicklung in den Jahren 1895 und 1896 giebt, die Gedankenarbeit der Hilfe bis zur Scheidung von den älteren Christlichsozialen und dem allmählichen Entstehen einer eigenen politischen Gruppe, die sich mit anderen im Herbst 1896 zum nationalsozialen Vereine zusammenschließt.

Schon diese Einteilung zeigt, daß Naumanns Persönlichkeit in den Mittelpunkt der Darstellung treten wird. Andererseits kann uns natürlich nichts ferner liegen, als in einem von Naumann herausgegebenen Buch seiner Person eine zu weitgehende Berücksichtigung zu geben, etwa auch nur den Versuch einer Biographie des jetzt 40-jährigen Mannes

zu machen, wie dies in trefflicher Weise durch Paul Göhre vor zwei Jahren (Gesellschaft, Heft 11 d. J. 1898, Verlag von Herrn. Haacke, Minden) geschehen ist. Wir begnügen uns hier mit kurzen, straffen Zügen, die Naumanns politischen Werdegang, nicht seine geistige Entwicklung überhaupt schildern sollen. Dabei sei bemerkt, daß der ganze Aufsatz gedacht ist als Teil einer größeren geschichtlichen Arbeit, welche neben der Entwicklung der jüngeren Christlichsozialen auch die der anderen politischen Gruppen umfassen soll, welche zur Vorgeschichte der nationalsozialen Bewegung gehören. Die Arbeit wird dann zugleich den Entwicklungsgang des nationalen Sozialismus bis zum Jahre 1900 darzustellen haben.

I.

Friedrich Naumann wurde am 25. März 1860 als der Sohn eines sächsischen Geistlichen in Störnthal geboren. Zu der christlich-religiösen Erziehung im Elternhaus trat die seiner Schuljahre in der Nicolaischule zu Leipzig und der Fürstenschule zu Meißen, sowie der geistige Einfluß seines Großvaters mütterlicherseits, des berühmten Kanzelredners Friedrich Ahlfeld. Dennoch hatte er zunächst größere Neigung, Mathematik als Theologie zu studieren, und erst die Anregung, die er von dem Erlanger Professor der Theologie D. Frank empfing, ließ ihn volles Interesse für das theologische Studium gewinnen. Der theoretischen Vorbildung zum Pfarramt auf den Universitäten Leipzig und Erlangen folgte eine praktische, als er in der Stellung eines Erziehers (Oberhelfers) im Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg die Arbeit der Innern Mission kennen lernte und jene geistige Lust einatmete, die von dem Vater der Innern Mission, Johann Hinrich Wichern, ausging. Evangelisches Christentum als That der barmherzigen Bruderliebe und einen offenen Blick für die sozialen Nöte nahm er als Erbe Wicherns in seine sächsische Heimat mit. Und dort fand er reiche Gelegenheit zu einer Bethätigung dieses Christentums. Seine erste Pfarrstelle lag in einer armen Landgemeinde, die stark unter dem Druck des sozialen Elendes der Hausindustrie stand. Täglich trat ihm die Not der Weber entgegen, die zu ihm um Rat und Hilfe kamen, und nicht minder gingen ihm die wandernden Handwerksburschen an, die durch seine Gemeinde zogen. Er wurde der Pastor der armen Leute, und das sprach sich nicht nur in seiner vielseitigen Gemeindegarbeit aus, er griff auch zur Feder, um den Gedanken Ausdruck zu geben, die ihm über dieser Arbeit und der ihm so eigenen scharfen Beobachtung der Verhältnisse kamen. So handelt denn auch eine seiner ersten Schriften von den „Armen Reisenden“ (1887, bei Dejer, Neusalza), und eine Reihe gedruckter Predigten, die in diesen Jahren erschienen sind (Arbeiter-Predigt 1888, eine Predigt beim Bibelstift in Zwickau 1888 u. s. w.), geben Zeugnis davon, wie lebhaft er sich mit den sozialen Verhältnissen beschäftigte. Wir verstehen es darum auch, daß er ein besonderes Augenmerk auf die Notwendigkeit „christlicher Volkserholungen“ richtete. Er

sprach über dieselbe in einer großen Anzahl deutscher Städte und legte seine Anschauungen in einer gleichlautenden Schrift nieder, die bei Perthes in Gotha in einem theologischen Sammelwerk erschien. Ja, er bethätigte sich selbst an der Darbietung guter Volkserholungen, so u. a. mit der Bearbeitung eines alten „Christspiels“, welches er für eine Aufführung unter seinen Gemeindegliedern umdichtete. Und doch sind all diese Schriften nur Einzeläußerungen der (nicht im Parteilossein!) christlichsozialen Gesinnung, die sich bei ihm herausbildete. Ihre Puls-schläge empfinden wir weit gewaltiger bei der Lektüre der drei Schriften, die Raumanns Namen in weiteste Kreise trugen.

Die erste derselben ist schon eine programmatische Aussprache seines christlichen Sozialismus. Es ist der im Jahre 1888 erschienene Arbeiterkatechismus mit dem Titel „Arbeiterkatechismus oder wahrer Sozialismus, seinen arbeitenden Brüdern dargebracht.“ (Calw und Stuttgart 1888 im Buchhandel vergriffen). Er verrät den Einfluß Wicherns in dem Suchen nach sozialen Hilfsmitteln zur Hebung des Arbeiterstandes auf anderen Wegen, als wie sie die Sozialdemokratie eingeschlagen hat. Er verrät auch Stöckers Einfluß, der naturgemäß für Raumann eine Persönlichkeit geworden war, von der er dankbar alles annahm, was ihm, dem Theologen, dem Pastor, als Wegweiser in der Verbindung religiöser und sozialer Gedanken von Bedeutung scheinen konnte. Zugleich zeigt aber schon der Arbeiterkatechismus den jungen Christlichsozialen, der zu einer anderen Beurteilung der Sozialdemokratie gekommen war als seine beiden Lehrer Wichern und Stöcker. Er steht der Sozialdemokratie durchaus unbefangenen, vorurteilslos gegenüber, und mit einer Belesenheit der sozialdemokratischen Schriften, wie sie damals in kirchlichen Kreisen noch selten war.

Das erste Kapitel des Arbeiterkatechismus anerkennt in kurzen, ergreifenden Schilderungen die Not des Arbeiterstandes. Not werde zwar immer in der Welt sein, aber Pflicht sei es, eine gleichmäßigere Verteilung irdischer Leiden und Freuden herzustellen. Die Ursache hierzu nennt er Sozialismus. Die nächsten Kapitel dienen der Erläuterung sozialdemokratischer Lehren und Schlagworte: Ebernes Lohngesetz, Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit werden behandelt und jedesmal die Grenzen gezogen, wo Wahrheit und Uldertreibung sich berühren. Vom Privateigentum sagt er, Eigentum muß sein — die Abschaffung alles Privateigentums würde das größte Übel über die menschliche Gesellschaft bringen, aber das Anwachsen großen Kapitals soll unmöglich gemacht, und neben dem Eigentum des Geldes soll ein neues Eigentum geschaffen werden, ein Eigentum unveräußerlicher persönlicher Rechte. Die Beschränkung des Kapitals soll durch progressive Steuern, namentlich Erbschaftsteuer, durch Börsensteuer und Luxussteuer erfolgen. Als die unveräußerlichen persönlichen Rechte nennt er Einnahmerechte der Arbeiter: Kranken- und Unfallversicherung, Alters- und Invaliditätsversicherung und das Recht auf Arbeit. Unter den Ängstlichkeiten stehen ihm obenan Sonntagsruhe, Abschaffung der Kinderarbeit, Beschränkung der Frauarbeit, Normalarbeitstag, gesundheitliche Vorschriften über Fabriken und Arbeiterwohnungen. Ein besonderes Kapitel widmet er dem Schutz und der Pflege des Familienlebens, um dann in dem 9. Kapitel von den neuen Bedürfnissen zu reden, die sich der Arbeiter angewöhnen soll, aber nicht Wirtschaftsausgaben und Kleiderluxus, sondern nützliche Sachen, als da sind: gute Wohnungen, Ausgaben für Kunst und Belehrung, erhöhter Lebensstand.

Raumann ist sich bewußt, daß er mit all diesen Forderungen einen Mittelweg einschlägt zwischen Reaktion und Revolution. Dem widmet er das 10. Kapitel: der Kampf zwischen Bourgeoisie und Arbeiterschaft schädigt das ganze Volk. Darum ist etwas anderes als Kampf notwendig — was ist dies? Beiderseitige Liebe! Alle

Glieder des Volkes sollen sich lieben. Werden sie es thun? Wir wollen's hoffen und unfersteils dazu mithelfen. Neben diesem ausgesprochen christlichen Standpunkt läßt er zugleich den nationalen und monarchischen zum Vort kommen. Er rühmt die soziale Gesetzgebung der kaiserlichen Regierung und anerkennt die Notwendigkeit der bestehenden Herrschaft. Den Schluß des Katechismus bildet eine Erörterung über die segensreichen Thaten der Kirche, welche die Sozialdemokratie verkenne, eine Darlegung der Bibel als Arbeiterbuch, wobei er in trefflicher Weise das 7. Gebot, Du sollst nicht stehlen, gerade auch auf die Arbeitgeber anwendet, und endlich eine kurze Empfehlung der christlichen Arbeitervereine.

Wir haben den Inhalt des Raumannschen Arbeiterkatechismus v. J. 1888 so ausführlich wiedergegeben, weil er so überaus charakteristisch ist für den Ausgangspunkt der Raumannschen Sozialpolitik. Das Eigentümliche ruht in der starken christlichen Stimmung, die über dem Ganzen ausgegossen liegt, und die sich mit einer proletarischen Stimmung vereinigt, wie sie weder Wichern noch Stöcker eigen ist. Dieses „proletarische Christentum“, welches hier pulsiert, bewegt sich zwar noch in denselben sozialpolitischen Bahnen wie der konservative christliche Sozialismus, aber es verrät — denken wir nur an das offene Zugeständnis einer berechtigten Unzufriedenheit der Arbeiterklasse — einen weit demokratischeren Zug. Noch aber überwiegt der Pastor weit den Sozialpolitiker. Es fehlt das Verständnis für die Notwendigkeit des Massenkampfes, die „Liebe“ soll alles thun. Es ist der Mann der Innern Mission, der zwar anfängt, in der Sozialpolitik ein Mittel zu sehen, ohne welches dem Arbeiter nicht geholfen werden kann, der dieses Mittel aber weniger hoch wertet als die Ethik.

War der Arbeiterkatechismus an die Arbeiter gerichtet, so wendet sich die 1889 erschienene Schrift, „was thun wir gegen die glaubenlose Sozialdemokratie?“, an die Gebildeten, und zwar, da diese Schrift den Inhalt eines am 13. Juni 1889 bei der Generalversammlung des Schlesienschen Provinzialvereins für Innere Mission in Liegnitz gehaltenen Vortrags wiedergibt, vornehmlich an die Gebildeten unter den kirchlich gesinnten Christen. Sie offenbart das religiöse letzte Motiv für Raumanns ganze soziale Gesinnung, „wie retten wir Christen-seelen aus der ungeheuren Gewalt des Unglaubens, die in dem Worte Sozialdemokratie verschlossen liegt?“ „Wäre die Sozialdemokratie nichts als eine politische Partei, so würden uns ihre Erfolge nicht im tiefsten Herzen bewegen. Was uns betrübt, ist eben die Schädigung vieler tausend und hunderttausend Seelen. Es kämpft in der Sozialdemokratie eine neue Welt gegen eine alte, und die neue Welt will ohne Christum sein.“ Und nun beurteilt er in seiner Schrift die Sozialdemokratie unter diesem Gesichtspunkt. Sie ist für das Christentum bedrohlich, durch ihre materialistische Weltanschauung — aber nicht durch ihr politisches Programm. Der Christ als solcher steht diesem Programm neutral gegenüber — er nimmt zu ihm nur Stellung als Staatsbürger.

Als Christen haben wir dem von der Sozialdemokratie verbreiteten Geiße Gottes Geiße gegenüber zu stellen, ihrem Zukunftsreich das Reich Gottes, aber dieses dargestellt in seinen für unsere Zeit besonders geeigneten sittlichen Forderungen, gegenüber den sozialen Verhältnissen. Es gilt darum, einmal durch apologetische Vorträge vor den Arbeitern die christliche Gedankenwelt zu verteidigen, wobei eine große Kenntnis der sozialdemokratisch-materialistischen Literatur Voraussetzung ist, und dann gilt es, in unserer Eigenschaft als christlicher Staatsbürger das Vertrauen der durch soziale Not Bedrängten, durch wirkliches

Eintreten für sie, wieder zu gewinnen. Wir müssen aus christlicher Liebe und Gerechtigkeit mit aller Kraft an der Beseitigung der Volksnot arbeiten, auch selbst dann, wenn wir damit niemand gewinnen können. Dazu bedarf es, daß auch die Innere Mission ihre Arbeit erweitert. Hat sie bisher in patriarchalischer Weise durch Barmherzigkeitsübung den Notleidenden geholfen, so muß, wie es schon Wichern als zweite Periode für die Arbeit der Inneren Mission gefordert hat, nun der ernsthafte Versuch gemacht werden, die Hilfsbedürftigen zu organisieren, damit sie selbständig durch Selbsthilfe die Not überwinden.

Raumann hat dabei die ernsteste sozialpolitische Arbeit vor Augen, in die durch christliche Assoziation der Hilfsbedürftigen fortan die Innere Mission einzutreten hat. Er sieht als gute Anfänge hierfür an Stöckers Auftreten, von dem er urteilt, „er hat wie ein Löwe gekämpft“, und dann die Bewegung der evangelischen Arbeitervereine. Freilich gesteht er zugleich, „viele jauchzen Stöcker zu, aber nur wenige arbeiten mit“ — und von der Kirche urteilt er, „es fehlte, von wenigen Ausnahmen abgesehen, Mut und Eifer, den wirtschaftlich politischen Fragen näher zu treten. Wir beklagen dies tief und möchten gern aufrufen zu gemeinsamer Arbeit. Unsere Grundsätze dabei sind: „Ein biblisches Programm gibt es nicht, aber es gibt biblische Motive zur Behandlung sozialpolitischer Probleme.“ Einen „schwachen Versuch“, nach diesen Grundsätzen zu arbeiten, sieht er in seinem Arbeiterkatechismus, und ein weit größerer Versuch wurde von ihm bald nach seinem Liegnitzer Vortrag unternommen. Er ist in der letzten jener drei Schriften enthalten.

Von dem Centralausschuß für Innere Mission angefordert, schrieb er für den im Jahre 1890 in Nürnberg veranstalteten großen Kongreß für Innere Mission „das soziale Programm der evangelischen Kirche“ (M. Teichert, Leipzig, 1890). Es war die Interpretation einer von jenem Centralausschuß schon 1885 erschienenen Denkschrift, die den Titel führte: „Die Aufgabe der Kirche und ihrer Inneren Mission, gegenüber den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Kämpfen der Gegenwart“. So ungemein interessant durch ihre Kraft und Originalität diese bis zum Erscheinen der „Asia“ 1898, und „Demokratie und Mäxertum“ umfangreichste Raumannsche Schrift auch ist, so bietet sie doch für unsere politischen Stoff nichts Neues in Raumanns Entwicklung. Sie stellt nur eine glänzende Ausführung seines christlichsozialen Grundsatzes dar, „ein biblisches Programm der Sozialpolitik gibt es nicht, aber es gibt biblische Motive zur Behandlung sozialpolitischer Probleme“, und sie enthält einen gewaltig ergreifenden Appell an die evangelische Kirche, sich ihrer sozialen Pflichten bewußt zu werden.

Aber um dieselbe Zeit, als diese, dritte Schrift Raumanns aus dem Ende der 80er Jahre in kirchlichen Kreisen das größte Aufsehen erregte und neben heftigem Widerspruch begeisterte Zustimmung, vornehmlich unter jüngeren Theologen fand, eröffnete sich ihm ein neues Gebiet der persönlichen Arbeit, welches für sein Leben und seine politische Entwicklung von entscheidender Bedeutung werden sollte. Raumann wurde als „Vereinsgeistlicher für Innere Mission“ nach Frankfurt a. M. berufen. Er vertauschte sein stilles Dorf im sächsischen Erzgebirge mit der Großstadt. Gibt es schon unter den verschiedenen geistlichen Ämtern der

Kirche und ihren freien Vereinsbestrebungen kann eins, welches so geeignet ist, Armut, Krankheit, Elend aus nächster Nähe an der Einzelperson und im Zusammenhang mit den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen kennen zu lernen als wie gerade das Amt eines Vereinsgeistlichen in einer großen Stadt, welches in der Armenpflege, dem Vereinswesen, der Aufsicht über Wohlfahrtseinrichtungen und in der schlichtesten Predigtübung aufgeht, wie viel mehr mußte Naumann ein solches Amt bieten, nach seinen sozialen Erfahrungen unter den Proletariern des Erzgebirges und bei seinem Besitz so reicher Kenntnisse der sozialen Bewegung. Der „Pastor der kleinen Leute“ wurde hier bald zum „Anwalt der kleinen Leute“. Aus der Fülle der wirtschaftlichen Erkenntnis heraus, die Macht der sozialen Verhältnisse vor Augen, wandte er sich immer mehr von jenem pfarrherrlichen Standpunkt ab, der so oft die Schuld für Leiden und Elend nur bei dem Sünder selbst sucht, anstatt die Verhältnisse zu prüfen, unter denen der Glende geworden ist, als was er sich nun zeigt. Und das führte ihn immer tiefer in das Verständnis unseres, von wirtschaftlichen Ursachen abhängigen sozialen Massenelendes hinein. Dazu kam die Bekanntschaft mit einer großstädtischen Sozialdemokratie, die er geflüßentlich aufsuchte, um in ihren Versammlungen durch Rede und Gegenrede zu lernen. Nehmen wir endlich dazu, daß ihm trotz einer großen Berufsarbeit doch noch Zeit verblieb, sich nationalökonomisch zu vertiefen, Karl Marx und bürgerliche Sozialpolitiker immer gründlicher zu studieren, so verstehen wir, daß er immer stärker daran zweifeln mußte, dem Massenelend der sozialen Nöte gegenüber mit den Mitteln der Innern Mission: Verkündigung von Gottes Wort und Übung der Wohlthätigkeit, auszureichen. Dennoch ließ er zunächst nicht von dem ihm lieben Gedanken Wicherns, die Hilfsbedürftigen in christlichen Assoziationen zu sammeln und ihren wirtschaftlichen Nöten durch Genossenschaftsbildungen aller Art entgegenzuwirken. Auf einer großen Reihe von christlichen Konferenzen vertrat er diesen Gedanken. Es entspann sich ein lebhafter Kampf der Geister, wollten doch die Vertreter der „alten“ Innern Mission von diesen sozialpolitischen Neuerungen nichts wissen. Die seit einem halben Jahrhundert gangbare Wege der Wohlthätigkeit an Kranken, Armen, Verwahrlosten, Hilfsbedürftigen aller Art waren ihnen neben der mannigfachen Weise der Evangelienverkündigung „die“ Innere Mission. Sie irischen lieber Wicherns originelles Programm von der „christlichen Assoziation der Hilfsbedürftigen zur Selbsthilfe“ oder deuteten es in ihrem Sinn um, als daß sie dem Neuerer zustimmen wollten, der in vollem Bewußtsein mit dem konservativpatriarchalischen Charakter der Innern Mission brach, der so schonungslos soziale Notstände aufdeckte, der sich nicht schente, die Versäumnisse nicht nur der Kirche sondern auch ihrer thatkräftigen Hilfstruppe, der Inneren Mission, rücksichtslos aufzudecken, ja, der so „übertrieben“ gerecht war, auch in der Sozialdemokratischen Verechtigten zu finden und zu einer ruhigen und sachlichen Beurteilung dieser gewaltigen Volksbewegung aufforderte.

Naumanns, im Zusammenhang mit diesen Kämpfen erscheinende

Schriften sind vor allem: „Was kann die Innere Mission zur Belebung der Gemeinden beitragen?“ und „das christliche Vereinswesen.“

Bei all den Auseinandersetzungen mit der „Inneren Mission“, in deren Dienst er bis zum Jahre 1897 stand, bezeichnete Naumann seinen Standpunkt als den des christlichen Sozialismus. Damit war eine notwendige Auseinandersetzung mit Adolf Stöcker gegeben, der als der Führer der Christlichsozialen galt und mit vollem Recht als dieser Führer angesehen wurde. Naumann hat denn auch niemals bestritten, daß er Stöcker in der Anregung zu christlichsozialer Gedankenarbeit sehr viel verdankte, aber er ist ebensowenig jemals ein Mitglied der christlichsozialen Partei Stöckers gewesen. Abgesehen davon, daß Naumann in jenen Jahren trotz seiner lebhaften Arbeit zur Schaffung einer christlichen Sozialpolitik wohl nicht das unmittelbare parteipolitische Interesse hatte, welches zum Anichluß an eine Parteigruppe führt, war er, wie schon aus seinem Arbeiterkatechismus hervorgeht, viel zu sehr einseitiger Vertreter der Arbeiterinteressen, als daß er christlichsozial im Parteeinn hätte werden können, hatte doch damals die christlichsoziale Partei schon ihre Wandlung von einer Arbeiterpartei zu einer bürgerlichen Reformpartei mit christlicher Grundlage vollzogen. Dazu kam die enge Verbindung Stöckers mit den Konservativen, die schon in seiner Zugehörigkeit zum Eiserausschuß der Partei und zu den konservativen Fraktionen des Reichstages und Landtages zum Ausdruck kam, aber auch politisch grundsätzlich für Stöcker vorhanden war. Ihm schwebte noch das Ideal vor, die christlichkonservativen Kreise mit sozialem Geist zu erfüllen, die konservative Partei vor der Einseitigkeit der agrarischen Interessenvertretung zu bewahren und durch eine starke Dosis Staatssozialismus, für die er jene Kreise zu gewinnen hoffte, der Sozialdemokratie das Wasser abzugraben. Dazu kam Stöckers Kirchenpolitik, die ihn an die Seite der Konservativen zwang und das Interesse der Berliner Stadtmision, die von jenen konservativen Kreisen nicht nur finanziell unterstützt sondern auch durch ihre rege religiöse Anteilnahme getragen wurde. Nimmt man dazu, daß Stöcker bei allem weiten Blick für die sozialen Bedürfnisse der ärmeren Volksklassen doch auch darin grundsätzlich den Konservativen nicht verlegnete, daß er für die Wahrung geschichtlich gewordenen Autoritäten in Staat und Kirche überaus scharf eintrat, wodurch seine Stellung zur Sozialdemokratie eine direkt feindliche wurde — daß er die Bedeutung des Großgrundbesitzes in durchaus konservativem Sinn wertete und schließlich auch einen guten Teil der konservativen Mittelstandspolitik sowie deren Antisemitismus mit machte — (für letzteren waren ihm freilich weit weniger wirtschaftliche Gesichtspunkte oder gar der Gedanke des Klassenkampfes als vielmehr religiös-sittliche Gesichtspunkte maßgebend), so waren dies alles Momente, die ihn an der Seite der Konservativen festhielten. Naumanns scharfes Auftreten für die Arbeiterinteressen ohne zarte Rücksichtnahme auf konservative Kreise zogen Stöcker den Vorwurf zu, der christliche Sozialismus liebäugle mit der Sozialdemokratie, er leiste eine sozialdemokratische Vorarbeit in kirchlichen, christlichen Kreisen,

unter den Gebildeten. Stöcker übte darin wiederholt eine scharfe Kritik an Naumann, und als der Evangelischsoziale Kongress 1890 gegründet wurde, der nicht zum wenigsten Stöcker seine Entstehung verdankte und nun Naumann in der Folge der Zeit als Mitglied des erweiterten Kongressausschusses und als Redner bei den Tagungen des Kongresses auftrat, so war hier das natürliche Feld für die Auseinandersetzungen eines „älteren“ und eines „jüngeren“ christlichen Sozialismus gegeben.

Die Differenz zeigte sich weniger auf dem religiösen Gebiet. Zwar hat Naumann niemals an Stöckers Kirchenpolitik teilgenommen. Im Unterschied von Stöcker schied er staatspolitische und kirchlichpolitische Tätigkeit auf das allerchärfste und beteiligte sich an letzterer so gut wie gar nicht, aber in der Verbindung christlicher und sozialer Gedanken waren sie im großen und ganzen einig, mochte auch hier Naumanns starke Betonung der Persönlichkeit Christi als vorbildlichem christlichem Volksmann ein anderes Tempo des christlichen Sozialismus bedeuten als die allgemein biblischsozialen Gedanken, welche Stöcker vertrat. Rein — die Differenz lag auf dem politischen Gebiet. Sie trat vor allem in der Beurteilung der Sozialdemokratie zu Tage.

Stöckers langjährige erbitterte Kämpfe mit der Berliner Sozialdemokratie, seine starke Betonung des Autoritätsgedankens, seine prononciert monarchische Stellung, seine Doppelstellung als kirchlicher und weltlicher Politiker, seine schon parteimäßig festgelegte scharfe Abgrenzung als Konservativer gegenüber der Sozialdemokratie, endlich auch ein Teil seines Antijemitismus, der ihn einen vorwiegend jüdischen Einfluß in der Sozialdemokratie wirksam sehen ließ, machten ihn bei aller aufrichtigen christlichen Liebe zu den von der Sozialdemokratie „behördeten christlichen Volksgenossen“, zu einem ganz anders gearteten Politiker, als es Naumann war. Naumann trat ohne alle parteipolitische Vergangenheit und politisch völlig unabhängig lediglich als Freund der Arbeiter an die Beurteilung der Sozialdemokratie heran. Er anerkannte darum das, was die Sozialdemokratie für die Arbeiterbewegung geleistet hat, in ihrer, wenn auch oft demagogischen Aufweckung der bis dahin in sozialem Elend und politischer Ohnmacht trägen Arbeiterschaft, in ihrer politischen und gewerkschaftlichen Organisation, in ihrer schonungslosen Kritik an vorhandenen Mißständen. Er sah in der Sozialdemokratie die nun einmal vorhandene einzige machtvolle Organisation der Arbeiter, die einer Gruppe von bürgerlichen Parteien gegenüberstand, denen zum großen Teil jedes tiefere Verständnis für eine Sozialreform fehlte, welche sich nicht auf staatliche Arbeiterversicherung und staatlichen Arbeiterschutz beschränken wollte, sondern auch bereit war, der politischen und gewerkschaftlichen Selbsttätigkeit der Arbeiter freie Bahn zu lassen. Trennte Naumann auch als christlichen Sozialpolitiker seine hohe Wertung christlich-ethischer Gedanken von einer Partei, der die Religion nur Privatsache war, fühlte er sich auch auf politischem Gebiet von dem demokratischen Radikalismus der Sozialdemokratie abgestoßen und sah ihre internationalen Ideen als Utopien an, so mußte er doch von der oben gezeichneten

Wertschätzung der Partei aus weniger auf deren politische Vernichtung als auf ihre innere Umwandlung hoffen und darum auch in dieser Richtung zu wirken suchen. Kein Wunder, daß aus dieser verschiedenartigen Stellung zur Sozialdemokratie zwischen Stöcker und Naumann immer und immer und wieder Differenzen hervorbrachen, die sich zunächst bei dem Evangelischsozialen Kongreß, später auch in der Presse zeigten. Aus dieser grundlegenden Differenz entwickelten sich die anderen in der Stellung zu den Parteien. Glaubte Naumann an die Wandlungsfähigkeit der Sozialdemokratie auf politischem Gebiet, so glaubte Stöcker an die Gewinnung konservativer Kreise für die Sozialreform, wollte Naumann darum mehr Belehrung als Kampf gegen die Sozialdemokratie, so hielt Stöcker daran fest, die Konservativen zu schonen, und davon wollte wieder Naumann nichts wissen. Er teilte zwar mit Stöcker den Gegensatz zu den industriellen Konservativen unter Stumms Führung. Er sah aber zugleich in den Deutschkonservativen mit ihrem politischen Herrscheranspruch nicht nur ein Hemmnis für die Befreiung der Landarbeiter sondern auch für die Emporentwicklung der Industriearbeiter, denen jene Konservativen ebensowenig wie die um Stumm volle politische und gewerkschaftliche Bewegungsfreiheit geben wollten.

Dieser Gegensatz zwischen älteren und jüngeren Christlichsozialen wurde wesentlich verschärft durch Naumanns Mitarbeit an der Bewegung der evangelischen Arbeitervereine und durch die Gründung der „Hilfe“.

II.

Wir wiesen schon darauf hin, daß Naumann in seinem Arbeiterkatechismus vom Gedanken der notwendigen Assoziation christlicher Arbeiter aus die christlichen Arbeitervereine empfohlen hatte. Aber erst in Frankfurt am Main kam er zur Gründung eines eigenen evangelischen Arbeitervereins, der auch in kurzer Zeit mehrere Hundert Mitglieder zählte. Dieser Arbeiterverein unterschied sich alsbald scharf von den fast ein Jahrzehnt früher gegründeten evangelischen Arbeitervereinen Rheinlands und Westfalens. Waren jene von vornherein im bewußten Gegensatz zu den katholischen Arbeitervereinen gegründet worden zur Stärkung des evangelischen Bewußtseins ihrer protestantischen Mitglieder, so war Naumanns Absicht bei aller Wertung der Pflege christlicher Gesinnung eine sozialpolitische Schulung der evangelischen Arbeiter und eine Mitarbeit derselben in der einen großen Arbeiterbewegung, in der bisher neben den Gewerkschaften und Gewerksvereinen nur die sozialdemokratischen Organisationen von Bedeutung geworden waren. Nach Naumanns Absicht sollten die christlichen Arbeiter ihren sozialdemokratischen Kollegen an sozialpolitischem Wissen, an rednerischer Gewandtheit und im Eifer der Vertretung ihrer Standesinteressen um kein Haar nachstehen. Er hielt darum die Mitglieder des evangelischen Arbeitervereins dazu an, in politischen Versammlungen zu sprechen, den Evangelischsozialen Kongreß zu besuchen und auch bei seinen Tagungen

sich als Arbeiter rednerisch zu beteiligen. Aus dieser Schulung sind vor allem drei wackere Arbeiterführer hervorgegangen, die noch heute innerhalb der nationalsozialen Bewegung eine wegen ihrer Kenntnisse und ihres Charakters hochgeachtete Stellung einnehmen: Schuhmacher Begeemann, Werkmeister Varru, Graveur Haag.

Raumann forderte aber auch in dem Evangelischen Arbeiterverein die Gründung guter Hilfskassen (Spar- und Bauverein, Einkauf von Kohlen u. s. w.) und ergänzte damit jene theoretische Schulung durch praktische Arbeit, damit die evangelischen Arbeitervereine die Sache der Arbeiterbewegung in ihrem Teil wirklich fördern möchten. Noch aber fehlte eins, um dieser ganzen evangelischen Arbeiterbewegung eine feste Richtung für ihre Arbeit zu geben: ein sozialpolitisches Programm. Bisher hatte sich das Programm beschränkt auf religiös-ethische Bildungsaufgaben an den Mitgliedern, auf praktische Hilfsleistung in Notfällen der einzelnen Mitglieder, sowie auf die Pflege nationaler Gesinnung. Nun sollte die Lücke ausgefüllt werden, die durch das Fehlen eines sozialpolitischen Programms in dem Augenblick bemerkbar werden mußte, wo sich die Mitglieder eines evangelischen Arbeitervereins wirklich als Vertreter ihrer Interessen, als Arbeiter fühlten. Gewiß hatte auch jenen rheinisch-westfälischen Vereinen neben ihren religiösen Aufgaben und ihrem guten Hilfskassenwesen das Verständnis für Arbeiterinteressen nicht gefehlt, aber es stand, wie ein Satz in ihren Statuten erwies, auf einem durchaus konservativ beeinflussten Standpunkt. Dieser Satz lautete: „Wahrung und Pflege des religiösen Verhältnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern.“ Dieser Satz schließt eine energische Vertretung der Arbeiterinteressen aus. Darüber giebt sich niemand einem Zweifel hin, der die Berechtigung auch nur der gewerkschaftlichen, geschweige denn der politischen Organisation der Arbeiter zugiebt. Und das Verständnis für die Notwendigkeit der selbständigen Berufsorganisation der Arbeiter, die notgedrungen als Kampforganisation wirken muß, hatte Raumann mehr und mehr gewonnen im Unterschied von jenen Gedanken des Arbeiterkatechismus, der von der gegenseitigen opferwilligen Liebe der Berufsstände zu einander das Entscheidende erhoffte. Es war dies eine Frucht seiner Frankfurter Studien in Gewerkschaftsfreien und der Erkenntnis der sozialpolitischen Lage, die durch das scharfe Auftreten Stummis und seiner Gesinnungsgenossen gegen jede selbständige Arbeiterbewegung beleuchtet wurde. Ein sozialpolitisches Programm nun mußte Forderungen enthalten, die auch ohne Rücksichten auf das „friedliche Verhältnis zu den Arbeitgebern“ für die Arbeiter eintreten, sollte dieses Programm überhaupt ein Arbeiterprogramm sein. Und darum war von vornherein gegeben, daß in jenen rheinisch-westfälischen Arbeitervereinskreisen ein Mißtrauen gegen die Raumannsche Richtung obwaltete. Dennoch gab man dem Drängen Raumanns und seiner Freunde nach und beschloß, daß der im Jahre 1891 gegründete Gesamtverband evangelischer Arbeitervereine Deutschlands bei seiner Jahresversammlung 1893 ein solches Programm aufstellen sollte.

Dieses Programm kam zustande durch eine geistige Vorarbeit Raumanns und seiner Freunde. Und hier ist die Stelle, wo wir dem engeren Freundeskreis Raumanns eine kurze Charakteristik widmen müssen. Von Raumanns Auftreten im Evangelischsozialen Kongreß an hatten sich um ihn namentlich jüngere Theologen, aber auch Angehörige anderer Berufsstände geschart, die seine Ansichten teilten. Der älteste dieser Freunde war Paul Göhre, dessen Bekanntschaft mit Raumann schon von der Fürstenschule in Meissen datierte, dann während Raumanns letzten Studienjahren in Leipzig gefestigt wurde und schließlich nach Göhres „dreimonatlicher Fabrikarbeit“ in Chemnitz und dem Austritt seiner Stellung als Generalsekretär des Evangelischsozialen Kongresses immer enger und dauernder wurde. Raumann und Göhre waren das Diözesenpaar, welches wir jüngeren Christlichsozialen persönlich auf das höchste schätzten, und dessen geistige Überlegenheit wir immer willig anerkannten, mochten wir auch in unserem Teil das eine oder das andere zur Gedankenarbeit beitragen. Göhres Temperament entsprechend, kam die christlichproletarische Gesinnung, die uns damals alle beherrschte, bei ihm am stärksten zum Ausdruck. Eine vielfach freudlose und sorgenvolle Jugend, ein bitterer Kampf um eigenes wirtschaftliches Fortkommen während der Studentenzeit ließen ihn sich selbst als Proletarier fühlen, wo wir nur mit denselben empfanden. Erinnerungen hieran hat Arthur Bonus in einem Aufsatz der Gesellschaft (Jahrgang 1899, erstes Aprilheft) festgehalten, die Göhre besser charakterisieren, als wir es hier thun können, und die auch geeignet sind, Göhres ganzen politischen Werdegang verständlich zu machen. Er war und ist bei all seiner Fähigkeit zu scharfer Gedankenarbeit Gefühlspolitiker, der mit der Masse des arbeitenden Volkes empfunden, leidet, kämpft, haßt, und der darum in all den Augenblicken seines Lebens groß war, wo er aus dieser Stimmung heraus dachte, schrieb oder redete. Er sah darum in vielleicht noch stärkerem Maße als Raumann in der Sozialdemokratie die „einmal gegebene Arbeiterbewegung, die weniger zu bekämpfen als umzubilden, oder vielmehr fortzubilden sei. Gerade Göhre, der sich hent wunderbarerweise zum radikalen Flügel der Sozialdemokratie bekennt, hat in jenen Tagen, als der Raumannsche Freundeskreis zur Verbreitung jenes Programms (Mai 1893) zusammentrat, durch seine scharfe Kritik am Marxismus den Bann gebrochen, der vielfach noch in sozialistisch-utopistischer Richtung auf uns lag. Er war es, der dafür eintrat, daß wir uns keiner bestimmten nationalökonomischen Formel verschreiben dürften, sondern daß es gelte, einer Menge von einzelnen sozialpolitischen und wirtschaftlichen Forderungen Geltung zu verschaffen, welche geeignet seien, der Arbeiterbewegung zum politischen, sozialen und wirtschaftlichen Fortschritt zu verhelfen. Unsere theoretische Aufgabe bleibe es, dabei den Marxismus wissenschaftlich völlig zu überwinden und jene Phase des Sozialismus vorzubereiten, welche nach dem Marxismus kommen müsse. Diese Göhresche Gedankenreihe, die sich mit Raumann berührte, hat uns damals gewonnen, als wir das Programm der evangelischen Arbeitervereine zu entwerfen versuchten, und bis zu dem Augenblick von Göhres

Austritt aus der nationalsozialen Organisation hat er diesem Gedanken nicht weniger scharfen Ausdruck verliehen als Naumann.

An der Vorarbeit jenes Programms wirkten ferner mit Dr. phil. Ernst Lehmann, damals Stadtwirt in Mannheim, später Stadtpfarrer in Hornberg; Walther Göy, damals Sekretär des evangelischen Arbeitervereins in Köln, jetzt Pastor in Bremen; Stadtpfarrer Theodor Traub in Stuttgart, der Herausgeber der Württembergischen Arbeiterzeitung; Pastor Dr. Lorenz, Leiter des Erfurter Arbeitervereins; Pfarrer Wattenberg in Frankfurt a/M.; Pastor Ebert in Hamburg, ebenfalls in evangelischen Arbeitervereinskreisen thätig; endlich der Schreiber dieser Ausführungen, welcher damals den badischen Verband der evangelischen Arbeitervereine führte und als Vereinsgeistlicher für Innere Mission in Karlsruhe, später in Darmstadt angestellt war.

Schon der theologische Berufsstand der Mehrzahl jener näheren Freunde Naumanns brachte es mit sich, daß man in dem Programm sich nicht nur mit sozialpolitischen Forderungen beschäftigte, sondern auch ihr Verhältnis zum Evangelium, zum Christentum behandelte. Es entsprach dies aber überhaupt der sozialpolitischen Gesinnung der jüngeren Christlichsozialen. In dem ersten, niemals veröffentlichten Entwurf des Programms ging man geradezu von dem Begriff des Reiches Gottes aus, der dem modernen Theologen ja weniger überweltlich war, als vielmehr eine Darstellung der christlichen Gemeinschaft auf Erden, die nun auch zu den sozialpolitischen Fragen eine den sittlichen Anforderungen des Evangeliums entsprechende Stellung einnehmen sollte. Man ließ aber diese zu theologisch gefasste Formulierung fallen und erklärte schlicht und einfach als Ausgangspunkt des ganzen Programms: „wir stehen auf dem Grunde des evangelischen Christentums.“ Aus dieser Stellungnahme wurde ein Doppeltes gefolgert: „Bekämpfung der materialistischen Weltanschauung, und Bekämpfung der Ansicht, daß das Christentum es ausschließlich mit dem Jenseits zu thun habe.“

Dem Evangelium wies man nicht nur die Aufgabe zu, die ihm Stöcker zuerkannte, die am Wirtschaftsleben der Nation beteiligten Personen zu durchdringen und dieses Wirtschaftsleben damit selbst in eine ethische Atmosphäre zu bringen — nein mehr! „Nicht nur die Menschen sollten aus dem Geiste des Evangeliums heraus geboren werden, sondern auch die öffentlich-wirtschaftliche Einrichtung. Man glaubte an die Möglichkeit, allein aus den Sittenforderungen des Evangeliums heraus dauernd zu eigentümlichen, charakteristischen, von allen anderen unterschiedenen und mehr als alle anderen segensreichen ökonomischen Organisationen gelangen, also eine Art evangelischer Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspraxis schaffen zu können.“ So urteilt Göhre selbst über dieses Programm, welches ihm einen hauptsächlichlichen Teil seiner Formulierung verdankt. Zwar ist damit der frühere Naumannsche Standpunkt in seinem Stochismus nicht verlassen, daß die Bibel nicht unmittelbare Anweisungen für Sozialpolitik giebt, denn davor hütete man sich auch hier, aber der Versuch, ihre sittlichen Ideen mit wirtschaft-

lichen Fragen systematisch zu verschmelzen, wird doch als realisierbar und wünschenswert hingestellt. Damit hatte der jüngere christliche Sozialismus seinen Höhepunkt in dem Versuch einer Verschmelzung des Religiösen und Sozialen erreicht! Er hatte aber auch zugleich seine Unfähigkeit bewiesen, diese Verschmelzung durchzuführen, denn sehen wir uns nun das Programm in seinen Einzelheiten an, so wird eben in demselben gerade dieser Versuch nicht gemacht, sondern die hier aufgestellten sozialpolitischen Forderungen sind einfach Produkte derjenigen wirtschaftlichen Erkenntnis, welche die Verfasser des Programms erfüllte.

In sozialpolitischer Richtung legte man sich auf keine nationalökonomische Theorie fest. Hier hatte, wie schon oben angedeutet, die wirtschaftliche Erkenntnis Göhres und Raumanns über den Marxismus hinweggeführt. Man suchte von der modernen Nationalökonomie Schritt vor Schritt zu lernen, wollte weder Staatssozialist, noch Kommunist, noch Manchestermann sein, sondern von Fall zu Fall seine Forderungen aufstellen. Das Ziel dabei war: dem Uebelstand, den die „wachsende Konzentration des Kapitals in wenigen Händen“ darstelle, entgegenzuarbeiten und andererseits, unter voller Anerkennung des in der Großindustrie enthaltenen technischen Fortschritts, dem in dieser Industrie beschäftigten Arbeiter zur Besserung seiner sozialen Stellung zu verhelfen. Aber man war in den evangelischen Arbeitervereinen, für die das Programm zunächst allein gelten sollte, der Zusammenfügung der Vereine entsprechend, nicht nur auf Arbeiter des Großbetriebes angewiesen, sondern auch auf kleine Kaufleute und Handwerker. Ihnen wurde darum auch ein Abschnitt im Programm gewidmet, der einen gewissen Einfluß der Mittelstandspolitik verriet. Und das entsprach dem damaligen Stand der jüngeren christlichsozialen Bewegung. So weit auch die Erkenntnis von der Notwendigkeit eines Klassenkampfes des erwachten Proletariats vorhanden war: man nahm doch noch einen starken Barmherzigkeitsstandpunkt ein: den kleinen Leuten, den auf ihrer Hände Arbeit angewiesenen, kapitallosen Kreisen der Bevölkerung wollte man helfen. Aus dieser Stimmung, denn das war es mehr als ein bewußter Grundsatz, erklärte sich jener Wüschmatsch von Arbeiter- und Mittelstandspolitik, der erst langsam, erst innerhalb der nationalsozialen Bewegung überwunden worden ist. Das muß man bei der Beurteilung jenes Programms mit in Betracht ziehen.

Die Gruppe Raumann-Göhre hatte es nicht leicht, mit diesem Programm in dem Gesamtverband evangelischer Arbeitervereine durchzudringen. Hatte es schon 1892 bei der jeweils mit der Tagung des Evangelischsozialen Kongresses verbundenen Jahresversammlung jenes Gesamtverbandes heftige Auseinandersetzungen zwischen den beiden Richtungen der „Alten“ und „Jungen“ gegeben, so drohte dies erst recht für das Jahr 1893. Liz. Weber von München-Glabbad, ein Christlichsozialer Stöckercher Richtung, der Führer der „Alten“, war dem Raumannschen Programm wenig geneigt, noch weniger der ältere christlichsoziale Pastor Rahlenbeck, der ein in jenem Sinn entworfenes

Programm vorlegte. Aber es gelang mit Hilfe eines Kompromisses die Einigkeit des Gesamtverbandes zu erhalten. Naumanns Programm-entwurf wurde mit wenigen Abänderungen angenommen — aber es sollte — und das war das Zugeständnis nach rechts — nur gelten „als Anhalt für Vorträge und Diskussionen in den evangelischen Arbeitervereinen“, auch wurde ihm ein weiterer Teil als „Arbeitsprogramm“ für die evangelischen Arbeitervereine angefügt, der den religiösen, sittlichen, patriotischen Aufgaben der Vereine gerecht wurde und neben der Wichtigkeit der sozialpolitischen Ziele auch die Selbsthilfe der Vereine im Hilfskassenwesen betonte. Wir lassen nun dies so angenommene Programm an dieser Stelle in seinem ganzen Zusammenhang und Wortlaut folgen:

A. Grundlinien für ein evangelischsoziales Programm als Anhalt für Vorträge und Diskussionen in den evangelischen Arbeitervereinen.

Wir stehen auf dem Grunde des evangelischen Christentums. Wir bekämpfen darum die materialistische Weltanschauung, wie sie sowohl zu den Ausgangspunkten als zu den Agitationsmitteln der Sozialdemokraten gehört, aber auch die Ansicht, daß das Christentum es ausschließlich mit dem Jenseits zu thun habe. Das Ziel unserer Arbeit sehen wir vielmehr in der Entfaltung seiner weiterneuernden Kräfte in dem Wirtschaftsleben der Gegenwart. Wir sind der Überzeugung, daß dieses Ziel nicht schon erreicht werden kann durch eine nur zufällige Verknüpfung von allerhand christlichen und sozialen Gedanken, sondern allein durch eine organische, geschichtlich vermittelte Umgestaltung unserer Verhältnisse gemäß den im Evangelium enthaltenen und daraus zu entwickelnden sittlichen Ideen. In diesen finden wir auch den unverrückbaren Maßstab rückhaltloser Kritik an den heutigen Zuständen, wie kraftvolle Handhaben, um bestimmte Neuorganisationen im wirtschaftlichen Leben zu fordern. Wir werden danach streben, daß diese Organisationen bei ihrer Durchführung in gleichem Maße sittlich erzieherisch wirken, wie technisch leistungsfähig und für alle Beteiligten nach dem Maße ihrer Leistung wirtschaftlich rentabel sind. Wir vermeiden es, unsere Forderungen aus irgend einer einzelnen national-ökonomischen Theorie herzuleiten. Dagegen erkennen wir eine unserer Hauptaufgaben darin, unsere Freunde vollständig und vorurteillos über die schwebenden wirtschaftlichen Probleme aufzuklären. Wir erblicken in der wachsenden Konzentration des Kapitals in wenigen Händen einen schweren wirtschaftlichen Ubelstand, wir fordern daher vom Staate, daß er dieselbe nicht befördere, sondern ihr auf alle gesetzliche Weise entgegenwirke, auch auf dem Wege der Steuererhebung. Unsere Forderungen werden wir formulieren von Fall zu Fall, nach dem Maße der wachsenden wissenschaftlichen Erkenntnis des Wirtschaftslebens. Zur Zeit stellen wir im einzelnen folgende auf:

I. Für den Großbetrieb:

Wir erkennen die hauptsächlich durch die Fortschritte der Technik hervorgerufene Großindustrie als wirtschaftliche Notwendigkeit an, halten es aber für unsere Pflicht, die im Großbetrieb beschäftigten Arbeiter im Streben nach Erhöhung und Veredelung ihrer Lebenshaltung, um größere ökonomische Sicherheit und den Schutz ihrer persönlichen Güter in Leben und Gesundheit, Sittlichkeit und Familienleben zu unterstützen.

Als Stärkungsmittel sehen wir an:

1. die bisherige staatliche Arbeiterversicherung, deren Vereinfachung und Ausdehnung wir wünschen;
2. die bisherige staatliche Arbeiterschutzgesetzgebung, deren Ausgestaltung wir fordern in Bezug auf:
 - a) angemessene Kürzung der Arbeitszeit (Maximalarbeitsstag),
 - b) Einführung einer Sonntagsruhe von mindestens 36 Stunden,
 - c) gesunde Arbeitsräume,

- d) Einschränkung aller dem Familienleben, der Gesundheit und Sittlichkeit schädlicher Frauen- und Kinderarbeit,
- e) Verbot der Nachtarbeit außer für solche Industriezweige, die ihrer Natur nach oder aus Gründen der öffentlichen Wohlfahrt einen fortlaufenden Betrieb nötig machen;
3. die Einführung obligatorischer Fachgenossenschaften, bezw. gesetzlich anerkannter Gewerkschaften;
4. die Sicherheit des vollen Koalitionsrechtes der Arbeiter;
5. die Einführung von Arbeitervertretungen oder Altkollegien in den einzelnen Fabriken;
6. die Umgestaltung der Staatsbetriebe in Mutterbetriebe bei Gewährleistung der vollen persönlichen Freiheit der Arbeiter und Angestellten.

II. Für den Kleinbetrieb sowie Handel und Gewerbe:

Die Vereine sind nicht der Meinung, daß der gesamte Kleinbetrieb dem Untergange verfallen ist. Sie treten daher für ihn ein, soweit er sich durch Anjage energischer Selbsthilfe als lebensfähig erweist. Sie fordern:

1. für das Handwerk die Einführung einer korporativen Organisation und die Begründung und Förderung genossenschaftlicher Vereinigungen;
2. für den realen Handel und Gewerbebetrieb Schutz durch Beschränkung und Beaufsichtigung des Hausierhandels und der Abzahlungsgeäfte, sowie durch Beseitigung der Wandertlager und Schleuderbazare;
3. eine Börsenordnung, durch die alle Börsengeschäfte soweit als möglich wirksamer staatlicher Aufsicht unterstellt werden und durch die besonders dem Mißbrauch der Zeitgeschäfte als Spielgeschäfte, namentlich in den für die Volksernährung wichtigen Artikeln entgegengetreten wird.

B. Arbeitsprogramm für die evangelischen Arbeitervereine.

1. Die Vereine suchen die religiöse, geistige und sittliche Bildung ihrer Mitglieder zu heben.
2. Die Vereine fördern mit aller Kraft die Anhänglichkeit an Kaiser und Reich, Fürst und Vaterland.
3. Die Vereine suchen mit allen Kräften das Familienleben zu fördern, an dessen gottgewollter Ordnung sie festhalten. Sie treten darum nachdrücklich für Schaffung ausreichend großer, freundlicher, gesunder und billiger Wohnungen ein. Sie hoffen insbesondere die Unterstützung von Arbeiterbaugenossenschaften durch die Mittel des Staates (Wohlfahrts- oder Altersversicherung), der Kommunen und reicher Kirchengemeinden.
4. Die Vereine nehmen sich auch der zeitweiligen wirtschaftlichen Notstände ihrer Mitglieder an durch Einführung von Darlehenskassen, Unterstützungskassen in Krankheits- und Sterbefällen, Arbeitsnachweisung, Arbeitslosenversicherung u. s. w. Diese Einrichtungen werden möglichst von Arbeitern selbst geleitet und sollen zugleich als Mittel dienen, sie in ihrem wirtschaftlichen Arbeit zu schulen.
5. Sie wollen eine edle Geselligkeit und treue Kameradschaft unter ihren Mitgliedern pflegen.

Mehr konnte von den „jungen“ Christlichsozialen nicht erreicht werden. Standen sie auch an geistiger Produktivität und Begeisterung für ihre Überzeugung sowohl im Kreis des Evangelischsozialen Kongresses als in den evangelischen Arbeitervereine in der ersten Reihe: die Masse gehörte in den Arbeitervereinen dem mehr konservativen Flügel an. Für die Raumann-Göhreische Ideen traten im weitestlichen ein, außer dem Frankfurter Arbeiterverein, die Mehrzahl der badiſchen Vereine unter Wendts Führung, der Württembergische, unter Traubs Leitung, einzelne Vereine und Führer in Mitteldentschland und im Saargebiet.

auch in Altona bezw. Hamburg und Sachsen, darunter der Dresdener Verein, so lange er unter dem Einfluß Dr. Schevens stand. Das von ihm redigierte Dresdener Arbeiterblatt, die badische (Wend) und württembergische Arbeiterzeitung (Traub) waren zugleich die Zeitungen, welche im Gegensatz zu dem offiziellen Organ des Gesamtverbandes, dem Evangelischen Arbeiterboten (Göttingen), den christlichsozialen Standpunkt der „Jungen“ vertraten.

Raumann selbst schrieb im „Sonntagsgruß“, einem Frankfurter Sonntagsblatt, welches ihm aber nur in bescheidener Weise die Möglichkeit bot, seine sozialpolitischen Anschauungen zu vertreten. Um so wichtiger war es, daß die „Jungen“ ein anderes literarisches Unternehmen beginnen konnten, welches ihnen Gelegenheit gab, ihre Anschauungen zu verbreiten. Es war dies die im Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht herausgegebene Arbeiterbibliothek, eine Nachahmung der sozialdemokratischen Berliner Arbeiterbibliothek. Das erste Heft derselben führt den Titel „Jesus als Volksmann“. Es zeugt davon, wie es Raumann, trotz jenes programmatische Versuchs einer grundsätzlichen Verbindung religiöser und sozialpolitischer Gedanken, doch weit mehr darauf ankam, die hohe Bedeutung der Persönlichkeit Jesu auch für die moderne Zeit mit ihren wirtschaftlichen Fragen in den Vordergrund zu stellen, als eine soziale Ethik zu schreiben. Und sicherlich hat dieses Schriftchen dem Gedankenkreis des jungen christlichen Sozialismus weit mehr Anhänger zugeführt, als jener prinzipielle Teil des Arbeitervereinsprogramms. Alle weiteren Schriften der Göttinger Arbeiterbibliothek, die bis auf den heutigen Tag fortgeführt worden ist und bisher zwei Bände zu je 10 Hefen umfaßt, enthalten volkswirtschaftliche und allgemein belehrende Abhandlungen. Daß aber Raumann es nebenher als eine wichtige Aufgabe ansah, gerade auch in den gebildeten Kreisen soziales Verständnis zu wecken, dafür zeugten seine 1895 bei Vandenhoeck und Ruprecht erschienenen „Soziale Briefe an reiche Leute“. (Vergriffen!)

Der im Herbst d. J. 1893 in Berlin abgehaltene sozialpolitische Kurstag des Evangelischsozialen Kongresses führte zu einem engeren Zusammenschluß der intimeren Freunde Raumanns. Man beschloß von Zeit zu Zeit kleinere Zusammenkünfte zu veranstalten, um die gemeinsame Gedankenarbeit fortzusetzen. Es wurde auch der Versuch gemacht, in einer größeren Versammlung von Kurstagsteilnehmern die Gedanken des jüngeren christlichen Sozialismus auf die wirtschaftlichen Verhältnisse des deutschen Ostens anzuwenden, eine Forderung, welche namentlich Göhre erhob. Aber unter den zahlreich anwesenden Geistlichen jenes großen Landgebietes mit seinen traurigen Landerbeiterverhältnissen war nur in sehr bescheidener Weise ein wirkliches Verständnis für den Gedanken zu finden, daß über den Rahmen der berühmten patriarchalischen Fürsorge des Großgrundbesitzers hinaus eine Reform vonnöten sei, die auch mit der Organisation der Arbeiter rechnet. Andererseits gab jener Kurstag den jüngeren Christlichsozialen Gelegenheit, sich öffentlich in einer großen Volksversammlung klar und deutlich von dem Theologen Theodor von Wächter zu scheiden, dessen christliche Gesinnung ihn be-

wogen hatte, Sozialdemokrat zu werden. Damit befundete man, daß der Weg des christlichen Sozialismus auch bei den radikalen Forderungen der „Jungen“ nicht in die Sozialdemokratie führe. Aber auch bei zwei anderen Gelegenheiten sollte der eigenartige Standpunkt der jüngeren Christlichsozialen gerade auf dem Boden des Evangelischsozialen Kongresses zur Geltung gekommen. Das erste Mal 1893 hatte Raumann bei der Tagung des Kongresses ein Referat, welches die Familie behandelte, und zwar in einer durchaus sozialen Auffassung, die der individuellen Anschauungsweise direkt entgegentrat. Es wird der Zweck der Ehe in der Kindererzeugung erfaßt und dementsprechend die Konsequenz in Forderungen sozialer und wirtschaftlicher Richtung gezogen, nicht aber das seelische, geistige Verhältnis der beiden Individuen, welche die Ehe eingehen, als das Hauptmoment gewertet. Erfuhr dies Referat neben starkem Beifall nur akademisch-theoretischen Widerspruch, so war dies anders bei dem Vortrag Prof. Max Webers und Paul Göhres auf den Frankfurter Evangelischsozialen Kongreß 1894, der die wirtschaftliche und soziale Lage der Landarbeiter namentlich auf den ostelbischen Gütern behandelte. Hier prallten die Gegensätze scharf aufeinander. Die jüngeren Christlichsozialen erschienen mit ihren sozialreformerischen Forderungen als Revolutionäre, die von den Verteidigern der Großgrundbesitzer auf das schärfste zurückgewiesen wurden, ja es schien eine Zeit lang, als sei nach dieser Tagung des Kongresses dessen Bestand ernstlich gefährdet. Für die jüngeren Christlichsozialen, die gern bereit waren, zur Sicherung des Kongresses beruhigende Erklärungen abzugeben, war dieser Vorgang der Anlaß, sich immer ernster mit den ländlichen Verhältnissen zu befassen, und wenn auch jene vorhin erwähnte Zusammenkunft bei dem nationalökonomischen Kursus des Kongresses im Oktober 1893 wenig praktischen Erfolg versprach, so um so mehr die theoretische Beschäftigung mit landwirtschaftlichen Fragen, wie sich schon im ersten Jahrgang der Hilfe 1895 zeigen sollte.

Das Jahr 1894 brachte aber auch ein neues Raumannsches Buch, welches unter dem Titel „Was heißt Christlichsozial?“ ohne systematischen Aufbau die wichtigsten Gedanken der jüngeren Christlichsozialen zusammenfassen wollte. (Was heißt Christlichsozial? Band I 1894 bei A. Deichert (G. Vöhrme) Leipzig.) Gleich der erste dieser Aufsätze ist höchst bezeichnend für das Wesen des christlichen Sozialismus.

Während Raumann darauf hinweisen kann, daß für die einen (Stöckers Freunde) christlicher Sozialismus identisch ist mit dem konservativen Livoliprogramm, wiederum andere den Begriff kirchlich fassen, indem sie die Innere Mission oder die Kirchengemeinde zum Ausgangspunkt ihrer Arbeit machen, bezeichnet er seine Gruppe als diejenige, die erst nach einem Programm sucht und zwar nach einem Programm, welches die von der Sozialdemokratie aufgeworfenen Fragen beantworten möchte.

„Uns ist (darum) das Christlichsoziale nichts Fertiges, sondern etwas Werdendes.“ Wir haben kein fertiges Handbüchlein oder etliche wenige Hauptsätze, die unseren Rasten füllen, sondern die Zukunft umgibt uns wie ein Nebel voll geistiger Zeugnisse. Wir fühlen, daß nicht wir das Christlichsoziale besitzen, sondern das Christlichsoziale hat uns, es schiebt uns, hebt uns, trägt uns, läßt uns rudern und ringen, läßt uns jauchzen und seufzen.

es kommt über uns als Kraft und Gnade, als Zwang und Trud. Wir wählen nicht einen Weg, weil er uns klug erscheint, sondern eine neue Welle des Volkslebens rauscht heran, und wir liegen zufällig gerade da im Wasser, wo sie sich beängstigend emporhebt!"

„Gerade jetzt, wo wir so viele Parteien haben, die nur noch durch Säge, aber nicht mehr durch die innere Gewalt zusammengehalten werden, ist es eine Grundfrage, ob eine neue Bewegung einen eingeborenen Schöpfungstrieb hat oder ob sie entzieht wie ein Rezept, in welchem etwas Sozialismus und etwas Monarchismus mit etlichen Gramm Kirchlichkeit und einem kleinen Zug Aufklärung nach bestem Wissen sorgfältig gemischt werden.“

„Wir müssen (darum) die Noten finden zu dem türmischen Frühlingsgesang, der unsere Seele füllt. Ohne diesen Prozeß der Umsehung des Gefühls in Worte nützt die Begeisterung gar nichts. Dieser Prozeß ist aber erst im Beginnen. Daher können wir unsern Lesern beim besten Willen noch keine Auskunft auf jede einzelne Frage geben, die im Volksleben auftaucht. Wir sind froh, wenn die christlichsoziale Sappbildung richtig begonnen hat.“

Mag dieser mystische Zug, der hier in Raumanns Sätzen hervortritt, wie Schwarmgeisterei klingen, ein Umstand, den seine Gegner reichlich ausgenutzt haben, gerade der hier so fest ausgesprochene ernste Wille, Gefühle in Worte umzusetzen“ aus dem „Nebel von geistiger Zeugungskraft“ Wege und Bahnen zu nüchterner praktischer Arbeit zu finden, entkräftet diesen Vorwurf. Und Raumann wußte was er wollte, wenn er auch zu gewissenhaft war, sein Programm aus so und so vielen anderen Programmen zusammenzusetzen.

Er sieht klar, „die christlichsoziale Zeit kommt erst nach der sozialdemokratischen Zeit. Wir halten es für vergeblich, wenn man das christlichsoziale Pferd vor den Wagen der alten Ordnung spannen will. Wie die Sozialdemokratie den Liberalismus beehrte, so wird das Christlichsoziale die Sozialdemokratie beerben.“ „Was vor der Sozialdemokratie steht, die bürgerliche Weltanschauung, das heutige Gesellschaftsgefüge, das ist nicht das Ziel unseres Denkens“. Aber auch nicht das sozialdemokratische Zukunftsideal, welches nur das Produkt einer systematisch durchdachten Nationalökonomie ist, die zum Dogma geworden ist, als wäre Dogma ewig.“ „Sie theoretisiert, wir müssen Detailarbeit treiben. Sie denkt immer an die Gesamtgesellschaft, wir müssen an die Teile dieser Gesellschaft, an Arbeitslose, Tagelöhner, Industriearbeiter, Bauern, Handwerker, Kaufleute, Beamte in ihrer Besonderheit denken. Was wir aber dabei von der Sozialdemokratie übernehmen müssen, ist der Gesichtspunkt ‚von unten her‘. Wie bearbeiten die soziale Frage vom Standpunkt der Bedrängten, für die Bedrängten und mit den Bedrängten. Nur so sind wir ehrlich ‚Christlichsozial‘“.

Dieser von uns schon mehrfach charakterisierte proletarische Standpunkt wird hier am deutlichsten ausgesprochen. Ihm entsprechen denn auch die weiteren Ausführungen jenes Buches: die Aufforderung an die Gebildeten, die Welt einmal vom Standpunkt des Hungerigen aus anzusehen, an die Geistlichen, sich mit Nationalökonomie zu beschäftigen, um das wirtschaftliche Leben zu verstehen, welches so tief in das soziale und geistige Leben einschneidet. Dem entspricht, daß Raumann als die soziale Frage die beiden Kernfragen bezeichnet: die Kapitalfrage und die Organisationsfrage, d. h. der Kampf gegen die Übermacht des Kapitals und deren üble Folgen und die Organisation der notleidenden Stände, wobei es ihm zunächst ganz gleichgültig ist, wer diese organisiert. Ferner entspricht dem die gerade in christlichen Kreisen bisher unerhörte Stellung Raumanns zur Maschine, zum Fortschritt der Technik:

„Gott will den technischen Fortschritt, er will die Maschine,“ gerade sie kann die Menschen, trotz aller Verheerungen, die sie jetzt ausrichtet, in weit bessere Lebenslage bringen, wenn ihre Verwendung nur unter christlichsozialem Gesichtspunkt „für die armen Leute“ geschieht. Er behandelt in diesem Zusammenhang auch die Wohnungsfrage mit

deutlichem Anklänge an bodenreformerische Gedanken und präcisiert schließlich noch einmal seine Stellung zur Sozialdemokratie. „Sie spielt nur eine Melodie für Stadt und Land, für Industrie, Handel, Handwerk, Auit: die eine große Melodie vom großen Tage der allgemeinen Bergesellschaftung. In diesem Sinne hatte er auch 1893 auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß die Sozialdemokratie als einen weltlichen Chitiasmus bezeichnet. Hier ist es wirtschaftlich die erneute Absage an den Marxismus, der zwar ein wichtiger Durchgangspunkt im nationalökonomischen Denken sei, ohne welchen auch der christliche Sozialismus nicht auskomme, der aber eben überwunden werden müsse durch eine neue Epoche des Sozialismus, welcher in der Einzelarbeit seine Aufgabe sieht, und darum auch schon für die Gegenwart und nicht erst für eine traumhafte Zukunft denen zu gute kommt, für welche der Sozialismus Hilfe sein will.

Mit dieser kurzen Skizzierung des I. Bandes von Christlichsozial können wir den zweiten Abschnitt der Entwicklung des jüngeren christlichen Sozialismus abschließen. Sie bietet in Verbindung mit dem Programm der evangelischen Arbeitervereine das Resultat der Gedankenentwicklung bis zum Erscheinen der „Hilfe“.

III.

Im Herbst d. J. 1894 war der Plan Naumanns, eine eigene christlichsoziale Wochenchrift zu gründen, mehr und mehr gereift. Die geringe publizistische Möglichkeit, welche ihm der „Sonntagsgruß“ als ein Sonntagsblatt der Innern Mission bot, drängte dazu, und die Zahl der Gesinnungsgenossen schien ihm stark genug, ein eigenes journalistisches Unternehmen tragen zu können. Auch an Mitarbeitern fehlte es nicht. Neben dem Kreis von Männern, die wir bei der Abfassung des Programms der evangelischen Arbeitervereine nannten, fand sich eine stattliche Anzahl, deren Namen in der ersten Probenummer der „Hilfe“ aufgezählt sind. Diese Namen muten heute eigentümlich an. Es sind darunter einmal Vertreter der Innern Mission und des Evangelischsozialen Kongresses zu finden, die von ihrem Gesichtspunkt aus Naumanns Arbeit für unterstützungswert hielten, und dann Politiker und Theologen der verschiedensten Parteien:

Pastor von Bodelschwingh, Hosprediger von Braun in Stuttgart, Pastor Mahling in Hamburg, Konjchel in Königsberg; Hauptvertreter des Evangelischsozialen Kongresses wie die Professoren Harnack, Kaftan, von Soden, Generalsekretär Völkter; Pfarrer Battenberg-Frankfurt, Pfarrer Bonus-Ludewalde, Professor Cremer in Greißswald, Professor Weiß-Marburg, Professor Titius-Kiel, Pfarrer Doerries in Hannover, D. Rade, der Herausgeber der christlichen Welt, dazu die Christlichsozialen verschiedenster Schattierung: Pastor Arndt-Vollmarstein, Biernapf-Neumünster, Cörper-Dudweiler, Dieß-Bischofsheim (Hessen), Hüpeden-Casfel, Köpfske-Sangerhausen, Fabrikant Lehler-Stuttgart, Pfarrer Werner-Bedendorf, Gymnasiallehrer Dr. Lindt-Darmstadt, Domprediger Wilhelm in Güstrow. Ferner die Nationalökonomten Professor Lindenbergl, Rathgen, von Schulke-Gacpernis, Max Weber; die Bodenreformer Professor Flegler-Bensheim, Pfarrer Bollmann in Ahdorf. Von nationalliberaler Seite: Professor Baumgarten-Kiel, Landgerichtsrat Kuhlmann, Professor Hartwig und Trommerhausen in Frankfurt. Dazu die Professoren Klein in Jena, Geh. Kirchenrat Fricke-Leipzig, Schriftsteller Söhntey-Berlin, Fabrikant Frieße und endlich unter den Führern der evangelischen Arbeitervereine auch Sig. Weber München-Glabbad.

Für sie alle war Naumanns Persönlichkeit das Programm der Hilfe. Auf ein anderes Programm hätte man diese verschiedenartigen Geister, von denen eine ganze Anzahl heute im schärfsten Gegensatz zu den Nationalsozialen stehen, nicht vereinigen können. Aber das; sie

damals ihre freundschaftliche Zustimmung zu der Gründung der Hilfe gaben, ist zugleich ein Zeichen dafür, wie ihnen eine Gedankenentwicklung im Sinne des von Naumann vertretenen christlichen Sozialismus wertvoll erschien, wie wenig sie aber zugleich mit diesem „christlich-sozial“ den Begriff einer Parteischablone verbanden. Freilich — wenige Nummern der Hilfe haben genügt, um bei dem einen oder anderen mindestens innerlich heftigen Widerspruch zu wecken. Die Hilfe ging von Anfang an, was dann immer ihre Eigenart gewesen ist, ihren festen, sicheren Gang, unbeirrt von den Anfen links und rechts.

In keiner der beiden Probenummern (10. Dezember und 20. Dezember 1894) war ein ausgeklügeltes Programm enthalten. Nur allgemeine Zielpunkte wurden in der zweiten Nummer aufgestellt: über das Religiöse, das Politische, das Sozialpolitische. Vom Religiösen wird gesagt, daß es neben dem Wirtschaftlichen die Hauptsache sei. Damit wird nicht nur der alte Ausgangspunkt des ganzen Naumannschen christlichen Sozialismus festgehalten, auch das eigentlich Politische tritt in den Hintergrund. Es hatte wie für Naumann so auch für die anderen Mitarbeiter noch nicht ein lebhaftes Interesse. Sie waren christliche Männer, denen die Not des Volkes, das soziale Elend auf dem Herzen brannte und die hier „helfen“ wollten, die nach den Mitteln der Hilfe suchten. Das Religiöse wird dabei weitherzig gefaßt: die gemeinsame Grundlage aller Artikel muß zwar der lebendige evangelische Glaube sein — aber da das Blatt keine Theologie treiben, sondern von dem praktischen Glauben reden will, sind die verschiedenen theologischen Richtungen gleichberechtigt. „Im Angesichte der sozialen Not müssen wir Evangelischen Einigkeit lernen. Das will Gott von uns.“

Die Sozialpolitik ist gedacht als Zusammewirken von Staatssozialismus, Berufsorganisation und Wohlfahrtseinrichtung. Die geistige und sittliche Hebung des Arbeiterstandes wird für ebenso wichtig gehalten wie die wirtschaftliche. Die weitere Klärung soll eben die „Hilfe“ erst suchen.

In politischer Hinsicht wird gesagt: die Grundlage ist das Festhalten an der vorhandenen Verfassung, geschichtliche Erklärung des Gewordenen, größere Mitwirkung der Besitzlosen bei Landtagen und Kommunalverwaltungen. Dem nationalen Gedanken werden nur die Worte gewidmet: „nationale Gesichtspunkte gegenüber übertriebener Internationalität.“ Der christliche Sozialpolitiker empfand wohl, daß auf nationalem Gebiet Aufgaben lagen, aber sie wurden nur erkannt im Gegensatz zum „übertriebenen“ Internationalismus, als scheidendes Moment gegen die Sozialdemokratie — nicht als eigener, wichtiger, politischer Faktor. Aber so allgemein diese Grundsätze gehalten waren, so wenig Neigung war vorhanden, sie auch nur in farbloser Allgemeinheit auf die politischen Zustände anzuwenden.

Wie die erste Andacht Naumanns in einer geradezu einzigartigen Weise dem Bedürfnis nach Religion Worte verlieh, aus einer Zeit des veraltenden Materialismus heraus, so wies die erste politische Wochen-

ichau die Zielscheibe auf, in die das neue politische Geschloß, die Gedankenarbeit der Hilfe, hineindringen mußte. Seine Wochenichau nahm aufs schärfste Stellung gegen die damals drohende Umstürzvorlage! Raumann hielt ihr die vier Sätze entgegen:

1. Zwangsgeetze helfen nichts, solange die Notstände fortbauern und sie sind überflüssig, sobald die Notstände beseitigt werden.

2. Gerade durch die Zwangsgeetze wird die Sozialdemokratie im Gegensatz gegen die geordnete Sozialreform verhärtet.

3. Anarchistische Verbrechen werden durch Vereinsgeetze nicht verhindert.

4. Es ist Thatsache, daß von manchen Seiten die neuen Gesetze, benutzt werden sollen, um auch die christliche und vaterländische Arbeiterbewegung zu unterdrücken. Als Beweis diene ihm ein von der nationalliberalen Presse verbreiteter Artikel der Stummischen „Teutschen volkswirtschaftlichen Korrespondenz“.

Damit war die politische Haltung der Hilfe und ihrer Anhänger in einer folgereichen Klarheit ausgesprochen: Kampf gegen die reaktionären Einflüsse des Freiherrn von Stumm und seiner Gesinnungsgenossen im konservativen und nationalliberalen Lager und andererseits ruhige Entwicklung für die Sozialdemokratie von der Zuversicht aus, daß dieselbe dadurch zur radikalen Reformpartei sich durchmauern werde. Und diese beiden Gedanken blieben für die Hilfe Leitworte durch ihr ganzes Bestehen hindurch. Sie führte sie in die Kämpfe ein, die alsbald losbrachen.

Wie Raumanns Ruf gegen die Umstürzvorlage in jener zweiten Probenummer von einem besonderen Artikel gegen dieselbe aus der juristischen Feder des Landgerichtsrat Muhlmann begleitet war, so auch die andere Seite desselben: die Zuversicht auf eine Mauerung der Sozialdemokratie durch einen Artikel des Pfarrers Wend in Darnstadt, in welchem auf Grund der Erfahrungen des sozialdemokratischen Parteitages von 1894, dem Wend angewohnt hatte, Georg von Vollmar als der Führer der Sozialreformer im sozialdemokratischen Lager charakterisiert wurde. Beide Artikel, sowie Raumanns Wochenichau und eine sehr unschuldige Notiz über das Unwürdige mancher Armenbescherungen an Weihnachten gaben dem Freiherrn von Stumm Anlaß, am 9. Januar 1895 einen Feldzug gegen die „Hilfe“ im Reichstag zu eröffnen, der sofort von der konservativen Presse, zum Teil auch von der nationalliberalen aufgenommen und fortgesetzt wurde. Es ist dies dieselbe berühmte Rede, in welcher der König des Saargebietes sich als „treuer Sohn der evangelischen Kirche“ bezeichnete.

Für die „Hilfe“ war dieser öffentliche Angriff, der sich wochenlang in allen möglichen Variationen in den Spalten der Stummischen Presse wiederholte, die denkbar günstigste Einführung in die politische Öffentlichkeit. War ihr Abonnentenstand nach den beiden Probenummern bei Beginn des I. Quartals 1895 durchaus kein übermäßig günstiger, so stieg derselbe jetzt von Woche zu Woche, von Tag zu Tag. Überall wollte man den gefährlichen Pfarrer kennen lernen, der schlimmer sei als die Sozialdemokratie. Ihm und seinen Gesinnungsgenossen flogen von allen Seiten Zustimmungserklärungen zu für den Kampf gegen den Freiherrn von Stumm, und die Blätter der unabhängigen Presse trugen Raumanns Antwort an den Gewaltigen des Saargebietes weit

über den Kreis der Hilfe hinaus und machten sie damit schon in den ersten Wochen ihres Bestehens zu einem allbekanntem Wochenblatt. Der Vollständigkeit wegen darf aber an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, daß der Sturm, welcher über die Christlichsozialen jetzt dahinbrauste, auch sein Opfer haben sollte. Das Hessische Oberkonsistorium gab der konservativen Opposition gegen Wend's Artikel über Georg von Vollmar Gehör. Wend durfte vier Wochen lang nicht amtieren, aber nicht nur die „Hilfe“, auch ein großer Teil der liberalen Presse nahm sich seiner an, auch der größere Teil der hessischen Geistlichkeit. Für ihn aber hatte es die innere Folge, daß er nach 1½ Jahren weiterer Thätigkeit, in der er ernstlich das Für und Wider prüfte, das geistliche Amt aufgab, um als Sekretär des 1896 gegründeten nationalsozialen Vereins sich ganz der Politik zu widmen.

Nach dieser zwar stürmischen, aber so überaus günstigen Einführung der Hilfe begann für dieselbe die eigentliche Werktagarbeit. Sie mußte nun auch vor den aufmerksamen Augen der Öffentlichkeit zeigen, was sie zu leisten imstande war. Und sie blieb originell und damit interessant. Sie war durch und durch modern. Das tritt zunächst in der Art ihres christlichen Charakters hervor. Ich brauche hier nur zu erwähnen, daß sie ja die bekannten Raumann'schen Andachten brachte, denen noch heute niemand, ob Freund oder Gegner, den Charakter des Originellen und Modernen abstreiten wird und die damals noch den besonderen Vorzug hatten, als etwas ganz Neues zu erscheinen, wo wir uns ihrer jetzt als etwas alt Gewohntem erfreuen. Aber auf sie beschränkte sich der religiöse Charakter des Blattes nicht. Man wollte die religiöse Frage dem modernen, vom Materialismus befangenen Arbeiter wieder nahe bringen. Und so entstanden eine Reihe wertvoller Aufsätze, die hier nur dem Titel nach genannt werden können: Briefe an einen Arbeiter über die Frage, „wer war Jesus von Nazareth?“ es wurde die Frage, ob Religion Privatsache sei, eingehend erörtert (Professor Raftan-Berlin), und dergleichen das andere schwierige Problem „Religion und Wissenschaft“ (von demselben). Man bemühte sich, die Wichtigkeit der Religion für die verschiedensten Lebenslagen zu besprechen, ihre starken sozialen Impulse hervorzuheben, dem praktischen Christentum in Innerer Mission und Wohlthätigkeit volle Aufmerksamkeit zuzuwenden.

In den sozialpolitischen Erörterungen trat natürlich das Interesse für den Arbeiter in den Vordergrund. Dennoch handelten verhältnismäßig wenig besondere Artikel von seiner Lage. Aus dem ersten Jahrgang der Hilfe sind eigentlich nur zu nennen: Erörterungen über die Arbeitslosigkeit und das Recht auf Arbeit. Ferner kamen die Ideen des Fabrikanten Freeje zum Ausdruck, welcher über Arbeiteranschlüsse schrieb, auch ein Artikel über Gewerbetheiligung der Arbeiter findet sich; Traub-Stuttgart behandelte den Normalarbeitstag; der Reform der Alters- und Invaliditätsversicherung wurde das Wort geredet, und die Verhandlungen des Evangelischsozialen Kongresses in Erfurt 1895 gaben Raumann Anlaß, über die sozialen Aufgaben des Staates in

seinen Betrieben zu schreiben. Bei aller Gegnerschaft gegen herrschsüchtige Fabrikanten im Sinne Stummis anerkannte man gute Wohlfahrts-einrichtungen wie diejenigen Krupps. Das Schwerkgewicht des Arbeiterstandpunktes der Hilfe lag aber weniger in solchen einzelnen Anlässen als in der gesamten Haltung: Freiheit für die Arbeiterbewegung, mehr Einfluß für die Masse des arbeitenden Volkes, Anerkennung der Berechtigung des Klassenkampfes. Die Gewerkschaftsbewegung wird aufmerksam verfolgt, namentlich seitdem Herr Weinhausen als zweiter Redakteur in die Redaktion eingetreten war. Aber noch trat eine unverkennbare Vorliebe für christliche Gewerkschaften hervor, bezeichnet es doch Raumann in einem Rückblick auf das Jahr 1894 als einen besonderen Fortschritt, daß es zu einer Vereinigung der christlichen Bergarbeiter gekommen sei, und knüpft daran die Worte: „Noch immer verstehen viele nicht, wie wichtig es ist, ob es gelingt, auch andernwärts lebensfähige Arbeiterorganisationen zu schaffen. Die Sozialdemokratie hat ihrerseits viel für die Organisation der Arbeiterschaft gethan, um fragt es sich, ob der christliche Sozialismus auf demselben Gebiet auch etwas leisten kann.“ Das ist im Blick auf die heutige Stellung der Nationalsozialen mit ihrem offenen Bekenntnis zu unpolitischen, nicht konfessionellen Berufsvereinen der Arbeiter ein großer Unterschied! Das Ideal der neutralen Gewerkschaften war noch nicht herausgearbeitet.

Neben der Arbeiterfrage wurde die Handwerkerfrage selbständig behandelt. So wurde dem trefflichen Werk des Landgerichtsrates Anshlemann „Das Kleingewerbe, Not und Abhilfe“ eine eingehende Berücksichtigung in einer Wochenschau gewidmet und seinem Gedankengang im wesentlichen zugestimmt. Raumann unterzuchte an anderer Stelle, welchen Branchen wohl der von konservativer Seite empfohlene Befähigungsnachweis helfen kann, und kam zu dem Resultat: Er nützt im einzelnen vielleicht manches, aber er vermehrt nicht die Arbeitsgelegenheit gegenüber dem, was der Großbetrieb übernommen hat. Ein Artikel gegen die Gefängnisarbeit als Konkurrentin des Handwerks wurde geschrieben, Barzahlung empfohlen und auf die große Wichtigkeit des Genossenschaftswesens für die Handwerker hingewiesen. Ganz vortrefflich ist eine Einzeluntersuchung über die Lage einer Branche — der Schuhmacher — die leider vereinzelt geblieben ist, obgleich die Hilfe wieder und wieder darauf hinwies, daß es kein Allheilmittel für die sozialen Nöte gäbe, sondern detaillierteste Arbeit in dieser vielverzweigten und verwickelten Zeitfrage.

Ganz außerordentlich bemerkenswert ist die Beschäftigung der Hilfe mit den landwirtschaftlichen Fragen. Die erste Probemünze der Hilfe gab einen Artikel „Bauernsorgen“ aus Sohrens Feder. Er fußt noch durchaus auf den Satz: „hat der Bauer Geld, so hat's die ganze Welt“ — ein Satz, der dann später von Raumann in den anderen gekehrt wurde: „hat der Arbeiter Geld, so hat's die ganze Welt.“ Dazwischen liegt die Wandlung vom Standpunkt eines Gegners der Handelsverträge in eine solche des eifrigen Verfechters derselben. Sohrens schrieb noch in der Hilfe: „Wir haben (durch die Handels-

verträge) im Ausland wenig gewonnen und dafür im Inland viel verloren, die Kaufkraft unserer Bauern hat sich in unheilvoller Weise vermindert.“ Dieser Artikel sah die Welt unter dem Gesichtspunkt des größeren Bauern an. Die entscheidende Wendung hat auf diesem Gebiet erst die Vertretung des nationalsozialen Vereins zu Darmstadt 1898 gebracht, unter dem Einfluß der Vorträge von Schulze-Gaevernig und Pohlmann. Für das damalige erste Jahr der Hilfe war aber diese ganze Frage noch nicht das Wesentliche — entscheidend war die Formulierung: „Bauern — nicht Großgrundbesitzer“ und „für die Landarbeiter“. Darum formulierte Kaumann die ganze landwirtschaftliche Frage in den Satz: „wie erreicht man es, daß eine möglichst große Zahl von Deutschen auf dem Lande ein auskömmliches Leben hat?“ Er hat diese Frage dann in die Forderung umgestellt: „das Land der Masse“. Ein Gedanke, der zu den stärksten Kämpfen gegen ihn auch von älterer christlichsozialer Seite aus führte, der als „revolutionär“ und „schwarmgeistig“ bezeichnet wurde und doch im Zusammenhang der Kaumannschen Darstellung nichts anderes war, als „Kolonisation Osteliens mit Bauerngütern“. Und diesem Gedanken wurde nach den allerverschiedensten Richtungen hin in der Hilfe Ausdruck verliehen. Die eingehendste Erörterung landwirtschaftlicher Fragen rief aber eine ausführliche Besprechung des sozialdemokratischen Agrarprogramms hervor, welches dem sozialdemokratischen Parteitag 1895 vorlag. Ihm widmete Kaumann eine Artikelserie, die auch als Separatabdruck in Form einer Broschüre erschienen ist. (Zum sozialdemokratischen Landprogramm von Fr. Kaumann. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1895. 40 S. Preis 0,10 Mk.) Die Beurteilung Kaumanns erfolgte von sieben verschiedenen Gesichtspunkten aus: deutsche Nationalität, Staatsgedanken, politische Weckung des Landvolkes, geschichtlicher Standpunkt, Betriebsfortschritt, Kampf gegen den Kapitalismus, monarchischer Standpunkt.

Gerade angefaßt des im Herbst 1900 unter der Mitwirkung Kaumanns vom nationalsozialen Parteitag angenommenen Parteiprogramms wäre es gewiß besonders interessant, seinen 1895 geäußerten Gedankengängen nachzugehen. Wir müssen dies auf jene größere Arbeit verschieben, auf die wir in den einleitenden Worten hinwiesen. Hier sei nur konstatiert, daß Kaumann damals noch und zwar vom Standpunkt der deutschen Nationalität aus, bei allem Gegenfag zum Großgrundbesitz, für Getreidezölle eintrat. Er griff die Sozialdemokratie wegen ihrer Gegnerchaft gegen die Grundsteuer an, wollte deren Vermehrung, weil die Grundrente arbeitsloses Einkommen sei, und sah ein hauptsächliches Hilfsmittel in dem Genossenschaftswesen. Dann entwirft er sein Idealbild eines Landprogramms:

„Man darf das Landprogramm nicht behandeln, als wären die Menschen nur Nummern und Puppen. Sie sind Seelen, von deren Spannkraft, Freudigkeit und Lust unendlich viel abhängt, mehr als in der Industrie. Was die einzelnen Menschen froh und voll Hoffnung machen kann, das ist ein gutes Landprogramm. Der einzelne muß wissen, wo er mit seiner Familie stehen und bleiben soll. Er darf nicht zusammenbrechen unter Schulden und darf nicht mehr ein Dienstmann auf fremdem Boden sein. Er muß sagen können, mein Boden ist meine Heimat, er erfordert meine ganze Kraft, aber er ernährt

mich auch, ich habe ihn sicher, soweit menschliche Dinge sicher sein können, und ich kenne ihn in jedem Winkel mit Stein und Kraut, mit Land und Wasser. Wer ein solches persönliches Verhältnis der Menschen zum Boden herstellen kann, der wird mehr thun, als wer sonst viele gute Einrichtungen trifft."

Das ist der Christlichsoziale wie er lebt und leidet. Kein System, welches feil abgerundet und einheitlich durchgeführt den Beifall des scharfen Verstandes auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet findet, ist das Ziel der Arbeit, sondern die Fürsorge für Menschen, mögen die Hilfsmittel bald von hier, bald von dort genommen und gefunden werden. Es bricht in diesen Zeilen wieder die ganze christliche Fürsorge hervor, die das Charakteristische auch noch für die Sozialpolitik der Hilfe war. Man will Menschen helfen, weil sie unsere Brüder sind.

Unter den Hilfsmitteln, die nach diesen Grundsätzen genannt werden, stehen die vier voran:

- Verstaatlichung der Hypothekenbanken,
- Verbot des Privatgeschäfts in Hypotheken,
- Feststellung einer Verschuldungsgrenze,
- Verwandlung der Hypothekenzinsen in Amortisationen,

Hilfsmittel, die dem verschuldeten Bauern helfen wollen und ihn vor drückender Verschuldung bewahren und die so in Verbindung mit dem alten Lösungswort „das Land der Masse, innere Kolonisation" das christlichsoziale Landprogramm des Jahres 1895 ganz eigentlich als ein Bauernprogramm charakterisieren. Man fragt sich unwillkürlich, wo bleiben die Landarbeiter? Naumann antwortet:

„die Besserstellung des ländlichen Arbeiters ist sehr zu wünschen, aber sie ist nur möglich, wenn die Landwirtschaft überhaupt gebessert wird."

Er hat aber auf politischen Gebiete auch für die Landarbeiter unmittelbare Forderungen. So wenig sich Naumann in dem letzten Abschnitt seiner Besprechung jenes Programms vom Standpunkt der Königstreue aus mit der Forderung „Demokratisierung aller öffentlichen Einrichtungen in Reich, Staat und Gemeinde" einverstanden erklärte: dem stärkeren Einfluß der „Unangelesenen" auf dem Lande, der Landarbeiter u. s. w., bei der Verwaltung in Gemeinde und Staat redet er kräftig das Wort, um ihnen zum Ausdruck ihrer Wünsche zu verhelfen.

So viel von Naumanns damaligem Landprogramm.

Wir kehren nun zur Haltung der „Hilfe" im Jahre 1875 zurück und versuchen dieselbe in ihrer Stellung zu den rein politischen Fragen darzustellen. Daß die Haltung gegenüber der Umsturzvorlage eine von durchaus freiheitlichem Geist erfüllte war, hoben wir schon hervor. Ebenso verhielt es sich bei all den mehrfachen Versuchen staatlicher und kirchlicher Reaktion, sozialreformatorisch gemintem Beamten, namentlich Geistlichen, Schwierigkeiten zu bereiten. Die Hilfe entwickelte hier immer schärfer ihren liberalen Charakter in der richtigen Erkenntnis, daß der Begriff sozial, auf das politische Gebiet übertragen, zum politischen Liberalismus führt. Aber nicht ohne weiteres zum Demokratismus im Sinne des Republikanismus! Schon die Geburtstagsfeier Kaiser Wilhelm II. 1895 gab Naumann Anlaß, sich als Monarchisten zu bekennen, einmal, indem er gerade diesen Tag wählte, um auf die Notwendigkeit einer deutsch-

vaterländischen Gesinnung hinzuweisen gegenüber Partikularismus und Internationalismus, dann indem er in der gleichen Nummer einem Artikel des Gymnasialdirektor Hartwig-Frankfurt a. Main Aufnahme verlieh, der in ruhiger, sachlicher Erwägung Republik und Monarchie verglich und unter der Hervorhebung der Vorzüge der Monarchie, dieser den Preis zuerkannte. Der nächste Schritt war das Bekenntnis zum sozialen Kaiserthum. Nicht als wenn sich Raumann in jener Zeit erst zu demselben hindurchgearbeitet hätte, nein, die Thatsache, daß in dem Zeitraum vom Februar 1890 bis ebendahin 1895 die völlige Umwandlung des „Arbeiterkaisers“ zu dem Kaiser, der Stumm und Genossen sein Ohr lieh, sich vollzogen hatte, ließ die „Hilfe“ ihre Stellung zum sozialen Kaiserthum präzisieren mit dem schon im Arbeiterkatechismus vorhandenen freimütigen Bekenntnis eines starken Glaubens an die sozial-reformerischen Grundneigungen des Kaisers. Wir geben wohl nicht fehl, wenn wir die Auffassung vom sozialen Kaiserthum als ein Stöckerisches Erbe bezeichnen, welches die jüngeren Christlichsozialen trotz ihrer liberaleren Richtung übernahmen. Aber sie gaben ihm einen anderen Inhalt. Das geht aus Raumanns Ausführungen hervor.

„Wir konnten und Deutschland nicht ohne Kaiser denken, nachdem die Wünsche vieler Geschlechter unserer Ahnen sich endlich erfüllt haben. Auch in Trauerzeiten halten wir die Königstreue fest. Uns graut vor dem Wirtwart, der sein müßte, wenn wir kein Königthum hätten, und wir haben die Zuversicht, daß auch die Monarchen sich dem Geist der Zeit nicht auf die Dauer werden widersetzen können. Der Sozialismus kommt, er fordert sein Recht, er klopf an die Thüren der Schlösser, er pocht auch an die Herzen der Könige, er dringt auch durch hundert Rügen in ihren Klop ein. Er wird zuerst abgewiesen, weil er sehr schwierig ist, und weil die Löwen um den Thron herum noch immer stehen wie einst, aber abgewiesen, ist er nicht tot, er meldet sich bei allen Gelegenheiten, er ist in der Luft, im Papier, in allen Regierungsfragen, er steht wieder auf und dann feiern wir noch einmal ein Jubiläum der kaiserlichen Erlasse — gebe Gott, daß es dann nicht zu spät ist.“

Wir haben gerade diese Aussprüche über das soziale Kaiserthum abgedruckt, weil sie zeigen, wie ohne die Anerkennung des „Königtums von Gottes Gnaden“ dennoch an der Monarchie festgehalten wird und zwar in der Überzeugung, daß ein Bündnis zwischen ihm und dem Sozialismus politisch notwendig werden wird, mag ein solches Bündnis in der Meinung des Monarchen liegen oder auch ohne dieselbe unter dem Druck der Verhältnisse zu stande kommen. Dieser Gedanke wird hier zum ersten Mal angeschlagen, um dann durch alle Jahrgänge der Hilfe durchgeführt zu werden. Er hat auch im nationalsozialen Ideenkreis seinen Platz gefunden und seine letzte Fortführung und schärfste Ausprägung wenn auch in anderer Form und in eingehender Begründung in Raumanns Buch „Demokratie und Kaiserthum“, (Verlag der Hilfe, Schöneberg-Berlin 1900.) gehabt.

Weniger herausgearbeitet erscheint 1895 der nationale Gedanke. Eicherlich wird eine vaterländische Gesinnung gefordert und dem Internationalismus der Sozialdemokratie, wo er zur Schädigung nationaler Interessen führt, widersprochen. Die Hilfe teilte auch nicht die demokratische Gegnerschaft gegen den Militarismus, anerkannte vielmehr die Wichtigkeit eines starken Heeres und der damit notwendigen verbundenen Einrichtungen, aber das Nationale ist noch kein gewichtiges Moment in

der Politik der jüngeren Christlichsozialen. Der Ausgangspunkt für alle Gedanken ist entweder das Christentum oder das Interesse der „kleinen Leute“, bei denen in erster Linie an die Arbeiter gedacht wird, unter denen man aber all das zusammenfaßt, was in dem sozialdemokratischen Sprachgebrauch als Proletariat auftritt. Erst ganz allmählich im Laufe des Jahres 1895 begann eine ernstere Beschäftigung mit den nationalen Fragen und erst im Anfang des Jahres 1896 fingen diese Fragen an von programmatischer Bedeutung zu werden. Wie wenig Gewicht noch im Frühjahr 1895 auf sie gelegt wurde, zeigt der Bericht Raumanns, unmittelbar vor dem Evangelischsozialen Kongresse dieses Jahres „Gedanken zum christlichsozialen Programme“ zusammenzustellen. Bei diesen Gedanken fehlt der nationale vollkommen. Auch den Verfassungsfragen werden nur einzelne wenige Worte am Schluß gewidmet: man bekennt sich zur bestehenden Verfassung unter Beifügung folgender Worte:

„Mit der Anerkennung der Grundlagen unserer Verfassung sind Änderungen im einzelnen nicht ausgeschlossen, insbesondere mangelt es an geeigneter Vertretung der Beschloßenen in den Landtagen der Einzelstaaten und in den Kommunalverwaltungen.“

Um so breiteren Raum nehmen alle möglichen anderen Fragen ein. Jesus Christus wird als der für die sozialen Bewegungen bedeutungsvolle Volksmann in den Vordergrund gestellt. Dem Materialismus wird die Anerkennung gewidmet, daß er kommen mußte, weil die christliche Lehre das Materielle unterschätzte, aber die Einwirkung von Personen ist ebenso wichtig wie die Einwirkung von Verhältnissen, und der Materialismus ist nicht im Stande, eine soziale Sittenlehre zu schaffen. Auf volkswirtschaftlichem Gebiet wird — wie schon bisher — jede Zauberformel zur Lösung aller Fragen abgelehnt, aber die Wissenschaft als notwendiges Mittel zur Lösung der wirtschaftlichen Probleme anerkannt. Als die Hauptprobleme werden Kapital und Organisationsfrage bezeichnet und die wachsende Ansammlung des Kapitals in wenigen Händen als schwerer wirtschaftlicher Uebelstand erkannt. Dabei wird der Zinsgenuß als sittlich niedrig stehender als der Lohn für Arbeit bezeichnet. Dies entspricht ganz der stark antikapitalistischen Stimmung, die damals alle Christlichsozialen beherrschte, mochten sie von rechts oder von links kommen, von den Konservativen mit ihrem Gegenatz gegen das nicht im Großgrundbesitz angelegte Kapital oder von sozialdemokratischen Ideen mit dem Proletariatshaß gegen den Geldbeutel. Die Organisationsfrage wurde auf alle Berufe ausgedehnt: ein Zusammenschluß der Berufsgruppen erscheint im Interesse der gesamten Leistungskraft des Volkes wünschenswert. Da es schlechtlich in diese Programmgedanken konsequent auch der von dem älteren christlichen Sozialismus noch heute vertretene Gedanke des Berufsparlaments ein, wenn es auch nur für Berufsfragen gedacht war. Im übrigen kehren dieselben Ideen wieder, die wir schon darlegten: Zusammenwirkung von Staatssozialismus, Genossenschaftswesen, Erhaltung und Vermehrung des Privatgrundbesitzes auf dem Lande, Arbeitererziehungsgesetzgebung, soziale Steuererhebung in Einkommen, Vermögen und Erbschaftsteuer. Dieses vielseitige Programm

behandelt endlich auch die Almosenfrage, und hierbei wird der Standpunkt der Innern Mission endgültig mit dem Grundsatz verlassen: „es ist besser bestimmte Rechte, als Almosen zu gewähren“

Diese Programmgedanken haben niemals den Charakter eines anerkannten Programms angenommen. Sie boten auch neben den sozialpolitischen Gedanken so viele andere, religiöse wie ethische, daß sie mehr eine Art von Grundlinien darstellen, nach denen der Herausgeber der Hilfe seine Gedankenarbeit vollziehen wollte. Aber daß bei diesem Quotlibet das Nationale fehlt, zeigt die geringe politische Bedeutung, die man ihm zuschrieb. Und doch fing gerade um diese Zeit an das nationalpolitische Prinzip Naumann zu beschäftigen. Es war der Einfluß der beiden Professoren Delbrück und Max Weber, der sich hier geltend machte. Gelegentlich des Erfurter Evangelischsozialen Kongresses, für welche jene oben erwähnte Zusammenstellung christlichsozialer Gedanken erfolgte, machte Delbrück Naumann auf die Wichtigkeit des nationalpolitischen Gedankens für den Sozialismus aufmerksam, und dieser Einfluß wurde verstärkt durch die Schrift Max Webers „Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik“ (akademische Antrittsrede in Freiburg 1895, G. C. V. Mohr, 0,75 Mk.), welche unter dem 14. Juli 1895 eine eingehende Besprechung in der Hilfe fand. Der Grundgedanke dieser Arbeit war folgender:

Das letzte Wort in Wirtschaftfragen wird nicht durch das Streben nach Verwirklichung des erträumten Menschenglücks bestimmt, sondern es muß von dem Standpunkt der nationalen Macht und Lebenskraft gesprochen werden. Für Deutschland heißt dies: deutsches Volk, deutscher Geist, deutsche Arbeit sollen erhalten bleiben. Demnach muß die Wirtschaftspolitik einen nationalen Charakter tragen. Wer soll sie in Deutschland leiten? Das Junkertum vermag es nicht mehr, es liegt selbst in einem wirtschaftlichen Todeskampf. Das städtische Bürgertum ist nach Erringung der deutschen Einheit träge geworden, politisch gefärgt. Als Großbürgertum verkent es die Notwendigkeit der sozialen Reformen in der Angst vor der Sozialdemokratie, als Kleinbürgertum steckt es völlig in politischer Spiegbürgerei. Als Erbe der bürgerlichen Ideale meldet sich aber in stolzem Selbstbewußtsein das Proletariat. Es könnte zur Leitung der nationalen Wirtschaftspolitik berufen und fähig sein, fehlte ihm nicht die politische Reife, und daß es diese nicht besitzt, liegt in seinem Mangel an nationaler Leidenschaft — es fehlen ihm die nationalen Machtinstinkte, die ein Volk zu seiner Lebensentfaltung braucht. Darum ist die politische Lage Deutschlands so traurig. Die bürgerlichen Klassen als Träger der Machtinteressen der Nation scheinen zu verwelfen, und es ist noch kein Anzeichen dafür da, daß die Arbeiterschaft reif zu werden beginnt, an ihre Stelle zu treten.

Der Eindruck dieser Gedanken auf die jüngeren Christlichsozialen, auf Naumann selbst vor allem, war groß. Es eröffnete sich ihnen eine ganz neue politische Perspektive. Bisher war das proletarische Christentum der Ausgangspunkt gewesen. Erbarmen mit den kleinen Leuten und von hier aus Denken mit den kleinen Leuten, von ihnen aus die Welt beurteilen, von ihnen aus wirtschaftliche und politische Forderungen stellen, um sie wirtschaftlich, politisch und sozial, zuletzt geistig und sittlich vorwärts zu bringen! Das war die Stimmung, die Bestimmung gewesen, die in der nationalökonomischen Wissenschaft nach den Hilfsmitteln suchte, um zum Ziel zu kommen. Nationales kam nur in Betracht in seinem ethischen Wert als Vaterlandsliebe, die sich in der Stellung zum Monarchen dann zum Monarchismus verdichtete. Nun

aber trat das Nationale als politischer Nachsfaktor in den Gedankenkreis und erfüllte ihn bald ganz und gar.

Kaumann urteilt kurz und bündig über Webers Gedanken:

„Hat er nicht recht? Was nützt uns die beste Sozialpolitik, wenn die Kofaten kommen? Wer innere Politik treiben will, der muß erst Volk, Vaterland und Grenzen sichern, er muß für nationale Macht sorgen.“

Hat er bisher als den schwächsten Punkt der Sozialdemokratie ihre Stellung zur Religion, dann den Doktrinarismus im Festhalten an der Marx'schen Lehre bezeichnet, so sagt er jetzt:

„Hier (in der Stellung zur nationalen Machtpolitik), liegt der schwächste Punkt der Sozialdemokratie. Wir brauchen einen Sozialismus, der regierungsfähig ist. Regierungsfähig heißt: fähig, bessere Gesamtpolitik zu treiben als bisher. Ein solcher Sozialismus ist bisher nicht vorhanden. Ein solcher Sozialismus muß deutshational sein.“

Und von dieser Stunde an begann der Aufbau des nationalen Sozialismus aus dem christlichen Sozialismus heraus.

Kaumann beschäftigte sich eingehend mit nationaler Geschichte. Sein Studium richtete sich vor allem auf Treischke. Der Gedanke der nationalen Macht, dessen ein Volk zu seinem Leben unter den anderen Völkern bedarf, ringt mit dem sozialen, der für Kaumann wie für den ganzen jüngeren Sozialismus nicht ein humaner Gedanke bleibt, von dem aus die oberen Stände den unteren helfen sollen, sondern der der Gedanke des Sozialismus ist: selbständige Emporarbeit der arbeitenden Masse im wirtschaftlichen und politischen Kampf. Beide Gedanken scheinen unvereinbar, weil jene, die den nationalen Machtgedanken pflegen, Gegner der Arbeiterbewegung sind, und weil die Arbeiterbewegung wiederum nur in der Sozialdemokratie politisch hervortritt und hier ohne alles Verständnis für die nationalen Fragen ist. Und doch liegt in der Vereinigung beider Gedanken, ohne daß dem einen oder anderen etwas von seiner Schärfe genommen wird, die Lösung des politischen Problems für die Zukunft Deutschlands.

Am schärfsten ausgeprägt finden wir diesen neuen Gedanken in der Neujahrsnummer der Hilfe 1896. Hier wird als die politische Aufgabe der Christlichsozialen bezeichnet, einen regierungsfähigen Sozialismus vorzubereiten.

Bei dem Wachsen der sozialistischen Gesinnung im deutschen Volk wick ein Punkt kommen müssen, wo es für eine deutsche Regierung gar nicht mehr möglich sein wird, ohne eine große Änderung weiter zu regieren. Will die Regierung nicht einen Verfassungsbruch begehen, so muß sie, um für die Lebensfrage der Nation (Heer, Marine, Zollpolitik) im Parlament die richtige Lösung zu finden, auf die Hilfe der Sozialisten rechnen können; ihnen darum entgegenkommen durch die Rückkehr zu der Sozialreform.

Damit aber dann der Sozialismus auch für die nationalen Ideen ist, ohne welche eine Regierung nicht mit ihm gehen kann, bedarf es nationaler Sozialisten. Die Gedanken derselben werden kurz formuliert:

1. Wir wollen das Vaterland schützen, als Vaterland fleißiger Arbeit.
2. Wir wollen den Kaiser ehren, weil er ein Kaiser der thätigen Stände sein wird.
3. Wir wollen jede Reform vertreten, die der Arbeit im Kampf gegen Zins und Mente helfen kann.
4. Wir glauben an die Gemeinsamkeit der Interessen der Arbeit in Stadt und Land.
5. Wir fördern jede freiwillige Berufsorganisation, sie heiße wie sie wolle.

Danach folgt dann eine Erörterung über die religiöse Aufgabe, welche die Hilfe und ihre Freunde sich stellten. Sie wird erörtert in

ihrer Stellung zu den Erkenntnissen der neueren Wissenschaft, zur materialistischen Gesichtsauffassung, zum Gemeinschaftsleben der Deutschen. Aber die Religion, so große Aufgaben ihr hier auch zugewiesen werden, ohne daß wir näher darauf eingehen können, wird ohne Beziehung zur Politik gefaßt! Ja, im Zusammenhang des ganzen Artikels spricht es Naumann geradezu aus, daß

„die Christlichsozialen zwei Aufgaben haben, welche sich nahe berühren, aber nicht miteinander verwechselt werden dürfen: die eine Aufgabe ist die politische und die andere ist religiös. Jetzt werden beide Aufgaben in denselben Vereinen (auf diese Vereine kommen wir noch!) gepflegt, es ist aber nicht unmöglich, daß später einmal zweierlei Vereinigungen nötig werden, um nicht die Religion durch die Einzelheiten der Politik zu schädigen, und um nicht an politischer Verbindung mit solchen Leuten gehindert zu werden, die einen anderen religiösen Standpunkt einnehmen als wir.“

Es konnte ja auch nicht anders sein. Mit dem nationalen Faktor war ein politischer Faktor ersten Ranges in die politische, christlichsoziale Gedankenarbeit eingetreten, hinter welchem der nicht politische, sondern ethische Faktor der Religion zurücktreten mußte.

In diesem Prozeß, der seine volle Abklärung und seinen vorläufigen programmatischen Abschluß erst bei der Versammlung aller nicht konservativen Christlichsozialen 1896 in Erfurt finden sollte, wo zugleich die Gründung des nationalsozialen Vereins vollzogen wurde, trug schließlich auch der Einfluß eines Mannes bei, der dann zu einem Führer der Nationalsozialen werden sollte, der Einfluß des Geh. Hofrats Professor Dr. Sohm in Leipzig. Ohne daß wir auf die von ihm über das Verhältnis von Politik und Religion entwickelten Gedanken hier näher eingehen wollen, weil ihrer erst in der Fortsetzung dieser Arbeit bei Besprechung jener Erfurter Tagung eingehend gedacht werden soll, sei darauf hingewiesen, daß der von ihm in Posen auf dem 28. Kongreß für Innere Mission gehaltene Vortrag über innere Mission und Politik durch seine scharfe Begriffsformulierung von Politik und Religion bezw. Evangelium, von nicht unwesentlichem Einfluß auf die reinliche Scheidung beider Gebiete in den Kreisen der jüngeren Christlichsozialen gewesen ist.

In der gleichen Zeit nun, in welcher sich die Herausarbeitung einer grundsätzlich politisch bestimmten Gruppe aus dem christlichsozialen Lager anbahnte, vollzog sich auch mehr und mehr die offensichtliche Scheidung der älteren von den jüngeren Christlichsozialen. Aber durchaus nicht um dieser Stellung zur Religion willen, sondern auf rein politischem Gebiet.

Wir hatten schon hervorgehoben, daß gleich das erste Erscheinen der Hilfe in der Öffentlichkeit von Angriffen der konservativen Partei begleitet gewesen war und daß die mit den Konservativen durch vielerlei Fäden verbundenen Stöckerschen Christlichsozialen schon früher um konservativer Angriffe willen, die sich gegen Naumannsche Schriften oder Reden wandten, ihre Eigenart neben dieser jüngeren Richtung zu wahren versucht hatten, um nicht für den „Radikalismus der Jungen“ verantwortlich gemacht zu werden. Derartige Plänkereien zogen sich durch das Jahr 1895 hin, ohne einen ernsten Charakter anzunehmen. Anders wurde es, als die „konservative Korrespondenz“ im Oktober 1895 einen offiziösen Artikel der konservativen Partei mit einer regulären Kriegs-

erklärung gegen die jüngeren Christlichsozialen brachte. Ihr Auftreten wurde folgendermaßen geschildert:

„Sie erblickten ihren Beruf in der Aufspürung von sozialen Mißständen, die sie dann verallgemeinern und in möglichst schwarzen Farben ausgemalt in der Öffentlichkeit selbstgefällig breitreteten, um den Arbeitern vor Augen zu führen, wie übel augenblicklich ihre Lage sei, und wie sie alles aufbieten müßten, um sich bessere Zustände zu erzwingen.“

Diese friedensstörende Tätigkeit beruht einzig auf der verwerflichen Absicht, die Arbeiter zu unerschweiteln und sich nach Art der Sozialdemokratie einen möglichst zahlreichen Anhang von Unzufriedenen zu schaffen.“

Als besondere Sünden werden dann aufgezählt, daß diese bössartigen Agitatoren für das Koalitionsrecht der Arbeiter eintreten, das Reichstagswahlrecht auch für die Landtage fordern, „gegen die Zunft aufreizen und der staatlichen Autorität hohnsprechen“. Dabei begnügte sich der Artikel nicht damit, diese Kreise als die um „das Publikationsorgan“ des Pfarrers Raumann „die Hilfe“ gruppierten Herren zu bezeichnen, hob vielmehr ausdrücklich hervor, daß es meist jüngere Geistliche seien und nannte sieben solcher mit Namen, wobei dem wohlunterrichteten Centralorgan der konservativen Partei das Unglück passierte, neben Raumann, Göhre, Köhsche, Habermann, Rauh auch den politisch gar nicht hervorgetretenen Pastor Wittenberg-Liegnitz zu nennen und den noch viel unschuldigeren Pastor Waquer-Prägerbe, der durchaus nicht zu Raumanns Kreis gehörte. Alle sieben wurden den Kirchenbehörden denunziert!!

Für die jüngeren Christlichsozialen hätte es dieses großen Bannes aus dem konservativen Lager nicht bedurft — sie rechneten sich auch nicht im Traume zu den Konservativen, aber die älteren Christlichsozialen sahen bei dieser Auseinandersetzung die Stunde gekommen, um die Grenzlinie zwischen den beiden christlichsozialen Gruppen zu verschärfen. Stöcker schrieb in seiner Kirchenzeitung unter der Überschrift „konservativ und christlichsozial“ einen Artikel, der es als wünschenswert bezeichnete, Klarheit zu schaffen. Und was er dabei über die Unterschiede beider Richtungen schrieb, war auch völlig klar und richtig. Wir geben es in seinen Hauptgedanken wieder:

„Der grundsätzliche Unterschied zwischen beiden Gruppen liegt darin, daß die „Jungen“ in einer gewissen Annäherung an Sozialdemokratie und Liberalismus die Sache des Proletariats vertreten und im Sinne des Christentums wie der Monarchie die Arbeiterbataillone zum Klassenkampf einersetzieren. Wir dagegen denken daran, die uns verwandten Elemente in allen Schichten der Bevölkerung, in allen Ständen und Berufsarten zu sammeln und für die christlichsoziale Arbeit zu gewinnen. Darum schließen wir uns an die konservativere Richtung des sozialpolitischen Lebens an und sehen unser Ziel darin, innerhalb der konservativen Bewegung als eine selbständige Gruppe handeln zu können.“

Damit war sicherlich der Kern der Frage getroffen. Im weiteren Verlauf des Artikels verschärft sich freilich der Ton. Wenn Stöcker auch für ein weiteres Zusammenarbeiten auf dem Boden des Evangelischsozialen Kongresses eintritt und alle persönlichen freundschaftlichen Beziehungen erhalten wissen will, so wirft er doch den „Jungen“ Friedensstörung vor, und zwar wegen ihrer Stellung zum Großgrundbesitz, wegen ihrer Parole „das Land der Masse“, die trotz ihrer durchaus reformerisch gedachten Ausführung als „revolutionär“ bezeichnet wird. Namentlich war es Stöcker höchst bedenklich, daß in den Kreisen der

„Jungen“ Geistliche Arbeitervereine auf dem Lande gründen und für den sozialen Klassenkampf erziehen wollten. Dann sucht der Artikel die Stellung der Geistlichen in den sozialen Kämpfen zu präzisieren, Stöckers sozialreformatorischen Ideen für die ländlichen Verhältnisse darzulegen und die Schärfe wie auch die Unrichtigkeiten der konservativen Korrespondenz zurückzuweisen.

„Wir bedauern lebhaft die sozialpolitische Haltung, welche einige Christlichsoziale broachten, aber wir können die Bewegung gegen die Heißsporne nur dann für aussichtsreich halten, wenn man ihre wohlmeinenden Absichten anerkennt, um ihren Habituismus desto wirksamer zu bekämpfen.“

Der Schluß des Artikels enthielt eine Polemik gegen die Schärfe, mit der Naumann den konservativen Angriff beantwortet hatte. Seine Antwort hatte den Gedanken vertreten, man kann nicht christlichsozial und konservativ sein — denn die konservative Partei ist arbeiterfeindlich. Stöckers eigenes Schicksal innerhalb der konservativen Partei hat dann gezeigt, wie richtig hier Naumann geurteilt hatte. Trotzdem lag ihm nichts ferner als eine weitere Verschärfung des Verhältnisses zu Stöcker von sich aus herbeizuführen. Wie er schon ein halbes Jahr früher in einem ausführlichen Artikel der „Hilfe“ dargelegt hatte, welchen reichen Dank die jungen Christlichsozialen Stöcker, als dem ersten Bahnbrecher des christlichen Sozialismus schuldeten, trotz aller Differenz in der politischen Auffassung, so gehörte er auch nicht zu denen, die bei dem großen Scherengericht über Stöcker anlässlich seines bekannten „Scheiterhaufenbriefes“ herfielen. Er suchte Stöckers Verhalten zu erklären und damit zu entschuldigen. Auch an dem Ausscheiden Stöckers aus dem Evangelischsozialen Kongreß, welches sich Frühjahr 1896 vollzog, war er unschuldig, wenn er auch damals erklärte, es sei nicht leicht, noch mit Stöcker zu gehen. Andererseits war ihm klar, daß sich die Scheidung immer reinlicher vollziehen mußte. Die Unterschiede waren zu groß. Und mehr noch als Naumann selbst drängten hierzu seine Gesinnungsgenossen.

Wir wiesen gelegentlich jener Aufstellung des evangelischen Arbeitervereinsprogramms schon auf den Kreis hin, der sich um ihn geschart hatte. Er war seit Entstehung der Hilfe zu einem Kreis der Mitarbeiter dieses Blattes geworden. Dieser Kreis versammelte sich seit 1894 ein- bis zweimal jährlich zu intimen Besprechungen teils in besonderen Zusammenkünften (Eisenach, Erfurt), teils im Anschluß an den Evangelischsozialen Kongreß. In diesem Kreis trat der Gedanke, eine eigene politische Organisation zu schaffen, immer deutlicher hervor. Die evangelischen Arbeitervereine, in denen diese jüngeren Christlichsozialen wirkten, in denen sie wie in Baden, Hessen, Württemberg eine führende Rolle inne hatten, genügten nicht, konnten nicht genügen, weil man ihren unpolitischen Charakter wahren wollte. Eine christlichsoziale Organisation war zwar im Dezember 1895 in Frankfurt a/M. entstanden, und der „Frankfurter Volksbote“, welcher seit Mitte 1895 als Beiblatt der Hilfe erschien, unterstützte sie, aber sie hatte trotz weit verzweigter Anhängererschaft in Hessen doch nur lokale Bedeutung. Aber man schreckte auch wieder vor dem Gedanken der Parteigründung zurück.

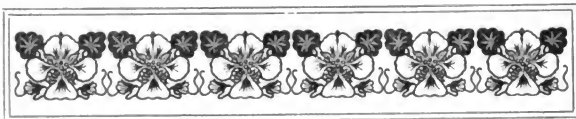
Das Schicksal der älteren Christlichsozialen wie der Antijesuiten konnte hierzu nicht ermutigen.

Da entwickelte Raumann im Frühjahr 1896 eben in jenem kleinen Freundeskreis einen Gedanken, der sofort Anklang fand: Bildung einer Organisation, die als politischer Verein der künftigen Parteibildung dieselben klärenden und vorbereitenden Dienste thun solle, wie sie einstmals in der deutschen Geschichte der Nationalverein der nationalliberalen Partei gethan hat. Auch hierbei wollte man indessen immer noch nicht den vollen Bruch mit den Kreisen des älteren christlichen Sozialismus. Es wurde damals, Frühjahr 1896 bei jener Erfurter Besprechung sogar eine Kommission gewählt, die in freundschaftlicher Weise mit Stöcker verhandeln sollte. Ehe jedoch diese Kommission in Verhandlungen eintreten konnte, kam es zu einer Verschärfung der Gegensätze, die von Stöckers Seite ausging. In der politischen Tageszeitung seiner Partei „Das Volk“ waren die beiden Herren Oberwinder und von Gerlach als Redakteure thätig. Sie folgten nur widerstrebend der sich immer klarer vollziehenden Scheidung zwischen Stöcker und Raumann, stauden doch beide Raumann näher als ihrem Parteichef. Als nun verlangt wurde, sie sollten im „Volk“ die jüngeren Christlichsozialen als „grundsätzliche Gegner“ ansehen, also nicht nur etwaige Extravaganzen der „Heißporne“ bekämpfen, erfolgte der Bruch zwischen ihnen und Stöcker, bezw. dem Verleger des Volks.

Sowohl durch diese letzte Verschärfung der Scheidung zwischen den beiden christlichsozialen Richtungen, als durch die beiden freigewordenen politischen Kräfte, Oberwinder und von Gerlach, wurde die Situation eine andere. Der Gedanke, eine eigene Tageszeitung zu gründen, trat zu jenem anderen Plan der eigenen Organisation hinzu. Schlag auf Schlag fielen die Ereignisse. Die notwendigen Geldsummen schienen leicht beschafflich, an agitatorischen Kräften fehlte es nicht, an fröhlichem Optimismus noch weit weniger. Noch einmal versammelte sich jener Freundeskreis um Raumann. Es war am 6. August 1896 in Heidelberg. Obgleich in einer mehrstündigen Beratung noch viele Bedenken mancherlei Art auftauchten, wurde der entscheidende Doppelbeschluss gefaßt! Vom 1. Oktober d. J. 1896 an, sollte in Berlin ein eigenes Tageblatt erscheinen unter dem Titel „Die Zeit“, Organ für nationalen Sozialismus auf christlicher Grundlage, und für den Spätherbst sollte eine Einladung an alle nicht konservativen Christlichsozialen ergehen, um jenen Gedanken einer neuen politischen Organisation im Sinn des alten Nationalvereins zu verwirklichen. Mit diesem Beschluß hatte die jüngere christlichsoziale Bewegung ihr Ende gefunden. Als „Die Zeit“ erschien, war es nicht mehr der christliche Sozialismus, dem sie diente, sondern der sich entwickelnde nationale Sozialismus, und nur der Zusatz „auf christlicher Grundlage“ erinnerte an den Ursprung der Bewegung. Als aber gar die Tagung jener Versammlung zur Gründung einer eigenen Organisation begann, da war die christlichsoziale Bewegung nur eine von den politischen Bewegungen, die im nationalen Sozialismus ausliefen.

Neben sie traten Gruppen von Männern, die ihre eigene, vom jüngeren christlichen Sozialismus mehr oder weniger selbständige Geschichte hatten: Adolf Damaschke aus dem Lager der Bodenreform, Professor Sohm aus konservativen Kreisen, ältere Christlichsoziale, wie Gerlach und Oderwinder, junge akademische Kreise, die unter dem Einfluß der jüngeren Nationalökonomie standen, und politisch Heimatlose, die nach Anschluß suchten und hier das Ersehnte zu finden hofften. Der Vorgeschichte dieser Gruppen, so weit sie sich schreiben läßt, wird an anderer Stelle gedacht werden, damit sie dann mit dem hier Dargelegten zusammen als Vorgeschichte des nationalen Sozialismus und seiner Entwicklung bis zum Jahre 1900 ein Ganzes ausmacht.





Die Politik des Bauern.

Von

Friedrich Naumann.



Im preußischen Landrecht wird gesagt, wer in den Augen des preußischen Staates als Bauer gilt. Es heißt dort:

Zum Bauernstand gehören alle Bewohner des platten Landes, welche sich mit dem unmittelbaren Betrieb des Ackerbaues und der Landwirtschaft beschäftigen, insofern sie nicht durch adlige Geburt, Amt oder Rechte von diesem Stande ausgenommen sind.

Es dürfte aber zweifelhaft sein, ob diese offizielle Erklärung allen Ansprüchen genügt, die an eine schulgerechte Definition gestellt werden müssen. Offenbar hat sich das preußische Landrecht wenig Sorgen darüber gemacht, den Bauern nach unten hin abzugrenzen. Mit dem unmittelbaren Betrieb des Ackerbaues beschäftigt sich nämlich ein Heer von Häuslern, Tagelöhnern, Büdnern, Instleuten, Scharwerkern, Knechten, Mägden, die in ihrer Gesamtzahl mehr als das Doppelte der Bauernziffer ausmachen (1895 mehr als $5\frac{1}{2}$ Millionen

Landwirtschaftliche unselbständige Arbeitskräfte gegenüber 2 $\frac{1}{2}$ Millionen landwirtschaftlicher Unternehmer), und längst nicht jeder Landwirt, der irgend einen Felsen Land irgendwie beackert, ist Bauer. In politischer Hinsicht aber ist die Begriffsbestimmung des preussischen Landrechtes nicht ganz so unzureichend wie in Hinsicht auf formale logische Korrektheit, denn das Heer der 5 $\frac{1}{2}$ Millionen unselbständiger Landwirtschaftskräfte ist, politisch angesehen, im allgemeinen ein Bestandteil des Bauernkörpers. Nur in wenigen Gegenden Deutschlands giebt es einige Ansätze zu einer eigenen Politik der unterbäuerlichen Schicht des Landvolkes, im allgemeinen aber denkt bis jetzt der Tagelöhner und Knecht dasfelbe, was der Bauer denkt, und nur dort, wo der Industrialismus weit ins Bauernland hineingedrungen ist, wankt die Einheit der politischen Gesinnung, dort aber wankt sie unter den Bauern selbst und nicht nur unter den Knechten.

Im großen und ganzen kann man den Inhalt der Bauernpolitik mit den zwei Worten Staatserhaltung und Agrarpolitik bezeichnen. Alles, was sonst die Spalten der politischen Presse füllt, interessiert auch den denkenden Bauer erst in zweiter Linie, insbesondere sind ihm die Verfassungsfragen im engeren Sinne des Wortes gleichgültig. Da er sich in der Vergangenheit nicht als Oppositionselement im Staate aufzufassen gewohnt war, lag ihm wenig an einer scharfen Umschreibung der Rechte der Volksvertretung gegenüber der Regierung. Das kann ja in Zukunft anders werden, bis jetzt aber ist es eine fast überall zu beobachtende Thatsache, daß der Bauer den König, den Landrat und sich als natürliche Bundesgenossen ansieht, die unter sich keine genaue Abgrenzung der Kompetenzen brauchen. Am meisten liegt es natürlich in den altpreussischen Provinzen so, aber auch in Mecklenburg, Oldenburg, Sachsen, Thüringen, und im nichtkatholischen Süddeutschland ist es ähnlich. In katholischen Gebieten hat der konfessionelle Kampf die bäuerliche Staatserhaltung etwas getrübt, aber kaum irgendwo im Grunde erschüttert. Am schwierigsten wurde die altgewohnte Bauernpolitik in den Landesteilen, die 1866 ihren Herrn wechselten. Hier entstand bäuerlicher Freisinn und bäuerliches Welfentum, nur soll man sich sehr hüten, diese bäuerliche Opposition mit liberaler Prinzipien-

vertretung für gleichartig zu halten. Es war das geschichtliche Antipreußentum, das den Bauern oppositionell machte, keineswegs aber war es der Gegensatz gegen Monarchie, Heer und Polizei an sich. Gerade bei den letzten Reichstagswahlen sah man vielfach freisinnige Bauern dörferweis im Anschluß an den Bund der Landwirte konservativ werden, ohne daß sich erst ein schwerer Gesinnungswechsel zu vollziehen brauchte. Die Generation, die dem Augustenburger oder dem König Georg Treue gelobt hat, stirbt ab, das ist das Ganze. Im Kern denkt dieser Bauer nicht anders als der altpreußische.

Man kann diese Bauernpolitik, wenn man will, konservativ nennen, zur Klarheit der Begriffe dient aber solcher Wortgebrauch nicht. Konservativ ist in der jetzigen Periode etwas ganz anderes, als nur der allgemeine Gedanke der Staatserhaltung. Das Wort „konservativ“ wurde zum Kennwort des Großgrundbesitzertums. Wer die Herrschaft dieser Klasse will, nur der ist wirklich konservativ! Die Doppeldeutigkeit des Wortes wird aber in der konservativen Litteratur absichtlich festgehalten, um den staatserkhaltenden Bauer an den Wagen des agrarischen Herrenvolkes zu spannen. Für viele tönt im Wort konservativ ein alter guter Klang, denn sie erinnern sich, daß ihre Väter und Großväter, die in keiner Weise agrarische Adelspolitik treiben wollten, sich selbst als konservativ bezeichneten. Es giebt noch heute zahllose Menschen, die etwas Volkstümliches und sittlich Gesundes zu sagen gedenken, wenn sie „konservativ“ sagen. Viel solche sind unter den Bauern und es wird noch Zeit brauchen, ehe ihnen die Täuschung klar wird, deren Opfer sie sind.

Der Bauer kann ebensogut liberal wie konservativ sein, falls nur das eine wie das andere staatserkhaltend ist. Es giebt in Schlesien, Pommern, Thüringen Striche mit liberalen Bauern dieser Art. In Süddeutschland ist diese Form sehr häufig. Was er sieht, so lange er sich als Bauer fühlt, ist der Radikalismus, dessen Hoffnungen er nicht teilt und dessen Theorien ihm meist unverständlich sind. Nichts aber im bäuerlichen Wesen hindert ihn, innerhalb des Staates freiheitlich zu denken, sobald es seiner Erziehung und Tradition entspricht. Die ganze Frage, ob konservativ oder liberal, hat, soviel ich sehe, das

Bauerntum nicht in seiner Tiefe getroffen. Er war gegen die Revolution von 1848. Die übrigen Streitereien haben ihn kalt gelassen.

Was nun aber versteht der Bauer unter Staatsverwaltung? Er hat dieses Wort „Staatsverwaltung“ fast nie im Munde, aber er denkt den Gedanken, der in ihm liegt. Es soll die öffentliche Ordnung und Sicherheit erhalten werden. Von „Patriotismus“ in dem Sinne der Sedanfestredner ist beim Bauer im ganzen wenig zu finden. Er ist nicht an das Hochrufen gewöhnt und kann niemals Hoflieferant werden. Eine schwärmerische Zuneigung zum Landesherrn wird man unter Bauern selten finden, am ersten noch in altpreussischen Gebieten. Die Überlegung, was der fürstliche Hof kostet, ist den Bauernstuben nicht fremd. Aber in aller Nüchternheit ist er dem Monarchen treu, weil er jede Veränderung, die kommen könnte, mit grenzenlosem Mißtrauen ansieht, darin das gerade Gegenteil des Städters, dem von vornherein als ausgemacht gilt, daß Veränderung Verbesserung bedeutet. Im deutschen Bauern steckt ein kolossaler Erbschatz von Mißtrauen, eine Gabe, die zur zweiten Natur geworden ist, und die der Bauer jahrhundertlang gebraucht hat, um sich am Leben zu erhalten. Von da an, wo in Süddeutschland und Mitteldeutschland der Bauernkrieg blutig, schrecklich endete, verlor der Bauer das Gefühl für die goldenen Luftschlösser des politischen Utopismus und vergrub sich in eine Stimmung, die sich mit dem Sprichwort charakterisiert: Anders wird es immer, aber niemals besser. Man kann diese Stimmung als arbeitsamen, politisch passiven Pessimismus bezeichnen. Ohne etwas vom gelehrten Pessimismus zu wissen, übt der Bauer praktisch die Gesinnung des Abwartens und Zweifelns. Mit ihr kam er schrittweis aufwärts. Trotz aller Klagen ist heute ein Bauernhof etwas durchaus anderes als vor 100 und 200 Jahren. Was er im Bauernkrieg nicht erobern konnte, hat der Bauer ohne viel eigene Politik langsam im Lauf der Jahrhunderte bekommen, nicht völlig, nicht umsonst, aber er wurde doch frei — soweit er nicht zum Landarbeiter herabgedrückt wurde. Diese lange Geschichte vom Bauernkrieg bis 1848 ist ihm zwar nicht in ihrem ganzen Umfange bekannt, aber sie lebt doch in ihm, da es eben die Geschichte der Seele und des Gehirns seiner Väter ist.

Seine Gegner waren stets die in den Landständen vertretenen Junker, die ihm die Landessteuern zuschoben. Seine Fortschritte verdankt er den Fürsten und dem Liberalismus, jenem, weil er Soldaten brauchte, diesem, weil er allein zu schwach war, den Feudalstaat zu brechen. Die Geschichte der Bauernbefreiung ist eine Geschichte des Kampfes gegen den Grundadel. Wenn es in der politischen Entwicklung Dankbarkeit und Logik gäbe, so müßte der Bauer für eine liberale Monarchie sein, er müßte in Preußen den „Jakobiner“ Freiherrn von Stein als Schutzheiligen verehren und eine ewige Abneigung gegen seine alten Bedrücker und Blutsauger haben, deren Fürsorge er die Verschlechterung aller Befreiungsedikte verdankt. So einfach und geradlinig aber entwickeln sich geistige Zustände nicht. Damals als der Adel seine größten Sünden am Bauern verübte, gab es noch keine Zeitungen und kein Parlament, und schnell, wie ein vortwärtsgehendes Heer die Gefallenen vergift, vergaß der Bauer seine um die letzten Reste des alten Gemeindebesitzes betrogenen Brüder. Er hatte in der Zeit, wo sich die Konservativen aus seinem Holze ihre Schlösser bauten, noch keinen Korpsgeist. Und nun ist alle Fronknechtschaft vergessen. Der Bauer läßt sich willig sagen, daß sein alter Gegner sein natürlicher Verbündeter sei.

Das kommt von dem Hervortreten der Agrarfrage in neuer Form.

Selbstverständlich hat es Agrarfragen und Agrarpolitik gegeben, solange es Staaten mit ackerbauender Bevölkerung giebt. Die Wanderzüge der Völkerverwanderung, die Eroberungskriege des Mittelalters, besonders die nach dem slavischen Osten hin, die Herstellung des Lehnsystems, die Durchführung des römischen Rechtes gegenüber dem alten germanischen Gemeinderecht, die Bauernlegung und Bauernbefreiung, alles dieses und vieles andere war Agrarpolitik, es war aber nicht Bauernpolitik. Der Bauer war bei dem allen mehr Objekt als Subjekt. Als Objekt der Herrschaft bildet er seit mehr als tausend Jahren die Grundlage des Staates. Subjekt ist er, wenn er den Zehnten giebt, Kaufzins zahlt, Kriegsdienste leistet, aber es ist ein Zwang, der ihn zu dem allen veranlaßt. Als denkenden Faktor im Staat und damit auch in der Agrarpolitik hat ihn, abgesehen vom Bauernkrieg, erst das letzte Jahrhundert kennen gelernt.

Was der französische Bauer in der großen Revolution und unter Napoleon I. gelernt hat, daß er in gewissen Momenten eine politische Entscheidung in der Hand hat, das hat sich langsam in den Kopf des deutschen Bauern hineingelebt. Er will politisch etwas wollen und zwar natürlich für sich. Was es inhaltlich ist, das er wollen will, ist ihm keineswegs ganz klar, aber er empfindet sich als die Grundlage der Staatswirtschaft und will als solche honoriert sein. Wie das zu machen ist, darüber ist er Vorschlägen zugänglich, oft sehr zugänglich.

Wer eine der großen Versammlungen des Bundes der Landwirte im Zirkus Busch besucht, ist bewegt von der Macht allgemeinen bäuerlichen Enthusiasmus und zugleich von der Unklarheit der Ziele, nach denen der Riesenkörper der neuen Bauernorganisation tappend sucht. Je trompetenhafter ein Redner allgemeine Sätze vom Wert des Landmanns, seiner Not und seiner Rettung ausspricht, desto mehr harmoniert er mit dem Geist einer Zuhörerschaft, die bald große Thaten thun oder wenigstens erleben will, ohne bis jetzt in die Einzelheiten eines politischen Programms eingetreten zu sein. Bunt durcheinander schwirrt alles, was es zwischen dem Agrarmonopol des Grafen Kanitz und den Silberträumen des Abgeordneten Krendt giebt.

Mehr als einmal habe ich nach Vorträgen auf dem Lande, abends unter Bauern sitzend, die Erfahrung gemacht, daß ihnen alle Programmpunkte des Bundes der Landwirte gleichgültig sind, daß sie aber an dem Gedanken der Zusammengehörigkeit mit einer bewundernswerten Zähigkeit festhalten. Das ist im Grunde ihr Programm, daß sie Macht werden wollen. Endlich, nach langer, traumhafter Wartezeit, kommt der politische Instinkt über sie. Der Wille ist zeitiger da, als das klar erkannte Ziel des Wollens. Man weiß, um es nochmals zu sagen, oft noch nicht, was man will, aber daß man will. Selbst über Zollfragen kann man von sehr verständigen Dorfschulzen sehr verschiedene Ansichten hören. Es liegt keineswegs so, daß der Bauer unterschiedslos an das Beglückende der Hochschutzzöllnerei glaubt, aber was thut es? Zoll ist jetzt Parole! Da muß zur Stange gehalten werden!

Ist dieser Zustand richtig erkannt, so nötigt diese Erkenntnis unter allen Umständen, den Bauern als politisches Element stark in Rechnung

zu stellen, denn gerade das, was wichtiger ist als Programm, entwickelt sich bei ihm, das politische Wollen an sich, zugleich aber erschwert diese Erkenntnis jede bestimmte Vorhersage über die Richtung, die die Bauernpolitik einnehmen wird. Man kann nichts thun, als die vorhandenen Ansätze und Stimmungen noch etwas genauer zu analysieren, als wir es bisher gethan haben. Es giebt:

1. Die offizielle Richtung des Bundes der Landwirte, die im wesentlichen die politischen und wirtschaftlichen Ziele des konservativen Großgrundbesitzertums vertritt und nur aus formalen Gründen Konzeptionen an katholische, national-liberale und antisemitische Traditionen oder Neigungen macht. Diese Richtung sucht jetzt den Kern der Agrarfrage im Kampf um die Handelspolitik und ist in erster Linie Schützerin der Großgetreideverkäufer, denen sie unliebsame Konkurrenz beseitigen soll. In ihr lebt trotz der unbäuerlichen Leitung und Gefantrichtung das vorhin beschriebene instinktive Drängen zur Macht am stärksten und es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses bäuerliche Drängen eines Tages die groß-agarische Leitung sprengt. Wann dieses eintritt, hängt von Erfolg oder Mißerfolg der jetzigen Bundesleitung ab. Selbst nach schwereren inneren Krisen aber wird der kolossale Bauernbestand des Bundes der Landwirte voraussichtlich immer der Ausgangspunkt aller weiteren deutschen Agrarpolitik bleiben, soweit sie antiindustriell ist.

2. Die Bauernbestandteile innerhalb des Zentrums, die nicht so bauernmäßig in der Politik hervortreten wie der Bund der Landwirte, aber auf die ausschlaggebende Partei des Deutschen Reiches einen sehr merkbaren Einfluß haben. Diese sind weniger von Zollgedanken und mehr von der Idee der korporativen Berufsvertretung erfüllt und decken sich vielfach mit den katholischen bäuerlichen Genossenschaften.

3. Die Genossenschaftler als solche, welche innerhalb verschiedener politischer Verbände auftauchen, aber einen eigenen Ideengang verbreiten und das Prinzip der Selbsthilfe pflegen, sobald es sich um wirkliche Bauerngenossenschaften handelt. Die Genossenschaftler sind zahlreich und meist von hervorragend tüchtigen Charakter. Die Zahl der landwirtschaftlichen Genossenschaften wird auf 12 700 angegeben. Für den Politiker sind diese Kreise von ähnlicher Bedeutung wie die Gewerk-

schaftler in der Arbeiterbewegung. Es ist möglich, daß aus ihnen ein modernes Bauernprogramm entsteht, das nicht mit der Hochschutzzollformel identisch ist. Vorläufig sind sie unpolitisch und nur von der allgemeinen agrarischen Bewegung unspült.

4. Die süddeutschen Bauernvereine, bayrischer Bauernbund und ähnliches, deren charakteristisches Merkmal die Loslösung von der Gefolgschaft des Zentrums ist, und deren Radikalismus sich gleicherweise gegen Geistliche, Beamte und Adlige wendet. Sie sind rein bäuerlich, aber politisch bis jetzt in hohem Maße verworren und nicht leistungsfähig.

5. Die freisinnige Bauernvereinigung Nordwest, die den Gegensatz des Bauern gegen die Großgrundbesitzer in richtiger Weise hervorhebt, keine Zollerhöhungen wünscht und sich wesentlich auf das Programm der sogenannten kleinen Mittel beschränkt.

6. Unvollkommene Anfänge einer antisemitisch proletarischen Landagitation, die gegen Juden und Zucker in Norddeutschland ähnlich arbeiten wollte wie der bayrische Bauernbund im Süden.

7. Unsicher zu bestimmende bäuerliche Bestandteile der demokratischen und besonders der sozialdemokratischen Partei, die weniger ein bäuerliches Programm als allgemeinen Protest gegen das Vorhandene bei ihrer politischen Vertretung suchen. Diese entfernen sich am weitesten von der allgemeinen bäuerlichen Tradition, denn selbst wenn sie an desperatem Radikalismus von bayrischen Bauernbündlern und etwaigen Ahlwardtbauern übertroffen werden, so haben sie am weitesten die Idee aufgegeben, daß der Bauer als solcher die Grundlage des Staates sei.

Über die Wichtigkeit dieser letztgenannten Idee muß man eine feste Ansicht gewinnen, wenn man ein Urteil über den Wert aller dieser Formen bäuerlicher Politik erwerben will. Hier stehen sich zwei Ansichten schroff gegenüber, die kurz als die Ideen des Agrarstaates und des Industriestaates bezeichnet werden. Über diese Ideen frei zu reden, ist deshalb etwas gewagt, weil die Vertreter des Agrarstaates allen denen, die für den Industriestaat sind, den Vorwurf machen, sie seien keine Freunde des Bauernstandes. Ein höchst gedankenloser Vorwurf! Warum soll der, der an das Übergewicht der industriellen Entwicklung

glaubt, nicht ein ebenso guter Freund des Bauern sein können wie der, dem der umgekehrte Weg in den Büchern der Geschichte geschrieben zu sein scheint! Es ist ja doch eine geradezu kindliche Auffassung, als hinge es vom mehr oder weniger guten Willen einzelner ab, ob unser Volk den einen oder anderen Weg wandelt. Nein, so steht es wahrhaftig nicht! Man kann das am besten erkennen, wenn man die Lage Deutschlands und Frankreichs vergleicht. In Frankreich kann selbst der wärmste Industriearbeiterfreund, kann der Industrielle selbst nicht behaupten wollen, daß sein Land im Übergang zum Industriestaat begriffen sei, denn jeder Blick in das statistische Handbuch sagt das Gegenteil. Auch der Industrievertreter muß sich dort mit der Erkenntnis abfinden, daß die mächtigsten Interessen des Landes landwirtschaftlicher Natur sind. Ähnlich liegt es trotz der industriellen Experimente des Finanzminister Witte für unabsehbar lange Zeit in Rußland. Andererseits wird kein englischer Landwirt daran glauben dürfen, daß England wieder von agrarischen Gesichtspunkten geleitet werden könne. Die Zeit des Agrarstaates ist in England vorbei und sie beginnt in Deutschland zu verschwinden. Das ist keine Angelegenheit unseres Wollens und Wünschens, sondern ein Vorgang, den unser Volk so erlebt, wie der einzelne Mensch den Wechsel seiner Jahre erträgt, die ihn verwandeln. Ob wir dem Übergang pessimistisch oder optimistisch zuschauen, ist völlig Nebensache, er kommt und fragt nicht danach, ob wir lachen oder weinen. Seine Hauptursache ist die wachsende Volkszahl. Wir haben etwa 18,5 Millionen Seelen landwirtschaftlicher Bevölkerung. Diese Zahl wächst nicht, eher nimmt sie ab. Unsere Gesamtbevölkerung wird aber bald 60 Millionen erreichen. In einer Schale der großen Wage liegt eine sich gleichbleibende Größe und in der anderen ein täglich wachsender Haufen. Wo sind die Hände, die die zweite Schale verhindern wollen, die schwerere zu werden? Wir verlangen nicht, daß man diesen Thatbestand bejubele, sondern, daß man ihn anerkenne und aus ihm die politischen Konsequenzen ziehe.

Zu dieser Forderung liegt etwas, was für den Bauern nötig, aber schwer ist. Eben in dem Zeitpunkt, wo er erst anfängt, selbständig in die Politik einzutreten, soll er anerkennen, daß er nicht mehr wie von

alters her der Hauptstamm des Volkes ist. Er kommt in die Politik mit aller der unerfahrenen Jugendlichkeit, die glaubt, man könne, wenn man nur wolle, die Sterne vom Himmel herabholen, zum ersten Male bildet er Verbände von Hunderttausenden, zum ersten Male hört er die alten Herren des Landes feierlich beteuern, der Name Bauer sei ein Ehrenname, dessen niemand sich schämen dürfe, da fällt ein Reif in der Maiennacht: die Berufszählung sagt ihm, daß er nicht mehr der maßgebende Typus des Volkes bleiben kann. Kein Wunder, wenn er, der Mißtrauische, sich sträubt und steift und es für Bosheit hält, wenn man seine neue politische Stimmung nicht teilt! Sachlich aber ist es die größte Freundschaft, die man einem Volksteil erweisen kann, wenn man seine Lage offen und ohne agitatorischen Schwindel mit ihm bespricht. Die sind nicht die besten Bauernfreunde, die ihn über sein voraussichtliches politisches Können absichtlich im Dunkel halten.

Der Bauer ist der alte Typus des Deutschtums. Am Anfang des Jahrhunderts war 80 % der Bevölkerung landwirtschaftlich, jetzt 35 % oder schon weniger. Der Bauer bleibt auch jetzt der zweitgrößte Faktor des Volkstums, aber er ist nicht mehr der erste. Der Durchschnittsdeutsche der Zukunft ist der industrielle Arbeiter. Auf diesen Arbeiter kann man schelten und ihn in alle HölLEN und Fegefeuer wünschen, er gewinnt doch die Überzahl. Diese Zahl ist nicht sofort auch Macht und Einfluß, aber sie ist doch etwas ungeheuer Wichtiges. Wenn einmal die größere Hälfte des Volkskörpers industriell ist, dann hängt die Volkswohlfahrt in allererster Linie davon ab, unter welchen Lebensbedingungen dieses Industrievolk lebt. Die Arbeiterfrage drängt sich dann von selbst in den Vordergrund, mag die zeitweilige Arbeiterpolitik noch so unverständlich sein. Das Gedeihen der Industrie wird zur ersten Lebensfrage des Volkstums. Die Gesamtpolitik wird industrialistisch. Es kann keine Regierung geben, die sich diesem Druck der Verhältnisse völlig und auf die Dauer entzöge, denn selbst in einer schlechten Regierung regt sich der Selbsterhaltungstrieb des Gesamtvolkes.

Es ist eine von den direkt interessierten Großgrundbesitzern mit Bewußtsein genährte Illusion, als sei ein wesentlich agrarisches Regiment im neuen Deutschland möglich. Au gutem Willen, ein solches Regiment

herzustellen, fehlt es von Miquel und Posadowsky bis zum letzten Bezirksaffessor nicht, aber wo ist der Künstler, der 60 % des Volkes als nebensächlich behandeln kann? Die Landwirtschaft kann, selbst wenn sie alle ihre erfüllbaren Wünsche erfüllt bekäme, nicht wesentlich mehr Menschen beschäftigen als heute. Was aber machen wir mit den übrigen? Sie wollen leben und sie wachsen jährlich!

Diese allgemeine Lage der deutschen Politik kann mit Worten auf Zeit verschleiert und durch rückläufiges Verfahren auf kurze Perioden verdunkelt werden, aber was hilft es schließlich dem Bauer, wenn er eine Zeitlang sich in dem Traume wiegt, daß ihm die volkswirtschaftliche Führung zukomme? Er verliert damit nur die Zeit, in der er sich mit Erfolg in die neuen Verhältnisse einleben kann und er ruft durch seine gegenwärtige Haltung den schweren Gegendruck der schließlich doch siegenden industriellen Volkshälfte hervor.

Wenn allerdings die Sachen so ständen, daß bei dem Fortschreiten des Industrialismus das Bauerntum sicher ruiniert werden müßte, dann würde ja dem Bauern nichts anderes übrig bleiben, als kämpfend und protestierend zu sterben. Es giebt in der Wirtschaftsgeschichte Gruppen, die dieses Schicksal haben, kleinere Gruppen, wie die Nagelschmiede im Taunus oder die handwerksmäßigen Erzschürfer im Erzgebirge. Von ihnen kann man nichts als Protest, Groll und Desperation erwarten, weil es für sie keine Anpassung an die neue Entwicklung giebt. Wenn der Bauer durch die Maschinen zermalmt werden soll, dann wird er natürlich den Maschinen fluchen und seine letzte Kraft anwenden, um sie zu zerstören. So aber liegt es nicht. Der Bauer kann im Schatten der hohen Schloten als Bauer leben und gedeihen. Es ist sein Vorteil, wenn er sich der neuen Zeit anschmiegt. Das ist der Hauptsatz, den eine zeitgemäße Bauernpolitik sich aneignen muß, ein schwerer Satz für alle die, die ihn noch nicht an ihrem eigenen Gehöft erfahren haben.

Dort, wo die Industrie seit längerer Zeit in Bauernland hineingelagert ist, findet sich nirgends oder fast nirgends jener hilfloser Landarmut, den man in Dörfern mit geringer Bodengüte beobachten kann, die fern vom modernen Verkehr liegen. Für diese weltfernen

Dörfer kommt die neue Zeit nur als Last. Sie müssen, dem allgemeinen Zuge des Volkslebens folgend, für Straßen, Schulen, Kleider höhere Aufwendungen machen als früher, müssen den Bedarf an Lohnarbeitern und Dienstpersonal höher bezahlen, und haben doch keine Möglichkeit, ihre Einnahmen entsprechend zu erhöhen. In solchen Dörfern kann man in der That die gestickten Strohdächer sehen, von denen Graf Kanitz redet. Ich kenne solche Dörfer in mageren Distrikten Thüringens und des Speessart, und auch einige Teile Württembergs brachten ähnliche Eindrücke. Wahrscheinlich hat jeder Landesteil eine Anzahl solcher verlorener Posten zu verzeichnen. Für diese Dörfer bietet auch ein relativ guter Getreidepreis wenig Vorteil, da das, was sie liefern

können, auch in guten Jahren quantitativ und qualitativ gering ist. Es ist nicht anzunehmen, daß diese Art von Dörfern



in der Vergangenheit jemals wohlhabend waren, aber der Kontrast zum übrigen Volke ist heute größer und die Zahl der Einwohner, die von derselben magereu Scholle lebt, ist häufig gewachsen. Diesen Dörfern nützt nichts anderes als eine Industrie, und sei sie für den Anfang noch so geringwertig. Natürlich setzt sich in ein solches Nest kein Unternehuer, der eine hochgebildete Arbeiterschaft braucht. Der Übergang von der Landarmut zur Besserung geht durch Industriearmut hindurch, und mancher solche Ort scheint in der so entstandenen Doppelarmut lange, zu lange stecken zu bleiben. Immerhin ist mit dem Anfang der Industrie die Möglichkeit gegeben, daß der Ort gesund wird. Die zweite Generation industrieller Arbeiter bewegt sich schon erfolgreicher als die erste, man sieht die Winkelwerkstätten sich erweitern, der Weltmarkt wirft etwas Anlagekapital in die verlorene Ecke hinein und nun erst beginnt der Bauer den Segen der neuen Entwicklung zu spüren, denn nun wird sein Acker als Bau-

stelle, Garten, Gemüsfeld, sein Stall als Vieh- und Milcherzeugungsstelle wertvoll. Bisher, in der ersten ärmlichsten Industriepriode seines Ortes merkte er mehr die neuen Lasten der wachsenden Schule und Armenpflege, nun erst beginnt der bessere Lohn in seine Tasche zu rollen und nun erst fragt er danach, ob der Arbeiter etwas verdient. Es giebt Dörfer, die sich in 30 Jahren auf diese Weise geradezu neugestaltet haben. Ein Bauer nach dem anderen baut Scheune oder Stall neu auf, das Vieh bekommt Mundung und Rasse, künstlicher Dünger ersezt die natürlichen Mängel des Bodens, so gut es geht. Die neue Zeit ist für den Ort geboren, eine schwere, aber schließlich glückliche Geburt. Eine solche Wendung muß das Ziel der verlorenen Kleinbauerdörfer sein, aber freilich welche Entschlossenheit und Mühe gehört dazu, daß ein solcher Ort von sich heraus industriell werden will! Es giebt Dorfgemeinderäte, die einem Unternehmer freien Boden und sonstige Vorteile anbieten, wenn er nur zu ihnen kommen will, aber sie sind selten. Meist überläßt man sich dem Pessimismus und wählt entweder konservativ oder aus Verzweiflung ohne nähere Einsicht in den Zusammenhang von Dorfschicksal und Arbeiterfrage sozialdemokratisch.

Anderes ist das Schicksal der Dörfer mit besserem Boden. Erfahrungsgemäß ist auf besserem Boden das System größerer Bauerngüter verbreiteter als auf geringerem. Hier wohnt der Bauer im vollen Sinne des Wortes, der Landmann, der selbst arbeitet, zugleich aber Knechte, Mägde, Tagelöhner beschäftigt. Er hat den Vorteil, daß einerseits sein besserer Boden eine Qualität oder Quantität von Früchten liefert, die mehr wert sind als die nackten Erzeugungskosten, und daß er als Unternehmer den Mehrwert der Arbeit seiner Leute für sich gewinnt. Beides zusammen hebt ihn über den proletarischen Kleinbauer heraus und giebt seinem Gut als solchen einen kapitalistischen Wert. Dieser Wert wird von ihm als etwas Dauerndes gedacht, während die Grundlagen desselben schwankende sind, denn weder Bodengüte noch Mehrwert sind unveränderliche Größen. Die Bodengüte erhält höheren oder geringeren Wert, je nachdem bessere Böden in Konkurrenz treten, und der Mehrwert ändert sich mit den Lebensansprüchen der Lohn-

arbeiter. Steigt zeitweilig der Jahresertrag, so ist der Bauer, da er nicht geneigt ist, den Wechsel dieser Faktoren kaufmännisch als wahrscheinlich zu setzen, gern bereit, den kapitalistischen Wert seines Gutes so anzusehen, als sei Weizenpreis und Arbeitslohn etwas Konstantes. Er hat den Schritt von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft nur halb gemacht, indem er zwar in Geld sich zahlen läßt und zahlt, aber die mit aller Geldwirtschaft verbundenen Wellenbewegungen der Preise von sich fern halten möchte. Solange in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und noch etwas weiterhin die Preise stiegen, legte er sich auf Gutspreise fest, die Spekulationswert hatten. Er wollte nicht spekulieren, aber er kannte die Wogen und Tücken des modernen Wirtschaftslebens noch zu wenig, um mit Abschreibungen und Reservefonds sein Gut wie einen gewerblichen Betrieb zu behandeln. Im Erbgang wurde ein Wert verteilt, der sachlich nicht vorhanden war, nämlich der auf allgemeiner irriger Zukunftsspekulation beruhende damalige Verkaufswert der Güter. An diesem Rechenfehler leidet heute ein großer Teil der Bauern. Für industrielle Geschäftsleute, die sich in ähnlicher Weise verrechnet haben, und auch solche giebt es beständig in großer Zahl, findet sich nirgends Nachsicht und Mitleid. Diese Leute mußten wissen, was sie thaten. Vom Bauer konnte man aber nicht verlangen, daß er, der den Weltmarktfragen und dem Lohnproblem von Haus aus fern stand, mit einem Male die volle Übersicht über den wellenartigen Charakter der Landwirtschaftspreise in der Periode des geldwirtschaftlichen modernen Verkehrs besitzen sollte. Selbst die gelehrtesten Vertreter der Volkswirtschaftslehre haben den rapiden Eintritt der überseeischen Konkurrenz und die Steigerung der Lebensforderungen der Arbeiter nicht mit der Sicherheit vorhergesehen, die einer konsequenten Änderung der bäuerlichen Geschäftspraxis hätte vorhergehen müssen. Der Rückgang der Preise, die Erschwerung, für bisherigen Lohn gutes Personal zu bekommen, überstürmten zugleich die Bauerngebiete und störten dort die bisherige abwartende Geduld, ängstigten die Besitzer und ließen sie die Empfindung haben, daß für sie das Ende aller Dinge herankomme. Niemand sollte leugnen, daß es eine höchst prekäre Lage ist, in der sich ein Bauer befindet, der bei geringerer Ein-

nahme höheren Lohn und gleichbleibende Zinsen zahlen soll. Ihm nützt es wenig, wenn er nachträglich konstatiert, daß er das Gut zu teuer übernommen hat.

Diese Lage ist nun dadurch ersichtwert, daß bei unserem System von Hypotheken, das an sich finanztechnisch einen Fortschritt bedeutet, alles Risiko auf ein Haupt gelegt wird, während im Geschäftsleben der Darleiher, Sozjus, Aktionär in irgendwelcher Weise am Risiko beteiligt sind. Unser Hypothekensystem rechnet, ebenso wie es der einzelne Bauer thut, mit der Beständigkeit der Verhältnisse und enthält nichts von gleitender Skala, die sich den Schwankungen anfügt. Dazu ist es noch fast gar nicht auf Amortisierung, das heißt auf Abschreibung eingerichtet. Meliorationskapital wird über den Zeitpunkt seiner fördernden Wirkung hinaus zur bleibenden Last. Von allen Seiten zeigt es sich, daß der Bauer, um sich in dieser kapitalistischen Welt halten zu können, viel kapitalistischer, geschäftlicher verfahren muß — dazu aber muß ihm die Gesetzgebung und Verwaltung helfen mit einem Lehr- und Nachrichtendienst, der das thut, was der einzelne Bauer gar nicht thun kann: Einordnung des Bauerngeschäftes in das Weltgeschäft. Die Frage ist: in welchen Artikeln können wir Deutschen mit unserem Boden und Klima den bestmöglichen Ertrag erreichen? Auf Austausch sind wir so wie so hingewiesen; jetzt wollen wir das säen und pflanzen, was Austauschwert hat. Das Ideal kann nicht mehr sein, daß wir allen Bedarf selber machen, sondern wir müssen Spezialitäten liefern, die entweder im Inlande oder im Auslande höchste Werte erzielen. Natürlich ist das nicht ganz leicht, aber es ist doch kaum wesentlich schwerer als der Umbildungsprozeß industrieller Gebiete, die etwa von der alten handwerksmäßigen Leinweberei zur mechanischen Weberei oder zu einer benachbarten Branche wie Trikotage oder Wäschefabrikation übergehen. Das ganze gewerbliche Leben ist voll von beständigen neuen Anpassungen. Sobald die Anpassungskraft erlahmt, erstirbt das Gewerbe. Diese Anpassungskraft ist eine durch Erziehung und Gewohnheit erworbene psychologische Fähigkeit der industriellen Klasse, an der Unternehmer und Arbeiter beiderseits beteiligt sind. Diese moderne Wirtschaftstugend zu gewinnen ist geradezu Lebenserfordernis des Bauernstandes.

Wo er sie bereits gewonnen hat, da kann er auch heute den Kampf ums Dasein kämpfen. Er kann sie aber nur gewinnen, wenn er sich von vornherein grundsätzlich auf den Boden der neuen industriell-geschäftlichen Volkswirtschaft stellt. Es giebt glücklicherweise zahllose Dörfer in Deutschland, in denen die Wohnstuben der Bauern eine Geschichte erzählen, die nicht in der „Deutschen Tageszeitung“ zu lesen ist, die Geschichte, wie es in harter, aber gesegnetter Arbeit vom Großvater bis zum Enkel immer aufwärts gegangen ist. Meist liegen diese Dörfer dort, wo man vom Acker aus die hohen Schornsteine sieht. Da hat der Strom des neuen Lebens den Bauer zuerst bespült. Er lernte sich anders auffassen als vorher, und heute zeigt die Wahl der Sorten und der Rassen, die peinliche Reinlichkeit und Akkuratess, die Buchführung und Milchwirtschaft, daß er im steigenden Leben leben gelernt hat. Solche Beobachtungen kann man ja, wenn man sie für unbequem hält, einfach leugnen, wahr sind sie doch. Ich frage jeden beobachtungsfähigen Menschen, der das mitteldeutsche Bauerntum von vor der Zeit der Industrieentwicklung bis heute vor Augen gehabt hat, ob es in dieser Zeit zurückgegangen ist. Alle Klagen in Ehren! Wer klagt schließlich nicht und wer hat nicht Grund zur Klage? Das ist sicher, daß weite Bauerngebiete heute mehr Fleisch essen, bessere Kleider tragen, mehr Luxusausgaben sich leisten können als vor 30 Jahren. Das schreibe ich nicht, um daraus zu folgern, der Bauer habe keine Sorgen und Nöte! Im Gegenteil! Ich erkenne die Sorgen und Nöte an, finde aber, daß die Dinge selbst den Weg zeigen, den der Bauer gehen muß, um weiter vorwärts zu kommen. Er muß mithelfen, daß durch gewerbliche Erfolge die Masse sich verbreitert, die ihm seine frischen Produkte preiswert bezahlen kann. Das ist wichtiger für ihn als alles andere.

In einer mir bekannten Kleinstadt, die inmitten bäuerlichen Landes liegt, brachen in den letzten Jahren die wenigen Fabriken des Ortes fast sämtlich zusammen. Das war zunächst ein Schlag für die Stadt, deren bessere Arbeiter abwanderten und deren geringere Arbeiter der Armenpflege anheimfielen. Wohnungen standen leer, Krämer verkauften nichts, Stadtkasse wurde knapp. Der Schlag ging aber weiter.

Das Bauerntum erfuhr mit einem Male, wie teuer und wert ihm die Arbeiter geworden waren. Die ganze Gegend trauert um verlorenen Markt, ein Beispiel des Zustandes unserer Landwirtschaft, wenn wir große industrielle Stauungen erleben sollten. Die Auf- und Abwärtsbewegung der Getreidepreise kann, so schwer sie sind, der Bauer immer noch leichter überwinden als den Rückschlag industrieller Misere in allen den Landesteilen, wo der Bauer bereits ein Glied am industriell pulsierenden Gesamtkörper geworden ist. Ist er einmal in den Bannkreis der Maschine eingetreten, dann lebt auch er mit ihr, gleich dem ganzen Hausen, der ihr in direkter Weise dient.

Wo der Bauer seinen Vorteil versteht, muß er der Parole zustimmen. Die Industrie aufs Land! Fragt einmal irgend einen Bauern in einem Dorfe, das seit mehr als 20 Jahren Industrie hat oder in der Nachbarschaft von Industriestädten liegt, ob er die Industrie wieder los sein will. Vielleicht schilt er über die Frechheit der Arbeiter und über die Hochgehorsamkeit der Fabrikanten, aber loslassen will er beide nicht mehr, denn sein Leben ist mit dem ihren verflochten. Er nimmt teil an ihrer Kultur wie jene an der seinen.

Die Parole „die Industrie auf das Land!“ würde in Frankreich unmöglich sein, da es keinen Menschenzuwachs hat und man eine bereits städtisch gewordene Bevölkerung nicht mit Erfolg aufs Land verschieben kann. Auch bei uns heißt diese Parole nur zum geringsten Teil, daß bisher städtische Werke aufs Land überjiedeln sollen. Es giebt solche Überjiedelungsprozesse wie beispielsweise jetzt die Einwanderung der Berliner Wäschefabrikation in Dörfer des Erzgebirges, aber in der Hauptsache muß der neue industrielle Zuwachs, der mit den neuen Millionen deutscher Menschen kommt, von vornherein aufs Land geleitet werden. Unsere Großstädte sind groß genug. Laßt uns ländliche Industriepolitik treiben! Das heißt: Der Staat soll den Industrialisierungsprozeß des flachen Landes mit allen Kräften erleichtern: Eisenbahnen, Kleinbahnen, Kanal, Telephon, Tarifermäßigung, Herstellung von Elektrizitätsleitungen u. s. w., das ist eine Politik, die den Wert jedes Bauerngutes in einem Menschenalter verdoppelt. Diese Politik treibt der Bund der Landwirte nicht.

Der Bund der Landwirte hatte bis vor kurzer Zeit zwei starke Pferde vor seiner Kuttsche, den Antrag Kanitz und die Silberwährung. Beide Pferde hat man aber wieder in den Stall gestellt. Jetzt hat man nichts vorgespannt als den Zollschimmel. Der soll ziehen! Wohin man hört: macht nur die Zölle hoch, das ist der Kern der Bauernpolitik! Als ob der Betrag der Zölle allein den Preis machte! Die Flut und Ebbe der Preisbewegung wird durch unsere Zollgrenze nicht aufgehalten. Wir haben alle Schwankungen des Weltmarktes, nur um 3,50 Mk. höher. Diese 3,50 Mk. für den Doppelzentner hat die deutsche Industrie getragen, ohne sich daran zu verbluten, der Landwirtschaft aber gilt das als viel zu wenig. Wenn man agrarische Blätter liest, scheint es, als müßten wir wenigstens 6 bis 8 Mk. Zoll ansehen. Nur zu, ihr Herren! Seht, wie weit ihr kommt! Eins nur ist sicher: es kommt eine Zeit, wo der deutsche Bauer sich nicht mehr auf Getreidezölle verlassen kann, weil sie nicht mehr sein werden, und zwar kommt diese Zeit um so schneller, je größer im Augenblick die agrarischen Erfolge sein werden.

Warum können Getreidezölle nicht für immer festgehalten werden? Weil sie nichts sind, was von Natur, aus der Sache heraus erwächst, sondern etwas Künstliches, abichtlich Gemachtes. Das ist an sich kein Tadel. Es kann Zeiten geben, wo solche Kunstmittel nötig sind, nur lassen sie sich nicht verewigen. Zu den Zöllen gehört nämlich

1. eine Lage der äußeren Politik Deutschlands, die durch hohe Zölle gegenüber Rußland und Amerika nicht alteriert wird,
2. eine Lage der Industrie, durch welche trotz hoher Zölle die industrielle Volkshälfte ernährt werden kann,
3. eine parlamentarische Majorität, die für hohe Zölle zu haben ist.

Nur das Zusammentreffen dieser Umstände kann es einer Regierung ermöglichen, agrarische Zollpolitik zu treiben. Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß diese drei Vorbedingungen nicht stets vorhanden sein werden. Am klarsten ist dieses bei der dritten von ihnen. In einem Volke, wo die gesamte landwirtschaftliche Bevölkerung kaum mehr als $\frac{1}{3}$ ausmacht, kann eine für alle Fälle sichere Zollmajorität gar

nicht hergestellt werden. Im einzelnen Fall ist unter Hochdruck vielleicht ein Erfolg möglich, aber gerade dieser Erfolg hat naturgemäß die Gegenwirkung einer Antikornzollliga, wie sie in England vor 60 Jahren in ähnlicher Situation gewirkt hat. Je höher die Zahl der Industriearbeiter wächst, desto weniger ist eine Brotvertenerung auch nur für weitere 30 Jahre denkbar. Wenn darum der hohe Getreidezoll wirklich die einzige Karte ist, mit der der Bauer spielen soll, dann kann er die Karten nur auf den Tisch legen, denn bei diesem Spiel muß er schließlich verlieren. Glücklicherweise steht es nicht so, daß Leben und Heil des zweitgrößten deutschen Berufsstandes nur von den Zollwächtern abhinge. Der Bauer kann auch ohne Zoll und Skantz eine Zukunft haben.

Der Sturz der landwirtschaftlichen Preise hängt damit zusammen, daß in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts immense Strecken jungfräulichen Bodens in fernen Ländern in intensive, lohnende Kultur genommen wurden. Dieser Raubbau auf neuer Fläche mußte etwa denselben Eindruck auf den Getreidemarkt hervorbringen, wie seiner Zeit die erste, ungeheure Ausbeute der Goldgebiete Kaliforniens auf den Geldmarkt. Im Laufe der Zeit lenkt aber dieser Bau entweder in normale Bahnen mühevollen und opfervollen Betriebes ein oder er verblutet durch seine Unvernunft in sich selbst. Für beides sind Beispiele vorhanden. Dann steigen die Schleuderpreise des Weltmarktes auf eine mit der Arbeitsleistung übereinstimmende festere Höhe. Der große Vorteil der uns aber ist, daß dann alle Völker diese Höhe zahlen müssen, während wir uns selbst jetzt Extrapreise machen. Sobald alle Nationen mehr für das Brot zahlen, schadet die Preiserhöhung unserer Industrie nichts. Weder Rußland noch Amerika, noch, soviel wir wissen, Afrika kann uns eine neue Periode ungeahntester Überflutung mit düngerlosem Weizen bieten. Langsam und mit Schwankungen stellt sich das Gleichgewicht her, und der deutsche Bauer auf gutem Boden wird selbst in Weizen konkurrenzfähig bleiben oder wieder werden.

Hat er nun bis zu diesem Zeitpunkt hohe Schutzzölle gehabt, so ist er dann höher verschuldet als ohne diese, denn es ist eine offenbare Erfahrung, daß Zölle auf Gütspreise und damit bei Erbschaften auf

Berschuldungshöhe einwirken. Zölle sind jenen medizinischen Mitteln vergleichbar, die im Notfalle gut wirken, bei längerer Gewohnheit aber den Körper zerrütten. Der Herzkranke bittet um Digitalis. Je öfter er nimmt, desto öfter will er haben. Endlich kommt ein Tag, wo es nicht mehr hilft. Mit anderen Worten: eine Landwirtschaft, deren Kredit auf Zölle eingerichtet ist, ist finanziell ruiniert, sobald einmal die Zölle fallen. Alle Zölle aber fallen einmal bei einem Staate, der Welthandel als Spezialität treiben will und muß.

Es ist also besser, daß der Bauer ohne zu starken Zollbeistand sich durch technische Leistung, mit Hilfe von Verkehrspolitik, Staatskredit, Reform des Hypothekentwesens und Genossenschaft solange durchhilft, als die Getreidekrisis des Weltmarktes noch andauert, um dann den kommenden Verhältnissen gesunder und gerüsteter gegenüberzustehen. Je schneller wir aber Industrie auf dem Lande haben werden, desto leichter kann er das.

Diese unsere Auffassung der Bauernpolitik wird von allen den Bauern verstanden, die bereits mit dem industriellen Leben verknüpft sind, nie aber wird sie vom Großgrundbesitzer angenommen werden. Für den gnädigen Herrn handelt es sich nämlich keineswegs bloß um die Agrarfrage im engeren Sinne. Er hat mehr zu verlieren als der Bauer, denn er war und ist der maßgebende Herr im Staat, bis der Industrialismus kommt. Er ist der neuen Zeit gegenüber thatsächlich in der vorhin beschriebenen Lage, in der der Bauer nicht ist, daß die Maschine ihn zermalmt. Sie verdirbt seine Herrschaft. Kein Industrieland kann von Junkern regiert werden. Mit Händen und Füßen klammert sich der Herr der alten Zeit an seine gute alte Zeit an und dem Bauern lügt er vor, er müsse ihm dabei helfen! Was hat auch wirtschaftlich der Latifundienbesitzer von der Industrie? Dort wo er zu Hause ist, da giebt es ja nicht einmal ein gesundes Handwerk, geschweige eine Industrie. Der Großgrundbesitz entvölkert das Land und treibt die Menschen in die Großstädte oder übers Meer. Gestützt auf Polen und Galizier beherrscht er noch heute unsere Gesamtpolitik und mit ihr unsere Agrarpolitik. Und der Bauer läßt sich tausendweise von ihm führen, weil er glaubt, nur im Junkerstaate existieren zu

können! Mit dem ganzen Aufwand seines neuen politischen Lebens-triebes stellt er sich seinem alten Feinde zur Verfügung. Alle Fische, das habt ihr schlau gemacht! Ihr wußtet seit Jahrhunderten, wie man aus Bauernfell adlige Handschuhe macht. Jetzt hat sich die Form geändert, aber die Sache ist geblieben. Die alten Eroberer, die den Bauern einst um seine Gemeindefreiheit betrogen haben, führen ihn heute am politischen Seil, und er ist — gut genug, sich seilen zu lassen.

Es ist ein Jammer, daß der deutsche Bauernstand noch nicht politisch entwickelt genug ist, um auf die Bevormundung seiner einstigen Fronherren zu verzichten. Gerade die größte Organisation, der Bund der Landwirte, hat einen fast ganz großgrundbesitzerlichen Ausschuß. Damit verlieren die 200 000 Bauern den freien Blick in große neu-deutsche Zukunft. Früher oder später müssen sie auf diesem Wege zum Konflikt mit ihrem angestammten Staatsgeföhle kommen, denn für den deutschen Staat ist es eine Lebensnotwendigkeit, sich von dem Zwang und Dienst des Grundadels zu befreien. Liegt unsere Zukunft auf dem Wasser, dann liegt sie nicht im Fideikommiß!

Was den Bauern vielfach abhält, der industriellen Entwicklung von seinem Standpunkt aus freundlich entgegenzusehen, ist der Blick auf die industrielle Arbeiterchaft. Diese Massentruppe des Industrialismus hat sich gegen den Bauern teilweise recht unverständig be-ommen. Man sprach vom Bauern wie von einem stierartigen Hindernis der sozialen Entwicklung. Der „Eigentumssteufel“ der Bauern störte den Utopismus eigentumsloser Sozialisten. Das hing mit der ganzen verfehlten Träumerei vom nahen Ende dieser gegenwärtigen Gesellschaft zusammen. Dieser Traum aber fängt an zu den Märchen zu gehören, und die Arbeiterbewegung richtet sich, freilich sehr langsam, eine praktische Gegenwarts politik zu treiben. Sie muß Trägerin des deutschen Industrie-gedankens werden. Von da aus hat sie keinen Grund mehr, dem Bauern seine Eigentumszähigkeit zu verübeln, da sie nicht ein theoretisches Dogma über eine eigentumsfreie Wirtschaftsperiode verwirklichen, sondern im tatsächlichen Wirtschaftsleben den Lebensbestand der Arbeiter heben und ihren Einfluß auf die Wirtschaftsleitung vermehren will. Sobald der utopistische Radikalismus abgestoßen ist, kann die deutsche Arbeiter-

Bewegung ein Bauernprogramm vertragen, wie es schon vor Jahren von Vollmar und Dr. David ihr bringen wollten, und wie es jetzt wir Nationalsoziale angenommen haben.

Nicht um des Bauern willen soll der Arbeiter staatszerhaltend werden, sondern um seiner selbst willen. Ist er es aber geworden, dann fällt ein Haupthindernis weg, das heute Bauern und Arbeiter trennt. Das Hindernis der sozialistischen Religionsfeindschaft darf schon jetzt als fast beseitigt gelten, da sich die sozialistische Presse fast überall hütet, in der früher üblichen Weise religiöse Gefühle zu verletzen. Es wäre gut, sie ließe die Verletzung vaterländischer Empfindungen ebenso beiseite!

Aber freilich selbst dann, wenn die Arbeiterbewegung aus radikaler Oppositionsstellung zu erfolgreicher Mitwirkung an der Staatsleitung vorge drungen sein wird, bleiben sachliche Schwierigkeiten zwischen Bauer und Arbeiter, die sich nicht hinwegdiskutieren lassen. Der Bauer ist in der Mehrzahl der Fälle Unternehmer, wenn auch nur kleiner Unternehmer, und die Lohnfrage der Arbeiter berührt ihn persönlich. Soll er soviel Lohn zahlen wie die Fabrik? Kann er das? Oder soll er immer und ewig die Leutenot haben, unter der er jetzt leidet? Ist es nicht natürlich, daß in seinem Kopfe ein Groll gegen die bleibt, die die Lohnfrage berufsmäßig aufwerfen, diese Verheer des Gefindes und der Tagelöhner?

Niemand ist imstande, diesen Punkt zur allgemeinen Befriedigung restlos zu erledigen. Immerhin liegt die Sache vielleicht nicht ganz so trostlos wie es scheint, wenn man zwei Dinge ins Auge faßt:

1. Je weiter die gewerkschaftliche Arbeiterbewegung um sich greift, desto abgeschlossener wird nach den Erfahrungen Englands der Kreis der gelernten Arbeiter der höheren Arbeitsberufe. Er ist nicht willkürlich aufnahmefähig, sobald eine gewisse Höhe der Lebenshaltung und Leistung erreicht ist. Damit vermindert sich die blinde Herzuziehung billiger aber ungelerner Landkräfte in der Industrie. Die deutsche Industrie wird unter dem Druck der Gewerkschaftsbewegung auf Qualitätsleistungen gedrängt und überläßt die billige, geringe Quantitätsware Völkern mit unentwickelteren Ansprüchen. Über diesen ganzen Vorgang kann hier nur an-

deutend geredet werden, da er nicht zum Thema gehört. In ihm aber liegt eine nicht unbegründete Hoffnung für den Bauer, daß mit Fortschritten der von ihm oft thörichterweise gehaßten Gewerkschaftsbewegung seine eigene Arbeiterfrage sich erleichtert. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Gewerkschaftsbildung den Unterschied zwischen organisierten und unorganisirbaren Arbeitern erweitert. Glücklich vorwärtsschreitende Gewerkschaften werden im Erfolg exklusiv. Es ist ein wenig lang, hierauf zu warten, aber selbst der Bund der Landwirte weiß nichts, was schneller wirkt.

2. Ein sich immer wieder bewährender Satz des Wirtschaftslebens ist, daß im allgemeinen eine Lohnarbeit so teuer ist als die andere, das soll heißen, daß zwei Galizier für täglich 1,20 Mk. nicht mehr leisten als ein Deutscher für täglich 2,40 Mk. Bis jetzt hat die Landwirtschaft das Bestreben, möglichst wenig zu zahlen, und behält deshalb natürlich im allgemeinen minderwertige Lohnarbeiter. Es ist die Frage, ob es nicht einfach kaufmännisch richtiger ist, besser zu zahlen. Die Antwort „es geht nicht“ trifft diesen Vorschlag nicht, denn wir verlangen nicht, daß man geringwertige Arbeit über Preis bezahlen, sondern daß man sich für dasselbe Geld, das man jetzt ausgiebt, kleinere aber bessere Arbeiter zu erhalten suche. Es giebt Güter, die diesen Weg mit Erfolg beschreiten. Allerdings sind durch die allgemeine Gewohnheit des geringen Lohnes die besseren Kräfte jetzt in leider hohem Grade aus der Landwirtschaft vertrieben worden. Fragt man Landwirte, die Polen beschäftigten, ob sie dabei pekuniär besser wegkommen, so erhält man fast stets eine negative Antwort. Wahrscheinlich hängt es mit der alten Tradition des Gefindeverhältnisses zusammen, daß es dem Bauern schwer wird, sich ganz kalt und buchmäßig die Frage vorzulegen: wie lege ich mein Geld, das ich doch einmal für Arbeitskraft ausgeben muß, am besten an? und sich dabei die Antwort zu geben: ich nehme einen anspruchsvollen aber dabei leistungsfähigen Menschenschlag, mit dem ich Acker und Maschinen intensiv ausnutzen kann. Er will im Durchschnitt den Gehorsam der alten und nicht den Kontrakt der neuen Zeit. Auch unsere Industrie hat in vielen ihrer Teile den alten Sparstandpunkt noch nicht überwunden, dort aber,

wo sie vorwärts kommt, geschieht es mit deshalb, weil sie in Bezug auf Arbeitskräfte die Tendenz „billig und schlecht“ aufgab. Es gehört auch dieser Punkt zum Kapitel: Übergang von der naturalwirtschaftlichen zur geldwirtschaftlichen Auffassung.

Übersehen wir zum Schluß noch einmal das Gesagte, so ist das eine sicher, daß unsere Auffassung an die Bauern stärkere persönliche Anforderungen stellt als die des Bundes der Landwirte. Das kann ein agitatorischer Mangel sein, ist aber sachlich gewiß kein Schade. So wenig wir dem Arbeiter sagen, er könne seine Zukunftsgesellschaft übermorgen haben, so wenig können wir dem Bauern den Agrarstaat versprechen, in dem sich alles um ihn allein dreht. Zunächst hat natürlich der den meisten Zulauf, der das Schönste in Aussicht stellt. Aber im Laufe der Zeit verlieren alle Übertreibungen an Glanz und Überzeugungskraft, wenn die Allzuläubigen vergeblich warten müssen. Es kann sein, daß die Mehrzahl der deutschen Bauern erst mit ihrer bisherigen Führung hereinfallen müssen, ehe sie den Kurswählen, der Deutschlands Zukunftskurs ist und auf dem der Flottenkaiser vorausgeht. Wilhelm II. ist kein Agrarkönig. Wie wird sich die Bauernpolitik der nächsten Jahre zu ihm stellen?



An die Sprache.



Du liebe deutsche Sprache
Bist einer Geige gleich:
An wundersamen Lauten
Und Harmonien reich!

Ich laß' ob dir den Bogen
Wohl auf und nieder gehn,
Ich laß' aus Deinen Tiefen
Der Töne Heer erstehn.

Bald steigt's wie Sturmgetöse,
Das dort entfesselt ward,
Und bald wie Säusellüste
So wonnesacht und zart.

Es bebt mein fühlend Herze
Viel süßer Wehen voll,
Als ob's an diesen Lauten
Nun selbst zergehen soll —

Und wonnesam zerfließen
In einen einz'gen Ton,
Der endlos süß und zitternd
Hinschwebt zu Gottes Thron! . . .

O meine teure Sprache,
Bist einer Geige gleich,
An wundersamen Tönen
Und Harmonien reich!

Ans Herz will ich dich legen,
Du klangreich Instrument,
Und Herzen dich und spielen
Bis an mein stummes End'!

F. A. Feddersen.



Stumme Säulen.



Darum sehe ich, daß nichts bessers ist,
denn daß ein Mensch fröhlich sei in
seiner Arbeit.

Pred. Sal. 3, 22.

Sehet Ihr den langen Zug der schweigenden Männer?
Arbeiter sind's.
Eilen aus der qualmigen Enge der Gassen
In die noch qualmigere der Fabrik,
Wo die Schlote rauchen
Und die Räder sausen
Und das Walzwerk stampft.
Dorthin tragen sie ihren Schweiß,
Verschlossen noch in den Leibern,
Bis er aus tausend Poren springt
Und in heißen Rinnensalen
Am gekrümmten Nacken zur Erde rieselt.

Seht Ihr die schweigenden Männer?
Arbeiter sind's mit sorgengedrückten Stirnen,
Aber mit hohen strebenden Herzen.
Nicht mehr in stumpfsinniger Knechtschaft,
Sondern als die Wissenden:
„Wir sind die starken Säulen fröhlicher Wohlfahrt!“
Hegen sie einen starken Wunsch in der Seele:
Selber fröhlich zu werden in ihrer Arbeit! . . .

Seht Ihr die ernstesten, schweigenden Männer?
Wo die Schlote rauchen
Und die Räder sausen
Und das Walzwerk stampft —
Seht Ihr sie dort jetzt bei ihrer Arbeit,
Die Säulen Eurer fröhlichen Wohlfahrt?
Seht Ihr sie tief sich stemmen und tragen,
Stumme, lastengebeugte Gestalten?
Mitleid durchschauert Eure Seele.
Was hilft ihnen das?!
Helfen sollt Ihr,
Daß sich erfülle ihr großer, gerechter Wunsch:
Selber fröhlich zu werden in ihrer Arbeit!

J. A. Feddertsen.



Feierabend.



Der Tag ging mild zur Ruhe,
Still bricht die Nacht herein,
Am Himmel sacht verglühend
Noch hängt der güld'ne Schein.

Vom Turm das Abendläuten
Grüßt hold die müde Welt:
Lacht feiern jetzt die Hände,
Die treu ihr Werk bestellt!

Nun spannt der Bauer milde
Sein Pferd vom Pfluge los;
Das schüttelt froh die Mähne,
Und beider Lust ist groß.

Es treibt der Hirt die Schafe
Heimwärts durch Busch und Ried,
Und läßt sein Horn erschallen,
Und singt sein muntres Lied.

Im Dorf die Leute sitzen
Und schwätzen vor der Thür;
Nun steigt mit gold'nem Drangen
Der stille Mond herfür! . . .

Ringsum die Welt so friedlich
Und feierlich zugleich —:
Mir ist, ich höre singen
Die Engel im Himmelsreich.

J. A. Feddersen.



An das Christkind

zum 24. Dez. 1900.



Cholder Knabe,
Den heut die Welt
Mit frohem Beden
Im Arme hält:

Die Händchen beide
Nun strecke Du
Und winke Freude
Und Trost ihr zu!

Ach lächle nieder
In ihr Gesicht,
Aus dem viel Wehmut
Und Sorge spricht.

Ach lächle Frieden
Und Sonnenschein
Und lächle Liebe
Ins Herz ihr ein!

Dah sie vergesse
Su dieser Kriss,
Wie so viel Leid noch
Auf Erden ist;

Und um so fester
Dich an sich drück':
Du ihre Wonne,
Ihr Stern, ihr Glück!

F. A. Fjeddersen.





Das Beamtentum der deutschen Arbeiterbewegung.

Von

Friedrich Weinhausen.

Natürlich kann man von einem „Beamtentum“ der deutschen Arbeiterbewegung heute noch nicht in demselben Sinne reden, wie etwa von dem Beamtentum des preussischen Staates oder auch nur von dem Beamtentum der englischen Gewerkvereine. Die deutsche Arbeiterbewegung ist trotz ihrer 30 Jahre noch zu jung, als daß sie bereits einen bestimmt abgegrenzten Stand mit ererbten Traditionen und feststehenden Eigentümlichkeiten aus sich heraus hervorgebracht hätte. Viele, die heute als Beamte in der Arbeiterbewegung thätig sind, verdanken ihre Stellen noch äußerlichen Zufällen: dem Dank für persönliche Opferwilligkeit in Verfolgungszeiten, der Fürsorge für ihre Existenz, die sie zeitweilig im Interesse der Arbeiterbewegung aufs Spiel gesetzt hatten, dem vereinzelt Hervortreten in einer kritischen Periode. Erst ganz neuerdings fängt man an, ausschließlich die persönliche Qualität bei der Besetzung irgend einflußreicher Ämter entscheiden zu lassen. Auch sind erst einige wenige Jahre ins Land gegangen, seit man in der Lage ist, die Arbeiterbeamten so zu stellen, daß sie frei von gewinnbringender Nebenbeschäftigung allein und mit ganzer Kraft ihre besonderen Amtspflichten zu erfüllen vermögen. Dadurch kommt der neue, moderne Typus des Beamtentums in die deutsche Arbeiterbewegung hinein, der

sich nicht zu seinem Nachteil von den „alten verdienten Veteranen“ unterscheidet, die noch vor zehn und fünfzehn Jahren die meisten Stellen besetzt hielten.

Über dieses Werden, Wachsende zu schreiben ist nicht anders, als über einen künftigen Wald zu schreiben, der erst aus kleinen, jungen Stämmchen besteht. Da kann sich's weniger um anschauliche Schilderung des mächtigen, imponierenden Forstes handeln, als um Aufzeigung der verheißungsvollen Umstände, die uns jenen künftigen Zauber der ausgewachsenen Baumriesen garantieren, um Aufdeckung der Schäden und Hindernisse, die ihre glückliche Entwicklung gefährden. In diesem Sinne aber über das Beamtentum in der deutschen Arbeiterbewegung schon gegenwärtig zu schreiben, ist weder verfrüht noch überflüssig. Nirgends in der gesamten Arbeiterliteratur ist seither dies Kapitel im Zusammenhange behandelt worden. Die Verufensten dazu, die alten „Ausgebienten“, fanden und finden bis heute vor anderen dringenden Aufgaben keine Zeit hierfür; manchem mag auch unter der Last der jahrelangen Arbeit und Sorge um näherliegende Dinge die Lust dazu vergangen sein. Und die neu heraufziehende Beamtenerschaft meidet begreiflicherweise den Schein, als ob sie gleich zu Anfang ihrer Laufbahn pro domo schreiben wollte. So bleiben die jungen Talente sich selbst überlassen, mehr oder minder dem Zufall preisgegeben, ohne Gelegenheit, voneinander gegenseitig zu profitieren, gemeinsam ihre gesunde Entwicklung zu fördern.

Und doch wäre das Gegenteil dieses Zustandes von allergrößter Wichtigkeit für die deutsche Arbeiterbewegung! Auch der überzeugteste Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung, auch der radikalste Verteidiger des demokratischen Prinzips in der deutschen Arbeiterbewegung wird nicht leugnen, daß die führenden Männer — und das sind in diesem Falle fast ausnahmslos Arbeiterbeamte — von weitgehendstem Einfluß auf die Massen sind. Die einzelnen Persönlichkeiten denken, fühlen, handeln für die Gesamtheit auch im demokratischsten Verein; ihre Fehler schädigen die Gesamtentwicklung derer, die von ihnen geführt werden, ihre Begabung, ihre Thatkraft, ihr Wissen kommt der Allgemeinheit zu gute. Das bezeugt uns u. a. ein so klassischer

Zeuge auf diesem Gebiete wie der verstorbene Friedr. Engels, der in seinem Werke über „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ ausdrücklich konstatiert, daß die Bergarbeiter-Affoziation von Großbritannien und Irland in den vierziger Jahren hauptsächlich nur deshalb so bedeutende Erfolge aufzuweisen hatte, weil sie in W. F. Roberts einen so außerordentlich fähigen und energischen Anwalt besaß. Ein prüfender Blick in die deutsche Arbeiterbewegung wird aber auch heute noch dem aufmerksamen Beobachter häufig genug zeigen, daß manche Vereinigungen nur deshalb so bedeutenden Aufschwung genommen haben, weil sie intelligent geführt wurden, und daß andere vernünftige Ideen und Bestrebungen nur darum kümmerlich vorwärts kommen oder gar elend scheitern, weil kein deutscher Roberts da ist, der sich ihrer annimmt.

So wünschenswert aber eine vergleichende Darstellung der Pflichten und Rechte aller Arbeiterbeamten ist, so schwierig ist sie auch gegenwärtig noch zu geben. Litteratur für unser Thema ist zur Zeit noch nicht vorhanden, Thatachenmaterial ist äußerst schwer zu beschaffen. Die deutsche Arbeiterbewegung ist zerklüftet in verschiedenen politischen, gewerkschaftlichen, genossenschaftlichen Richtungen und Strömungen. Jede von diesen hat wieder ihre verschiedenen Entwicklungsstufen, ihre besonderen Erfahrungen, ihre eigenartige Beamtenschaft. Was sich darüber gelegentlich in der Litteratur und bei persönlicher Umfrage in Erfahrung bringen läßt, bedürfte eigentlich zuvor der unparteiischen Kontrolle, ehe es als brauchbares Thatachenmaterial verwandt wird. Auch müßten für eine erste Arbeit allgemeine Erfahrungsgrundsätze festgestellt, gute Zukunftswege gezeigt werden. All das geht über den Rahmen unseres Jahrbuches hinaus und kann füglich an dieser Stelle nicht geleistet werden. Wir sehen also Berge von inneren und äußeren Schwierigkeiten sich vor uns aufstürmen. Wenn wir aber bedenken, wie wichtig bei einem notwendigen Neubau schon allein die Arbeit der Planierung des Bodens, die Absteckung des Terrains, die Herbeischaffung der ersten, groben Bausteine ist, so werden wir uns trotzdem zum Weiterschreiben zwingen, auch wenn wir von vornherein wissen, daß es nur unzureichende Anfangsarbeit ist, die so entsteht.

Wie sollen wir den Begriff „Beamtentum in der deutschen Arbeiterbewegung“ begrenzen? Gehört der politische Führer, der jährlich einige Monate im Parlament die Arbeiterfrage vertritt und die übrige Zeit auf Agitationsreisen, politische Studien und sommerliche Erholung verwendet, zu den Arbeiterbeamten? Müssen wir den intelligenteren Arbeiter mit hinzunehmen, der im Winter und in Zeiten der Wahlen, der Lohnbewegungen, der Genossenschaftsgründungen, gegen feste Tagesdiäten in Stadt und Dorf agitiert, sonst aber daheim ruhig seines Berufes lebt? Gehören die unzählbaren kleinen Lokalgrößen hierher, die nebenamtlich und unbezoldet eine Zahlstelle verwalten, einen Vertrauensposten bekleiden, in der Regel aber mit ihren Arbeitskollegen in derselben Fabrik, in der gleichen Grube, in derselben Werkstatt harte Berufsarbeit verrichten? So wenig wir den Einfluß all dieser Männer unterschätzen, ihre Tätigkeit und Opferfreudigkeit gering achten, in die Klasse der Arbeiterbeamten reihen wir sie nicht ein. Unter Beamtentum in der deutschen Arbeiterbewegung verstehen wir vielmehr die von der Arbeiterchaft frei angestellten, in ihrer Existenz vom Unternehmertum unabhängigen Persönlichkeiten, denen die Vertretung von Arbeiterinteressen gegen festes Gehalt zur Berufspflicht gemacht ist. Die Redakteure der Partei-, Gewerkschafts- und Genossenschaftspresse, die mit Gehalt angestellten Beamten der Gewerkschaften und Genossenschaften, die Arbeitersekretäre und die Angestellten der Arbeiter-Versicherungskassen fallen in den Rahmen unserer Studie.

Am wenigsten ist in der Öffentlichkeit seither von der zuletzt genannten Art, den Massenbeamten, geredet worden. Sie haben innerhalb ihres eng begrenzten beruflichen Wirkungskreises wenig Gelegenheit zu freier Entfaltung ihrer Persönlichkeit. Die Massen stehen unter scharfer behördlicher Kontrolle, ihre Statuten sind bis in die kleinsten Einzelheiten genau ausgearbeitet, ihre Funktionen beschränken sich fast ausschließlich auf mechanische Ausführung der einmal vorhandenen statistischen Bestimmungen und der alsfalligen Beschlüsse des Vorstandes und der Generalversammlungen. Ihr persönlicher Einfluß ist innerhalb der festgefügteten Organisation ihres Massenvereins verhältnismäßig gering. Trotzdem hat und bekommt immer mehr diese Beamtensategorie

größere Bedeutung für die allgemeine Arbeiterbewegung. Ihr Bureau-dienst ist meist nicht so anstrengend, daß er auch alle Arbeitskraft und Arbeitslust für die übrigbleibenden Freistunden wegnähme. Viele beschäftigen sich daher in dieser Freizeit mit den politischen, gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Angelegenheiten der Arbeiter, aus deren Reihen sie hervorgegangen sind. Und weil sie bei dieser Beschäftigung nicht so unmittelbar Selbstbeteiligte sind wie ihre handarbeitenden Kollegen, können sie die einschlägigen Fragen mit größerer Unparteilichkeit und rücksichtsloserer Konsequenz behandeln als jene. Dadurch werden sie sehr nützliche Berater und erlangen nicht selten tiefgehenden Einfluß. Ihre Stellung ist in der Regel unabhängig genug, um am Versammlungsleben und an den Auseinandersetzungen der Partei- und Fachpresse thätigen Anteil zu nehmen. In mancher Arbeiterversammlung, auf manchem Kongreß hört man neuerdings ihre leidenschaftslosen Worte. Es ist zu hoffen, daß diese Beeinflussung wächst, und daß die Klassenbeamten, welche Parteitage und Fachkonferenzen der Arbeiter als Delegierte besuchen und schriftlich sich bethätigen, immer zahlreicher werden.

Einen neuen, rapid wachsenden Beamtentumstand in der deutschen Arbeiterbewegung bilden die Arbeitersekretäre. Im letzten Jahre vergeht fast kein Monat, daß nicht die Arbeiter irgend einer größeren oder mittleren Industriestadt sich zusammenschließen zur Errichtung einer Auskunfts- und Rechtsschutzstelle, eines Arbeitersekretariats. Seitdem der hochbegabte und rastlos thätige Abgeordnete Segitz vor 5 Jahren in Nürnberg eine Art Musterinstitut von Arbeitersekretariat geschaffen hat, liegt der Vorteil solcher Einrichtungen so sehr vor aller Augen, daß heute die Arbeiterschaft alle Hindernisse lokaler und finanzieller Art, die sich in der Regel entgegenstellen, zu überwinden trachtet. Da die städtischen Behörden fast ausnahmslos in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit die erbetenen Zuschüsse zu diesen notwendigen und gegenreichen Instituten abgelehnt haben, sind alle Bureaus ganz in die Hände der Berufsvereine und politischen Parteien (Sozialdemokratie und Zentrum) gekommen, die nun auch allein die Mittel für ihren Unterhalt aufbringen. Neben den von der Sozialdemokratie patronisierten zahlreichen Arbeitersekretariaten finden sich vereinzelt, besonders in Süddeutschland, auch solche,

die von Hirsch-Dunderschen oder „christlichen“ Gewerkvereinen ins Leben gerufen und getragen sind. Überall steht mindestens ein Beamter an der Spitze, der der Sachlage entsprechend gute allgemeine Vorbildung und weitgehende Kenntnis der einschlägigen Arbeiterrechtsfragen mitbringen muß. Dazu eignen sich bei dem heutigen durchschnittlichen Bildungsstand der Arbeiterklasse weniger ehemalige Handarbeiter als Akademiker. Deshalb sind alle bedeutenderen Arbeitersekretariate in der Regel mit einem Akademiker als ersten Beamten besetzt. Es ist erstaunlich, welche Vielseitigkeit und Anpassungsfähigkeit, welche Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Verkehr von solch einem Beamten verlangt wird. Er soll nicht nur in allen Rechtschutzfragen den organisierten und unorganisierten Arbeitern und Arbeiterinnen seines Bezirks ein treuer, uneigennütziger Berater und Helfer sein, sondern er muß auch über die Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt der verschiedenen Branchen stets auf dem Laufenden sein, die gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Bestrebungen am Ort und in nächster Umgebung nach Kräften unterstützen, über Haushaltbudgets und Wohnungsverhältnisse der Arbeiter unterrichtet sein, bei allen möglichen Streitigkeiten Friedensstifter oder sachkundiger Anwalt sein, wichtige Enquêtes veranstalten, wissenschaftliche Statistik treiben, kurz in allen schwierigen Lagen des Einzelarbeiters und der organisierten Arbeiterschaft seinen Mann stellen. Kein Wunder, wenn er bald, bei einigermaßen befriedigender Amtsführung zu den einflussreichsten Vertrauenspersonen am Orte gehört. Dieses Vertrauen und dieser Einfluß ist aber auch die beste Belohnung seiner aufreibenden, an Ärger und Enttäuschung reichen Berufsarbeit. Der Gehalt ist, entsprechend den geringen Mitteln der Arbeiterschaft und bei in der Regel völlig kostenloser Ratserteilung sehr knapp bemessen: meist 1800—2200 Mk., nur in Ausnahmefällen 3000 Mk. Erfreulicherweise hindert diese verhältnismäßig geringe Entlohnung bis jetzt nicht den Zustrom tüchtiger Bewerber. Je mehr aber die Arbeitersekretariate sich einbürgern und je zahlreicher sie werden, um so knapper wird der Vorrat an intelligenten Köpfen werden, die um solchen Preis zu haben sind. Im Interesse der ganzen segensreichen Einrichtung sollte man daher keine Gelegenheit vorübergehen lassen,

die Gemeindebehörden zur Subventionierung aufzufordern, um so mehr, als die Wirksamkeit der Arbeitersekretariate das Rechts- und Schutzbewußtsein der Arbeiterschaft des ganzen Gemeinbewesens stärkt und damit dem sozialen Frieden und dem volkswirtschaftlichen Aufschwung der Gemeinde selbst in letzter Linie zu gute kommt.

In Einfluß und Bedeutung werden die Arbeitersekretäre zur Zeit noch überragt von den Beamten der Arbeiterpresse, den Redakteuren der politischen, gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Arbeiterblätter. Es ist an dieser Stelle wohl nicht nötig, erst noch umständlich nachzuweisen, wie weitreichend und tiefgehend der Einfluß dieser Beamten ist, die täglich oder wöchentlich den Lesestoff für viele Tausende von Arbeitern und Arbeiterfamilien auszuwählen und mundgerecht zu machen haben. Wer da weiß, wie wenig der Arbeiter in der Lage ist, mehrere Zeitungen mit verschiedener Tendenz gleichzeitig zu halten und zu lesen, der wird ohne weiteres in den Redakteuren der Arbeiterpresse die eigentlichen Erzieher der Massen erkennen und werten. Welcher Art sind nun diese Erzieher? Aus welchem Holz sind sie geschnitten? Früher waren sie fast ausnahmslos ehemalige Handarbeiter, Autodidakten, die ihrer besonderen Befähigung oder auch nur glücklichen Zufällen den einflußreichen Posten verdankten, den sie bekleideten. Je mehr aber die deutsche Arbeiterbewegung erstarkte, je selbständiger und umfangreicher ihre Aufgaben wurden, je zahlreicher auch der Zuzug aus gebildeten bürgerlichen Kreisen, um so häufiger verdrängten an den Redaktions-tischen glatte, gewandte Akademikerhände die schwieligen Häuste ehemaliger Handarbeiter. Das gilt wenigstens von der politischen Arbeiterpresse der Sozialdemokratie. Ohne statistische Unterlagen in dieser Hinsicht zu haben, können wir doch auf Grund unserer Personalkenntnisse feststellen, daß mindestens die Hälfte aller sozialdemokratischen Zeitungen einen Akademiker in ihren Redaktionen hat. Die früher nicht gerade seltenen Fälle, daß ein ehemaliger Buchdrucker zugleich Redakteur, Setzer und Austräger seines unbedeutenden Blattes war, scheinen heute ganz ausgestorben zu sein. Uns ist nur ein einziger derartiger Fall aus der Gegenwart bekannt, der aber so besonders gelagert ist, daß sich sein Vorhandensein leicht begreifen läßt. Die Zentrumsblätter und die

blutwenigen demokratischen Organe, die sich der Arbeiter bewußt annehmen, sind ausschließlich von Nichtarbeitern redigiert.

Die Stellung der Redakteure der Arbeiterpresse ist keineswegs beneidenswert. Finanziell sind sie so dürftig bezahlt, daß in der Regel ihr Einkommen dem der besseren, gelernten Handarbeiter eben gleichkommt. 1800 Mk. ist die Regel, in Großstädten 2200—2400 Mk. Nur erste Kräfte an besonders einflußreichen Zeitungen kommen auf 3000 Mk. und ausnahmsweise auch darüber bis 5000 und 6000 Mk. Dafür müssen die Redakteure bei den meisten kleineren Provinzblättern und bei fast allen Gewerkschaftsblättern auch noch die Expedition überwachen und leiten, wenn nicht gar allein besorgen. Daß sie nebenher für Versammlungsagitation am Orte ohne weiteres zur Verfügung stehen, wird als selbstverständlich angenommen; und daß sie bei ihren meist zahlreichen und ratbedürftigen Arbeiterlesern außerdem alle Mühen und Plakereien des sattnam bekannten Redakteurberufs mittragen, bedarf keiner weilläufigen Versicherung. Was sie als besondere Last schleppen müssen, mehr als irgendwelche bürgerlichen Berufskollegen, ist die Kritik ihrer demokratischen Leserschaft, die Bevormundung durch ihre Preßkommission, die straffe Oberleitung ihres Partei-, Gewerkschafts- oder Genossenschaftsvorstandes. Wir sind gewiß keine Verächter des demokratischen Prinzips im öffentlichen Leben. Im Gegenteil! Aber für den in dürftigster geistiger Umgebung arbeitenden Redakteur eines Arbeiterblattes der mittleren oder Kleinstadt muß die dort herrschende rigorose Durchführung dieses Prinzips, bei aller übrigen Plakerei dazu, oft der Vorherrschaft der Hölle sein. Viele Köpfe, viele Sinne, viele Wünsche! Je weniger durchgebildet diese Köpfe zur Zeit noch sind, je wunderlicher, je selbstbewußter ihre Wünsche! Wenn man heute noch in Arbeiterversammlungen streiten hört über den Wert oder Unwert der wissenschaftlichen Vorbildung für die Führerstellen in der deutschen Arbeiterbewegung, wenn man diesen Streit nicht etwa in Krähwinkel und Poseruckel, sondern in Hamburg, Frankfurt a. M., Berlin ausfechten sieht, nicht zwischen obskuren Genossen, sondern zwischen bekannten Lokalgrößen, dann bekommt man eine Ahnung von den Dingen, die sich häufig genug hinter den Redaktionscoullissen der

Arbeiterblätter abspielen mögen. Der auffallend häufige Wechsel im Redaktionspersonal fast aller politischen Arbeiterzeitungen, der Tiefstand so vieler Provinzialblätter, die nahezu ausschließlich mit Hilfe von Schere und Kleister aus Ausschnitten des „Vorwärts“ hergestellt werden, redet auch zu dem Uneingeweihten eine sehr verständliche Sprache. Die gefährvolle Lage des Redakteurs, der neben allen inneren Berufsschwierigkeiten noch tagtäglich den Fängeisen und Schlingen erbitterter Arbeitgeber und allzu eifriger Polizeiorgane auszuweichen hat, die Existenzunsicherheit, die durch keine, noch so bescheidene Alters- und Invaliditätsversicherung eingeschränkt ist, dagegen durch stets drohende unvernünftige Versammlungsbeschlüsse zufälliger Majoritäten erhöht wird: das alles macht den Durchschnittsredakteur, von dem wir hier reden, zum Märtyrer seines Berufs, er mag die Märtyrerkrone so gern oder ungern tragen wie er will. Wohl wird die Berufsorganisation der Redakteure und Berichterstatter der Arbeiterpresse, die eben in der Bildung begriffen ist, ein wenig von dieser Gesamtlast des Einzelnen auf alle Schultern gleichmäßig verteilen, in der Hauptsache wird die Lage dieser Beamten aber noch auf lange Zeit hinaus dieselbe entbehrungsreiche bleiben.

Vielleicht sind sie in ihrer Mehrzahl idealistisch genug veranlagt, um das auch ganz so in der Ordnung zu finden. Sicher haben sie auch allen Grund, mit stolzem Selbstbewußtsein auf so manche gutdotierten Sinecuren ihrer fetten bürgerlichen Kollegen hinzudeuten. Das kann aber nicht hindern, daß der unbeteiligte Freund der deutschen Arbeiterbewegung solche Zustände für bedauerlich und direkt schädlich hält. Bedauerlich, weil die aufstrebende deutsche Arbeiterklasse die erste sein sollte, die schwere Berufsthätigkeit auch genügend lohnt, wie sie es immer wieder von ihren kapitalistischen Gegnern für sich selbst fordert. Schädlich, weil solche falsche Sparsamkeit nicht ohne Rückwirkung auf das geistige Niveau der Arbeiterpresse bleiben kann, die die bedeutendsten Köpfe nicht dauernd in Dienst stellen kann, und die deshalb nicht selten mit minder tüchtigen oder gar mit desperaten Elementen rechnen muß, die sie ungünstig beeinflussen.

Viel unmittelbarer noch zeigen sich die Schädigungen solcher übel

angebrachten Sparsamkeit bei dem Beamtensab der Gewerkschaften und Genossenschaften. Hier, wo es sich um eminent praktische Arbeit handelt, um Verwaltung, Massenführung, Organisation, Agitation, Takt und Energie, hier zeigt sich der Wert oder Unwert der einzelnen Persönlichkeit noch viel schärfer und ausgeprägter, als bei den vorher genannten Beamten. Ein unbegabter Arbeitersekretär kann wohl bewirken, daß das von ihm verwaltete Arbeitersekretariat an Umfang und Bedeutung nicht zunimmt, ein unfähiger Redakteur kann verschulden, daß die Presse für seinen Bezirk keinen nennenswerten Aufschwung nimmt, aber ein ungeschickter Gewerkschaftsbeamter kann seinen Fachverein in kurzer Zeit ruinieren, ein ungeeigneter Genossenschaftsführer kann seine Genossenschaft reizend schnell zur Liquidation zwingen, wenn ihm das Handwerk nicht bei Zeiten gelegt wird. Hier muß also ganz besonderes Gewicht auf Fähigkeit und Sonderbegabung gelegt werden. Leute, die an der Spitze einer Gewerkschaft wie der des deutschen Metallarbeiterverbandes mit 95 000 Mitgliedern stehen, oder eine Verwaltung wie die des Dresdener Konsumvereins mit 3 640 000 Mk. Jahresumsatz leiten, müssen ganz hervorragend tüchtige Beamte sein, wenn sie ihren Posten richtig ausfüllen sollen. Solche Leute werden aber heute mit 2500 Mk. bezahlt, erhalten also nicht viel mehr als ein gutgelohnter Durchschnittsarbeiter eines gelernten Berufs. Heute mag noch Idealismus genug in der jung aufstrebenden Arbeiterschaft vorhanden sein, um trotz solcher geringen Entlohnung geeignete Kräfte zu stellen, die diese aufreibende, verantwortungsvolle Tätigkeit trotz der geringen Bezahlung übernehmen. Aber auf die Dauer wird mit Idealismus allein nicht geholfen werden können, die Gehälter müssen erhöht, für die Invaldität und das Alter dieser Beamten muß gesorgt werden. Sonst wird man häufiger noch als seither Notzuschreie wie den folgenden hören, den ein alter Gewerkschaftsbeamter der Schuhmachergewerkschaft, Siebert in Mainz, kürzlich veröffentlichte:

. . . „Von hauptsächlichem Einfluß ist, daß ich durch das viele Reisen und die damit verbundene Überanstrengung seit Jahr und Tag mit meiner Arbeitskraft vollständig zu Ende bin. Meine Person konnte (in letzter Zeit) bei den Bureauarbeiten so gut wie gar nicht in Betracht kommen, und nur mit Auf-

wendung meiner letzten physischen und geistigen Kraft, dem eisernen Zwang gehorchend, konnte ich die Thätigkeit bei Streiks und Lohnbewegungen ausüben. Ich bin nun vollständig aufgerieben, ja, leider muß ich sagen, daß der letzte Rest meiner Arbeitskraft vollständig ausgepowert und durch die letzten Streikbewegungen geradezu herausgeschunden wurde, so daß ich zunächst und auf absehbare Zeit überhaupt an irgend welche Thätigkeit nicht denken kann.

Es ist bitter, dies unter solchen Umständen offen aussprechen zu müssen, aber ich bin eben alt, denn die 63 Jahre machen sich recht fühlbar geltend. Ich hätte nun selbstverständlich auf der letzten Generalversammlung gegenüber diesem Zustand die naheliegende Konsequenz gezogen, wenn mir jetzt auf meine alten Tage noch eine andere Existenz offen stünde! Vielleicht können mir hier diejenigen Kollegen, die nun über die Anstellung einer zweiten (jungen) Kraft so entrüstet sind, einen Rat geben, was ich nun, da ich aufgebraucht bin, thun soll? Soll ich vielleicht das Armenhaus aufsuchen?!"

Daß dieser Notizschrei nicht aus einer vereinzeltten Notlage hervorging, sondern einfach die Durchschnittsverhältnisse der deutschen Gewerkschaftsbeamten im Alter beleuchtete, konnte man schon daraus erkennen, daß fast alle Gewerkschaftsblätter ihn ungefürzt veröffentlichten und Bemerkungen daran knüpften, die erkennen ließen, daß auf der ganzen Linie der gegenwärtige Notstand gleicherweise empfunden wird. Auch lehrt ja die kürzlich veröffentlichte Gehaltsstatistik der deutschen Gewerkschaftsbeamten, soweit sie den sogenannten sozialdemokratischen Zentralverbänden angehören, daß die knappe Besoldung die Regel ist.

Die nebenstehende Statistik, für das Jahr 1899 aufgenommen, spricht für sich selbst, zumal wenn man hinzunimmt, daß die Mehrzahl der hier aufgeführten Beamten in großen oder doch mittelgroßen Städten zu wohnen gezwungen ist, wo Wohnungen und Lebensmittel enorm teuer sind. Ausdrücklich sei noch bemerkt, daß bei den viel jüngeren christlichen Gewerkvereinen die Besoldungsverhältnisse noch viel ungünstiger liegen, und daß bei der katholischen und evangelischen Arbeitervereinsbewegung die Beamten, soweit es dort überhaupt solche giebt, fast ausnahmslos „ehrenamtlich“ angestellt sind.

Auch bei den Arbeitergenossenschaften sind die Gehaltsverhältnisse durchgehends noch schlechter als bei den Gewerkschaften. Es liegt eine Statistik über die sächsischen Konsumvereine, bekanntlich die ältesten und bestfundierten, vor, der wir entnehmen, daß fast in allen oberen Be-

Name der Organisation	Stärke der Organisation (Wahljahr)	Wann es teilweise befähigte Beamte und Hilfsarbeiter L. Genratbestand	Von diesen Beamten und Hilfs- arbeitern erhalten an Jahres- gehalt:		Name der Organisation	Stärke der Organisation (Wahljahr)	Wann es teilweise befähigte Beamte und Hilfsarbeiter L. Genratbestand	Von diesen Beamten und Hilfs- arbeitern erhalten an Jahres- gehalt:	
			Zahl	M				Zahl	M
Bäcker	3 596	† 1	1	1610	Handschuhmacher . . .	3 241	2	2	1200
Barbiere	875	2	1	300	Holzarbeiter	62 570	8	4	1920
Bauarbeiter	11 149	3	1	60	Putzwerker	2 545	† 1	1	1560
Bergarbeiter	33 000	5	1	1600	Randitoren	661	1	1	690 Einn.
Bildhauer	4 098	3	1	900	Kupferschmiede	3 314	2	1	1600
Böttcher	4 920	1	1	1955	Lagerhalter	334	—	1	900
Brauer	8 681	3	4	1500	Lederarbeiter	5 369	† 1	1	1800
Buchbinder	7 631	2	2	1440	Lithographen und Stein- drucker	4 621	2	1	360
Buchdrucker	26 344	4	1	2900	Maler	9 540	2	2	1500
Buchdruckereihilfs- arbeiter	1 343	—	1	1700	Maschinisten und Feiger Maurer	4 600	—	—	—
Bureau-Angehörige	344	—	3	1600	Metallarbeiter	85 013	6	3	2160
Dachdecker	2 469	2	1	2000	Müller	1 304	† 1	1	960
Fabrik- u. gewerbl. Hilfs- arbeiter	22 592	2	2	2600	Porzellanarbeiter	8 660	4	2	1920
Formen	8 817	3	1	2000	Sattler	2 833	2	1	400
Formstecher	314	—	—	—	Schiffszimmerer	1 588	—	—	—
Gärtner	300	† 1	1	1900	Schmiede	3 350	† 1	1	1700
Gärtner- Gemeindebetriebs- arbeiter	1 387	1	1	200	Schneider	12 173	2	2	1872
Glasarbeiter	3 628	2	1	1500	Schuhmacher	16 922	3	3	1500
Grafcner u. Zifclenre	1 006	—	1	1200	Seeleute	2 222	2	1	1920
Lafennarbeiter	8 587	1	3	1560	Steinarbeiter	10 000	1	1	240
Handelshilfsarbeiter	8 730	3	—	—	Steinfeger	3 337	† 1	1	1800
Handlungsgehilfen	590	1	1	360	Stuckateure	2 750	—	—	—
			1	1420	Tabakarbeiter	18 401	3	2	1800
			1	1800	Tapezierer	3 525	—	—	180
			1	750	Textilarbeiter	37 617	2	2	2 1/2 % Einn.
			1	250	Töpfer	5 765	2	2	1560
			1	500	Vergolder	1 145	2	1	1800
			2	300	Werftarbeiter	2 748	2	2	180
			1	1500	Zigarrensortierer	857	1	1	120
			2	1680	Zimmerer	23 719	5	3	1200
			1	360				2	780
			1	300				3	1800
			1	300				2	1794

† Der Beamte ist gleichzeitig Redakteur des Verbundorgans.

amtenstellen (Kassierer, Geschäftsführer, Verkäuferinnen, Lagerhalter u. c.) die Gehälter noch unter dem Minimum der üblichen Besoldung in

kapitalistischen Privatbetrieben bleiben. Dabei ist die Arbeitszeit meist eine sehr lange und angestrengte, die zu stellende Skantion eine verhältnismäßig hohe. Lagerhalter mit 1200 Mk. Jahresverdienst, Verkäuferinnen mit 600 Mk., Geschäftsführer mit 1000 Mk. stehen bereits über dem Durchschnitt! Ein Konsumverein, wie der von Großenhain mit 24 bis 25 000 Mk. Jahresumsatz pro Person in seinen Verkaufsstellen, zahlt seinem Geschäftsführer und seinem Kassierer monatlich je 91,66 Mk., seinen 6 Verkäuferinnen je 40 Mk. — und das ist lange nicht der ungünstigste Fall! Die Klagen aus den Reihen dieser Arbeiterbeamten über unverantwortliche Ausbeutung ihrer Arbeitskraft durch überlange Arbeitszeit und unglaublich niedrige Entlohnung wiederholen sich denn auch mit tödlicher Sicherheit auf jedem gemeinsamen Kongress, zum Ergötzen aller Arbeiterfeinde. Zahlung gewerkschaftlicher Löhne in den unteren Stellen, möglichst mit einem Zuschlag, angemessene, auskömmliche Gehälter bei den oberen Beamten, Regelung der Arbeitszeit, Pensionskassen — das sind Forderungen, die nicht länger unerfüllt bleiben dürfen.

Noch schlimmer als die Klagen über mangelhafte Bezahlung sind bei fast allen Arbeiterbeamten die Klagen über Arbeitsüberhäufung. Es fehlt in den Arbeitersekretariaten wie in den Zeitungsredaktionen, auf den Gewerkschaftsbureaus wie in den Genossenschaftsverwaltungen an Hilfskräften, die zur Entlastung der Hauptbeamten dienen könnten. Dem Durchschnittsarbeiter geht das Gefühl dafür noch ab, daß sein Angestellter, der täglich austrengendste Amtspflichten zu leisten hat, nicht auch gleichzeitig der beste Agitator, der fleißigste Schreiber, der zündendste Redner, der gewissenhafteste Bureau Mensch sein kann. Deshalb wird bei jeder notwendigen Neuanstellung von Hilfskräften geknauert, die unglaublichste Arbeitslast auf die Schultern eines einzigen Menschen gehäuft. Da soll solch ein Beamter umfangreiche Tageskorrespondenz erledigen, mündliche Rechtsbelehrung erteilen, Kontrollbesuche machen, Versammlungen arrangieren, Konferenzen einberufen, Bittgesuche aufsetzen, Klageschriften verfassen, Reden vorbereiten, Streitigkeiten schlichten, Lohnbewegungen leiten, Unternehmer aufsuchen und mit ihnen verhandeln, aufklärende Zeitungsartikel verfassen, eilige Reisen ermöglichen.

statistische Auskünfte erteilen, neueste Broschüren und Zeitungen lesen, Angriffe der Gegner parieren, Zwistigkeiten im eigenen Lager beilegen, Tarife ausarbeiten, Gutachten abgeben, eingehende Gelder verbuchen, Abendveranstaltungen leiten — das alles möglichst an einem Tage, der doch auch für den Arbeiterbeamten nur 24 Stunden hat. Hier muß natürlich die Kraft bald aufgerieben werden, die Gründlichkeit der Arbeit verloren gehen. Dann macht sich eben Wechsel in der Persönlichkeit notwendig, neue, ungeübte und unerfahrene Kräfte werden angestellt, um bald dieselbe Behandlung wie ihre Vorgänger zu erfahren, denselben Weg wie sie zu gehen. Daß darunter die Arbeiterbewegung im ganzen leidet, ist klar. Es wird wenige Beamtenstellungen geben, wo bei dem Fehlen jeglicher Tradition soviel auf persönliche Erfahrung und ruhige, weitblickende Umsicht ankommt, wie gerade bei den Arbeiterbeamten. Nirgends kann daher die ungebührliche Arbeitsüberbürdung und der häufige Personalwechsel verhängnisvoller sein, als hier. Es ist deshalb nur eine Forderung eigensten Interesses der deutschen Arbeiterbewegung selbst, wenn man mehr Hilfskräfte für die Beamten, überhaupt generelle Vermehrung des ganzen Beamtenstabes verlangt.

England, das Land mit seiner hundert Jahre alten Arbeiterbewegung, kann, wie in so vielen Dingen, auch hier, bei dem Kapitel Arbeiterbeamte, der deutschen Arbeiterschaft als erzieherisches Vorbild dienen. Die Besoldung ist nach der Darstellung von S. und B. Webb dort ungleich reichlicher als in Deutschland; z. B. zahlt der Gewerbeverein der Schuhmacher seinem Hauptbeamten 5100 Mk., die Stesselschmiede 5875 Mk., die Maschinenbauer 4200 Mk. Das sind Gehälter, an die unsere deutschen Gewerkschaftsbeamten auch nicht entfernt herankommen, obwohl manche von ihnen ebenso umfangreiche Ämter haben. Als im vorigen Jahr die Stelle des Redakteurs vom Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften in Hamburg, also des Redakteurs am Organ der obersten deutschen Gewerkschaftsbehörde, ausgeschrieben wurde, waren 2400 Mk. für diesen Posten eingestellt! In England wird auskömmliches Gehalt aber nicht nur in den oberen Beamtenstellen bezahlt, sondern durchgehends, auf allen Stufen.

Der Gauvorsitzer einer Gewerkschaft erhält durchschnittlich 2000—2200 Mk., der Sekretär des Lokalvereins mindestens 60—100 Mk., bei 300 Mitgliedern 300—400 Mk. Bei uns haben wir unbesoldete oder kärglich „entschädigte“ Gauvorsitzer erst in ganz wenig Berufsvereinen, und die örtlichen Gewerkschaftsleiter erhalten meist nicht einmal Dank, viel weniger Bezahlung für ihre tauferderlei kleinen, zeitraubenden Geschäfte, die örtlichen Kassierer sind in der Regel froh, wenn man ihnen kein gar zu knappes „Mantogeld“ bewilligt, so daß sie ohne direkte Zuschüsse aus eigener Tasche auskommen. — Bei den englischen Genossenschaften sind die Gehaltsverhältnisse im Vergleich zu den deutschen erst recht glänzende zu nennen. Dort gewahren wir, nach den Schilderungen von Mrs. Sidney Webb, „eine Armee von Beamten mit festen Gehältern, von den 40 Mk. wöchentlich des Konsumvereinsverwalters auf dem Dorfe bis zu den 8000 Mk. jährlich der Abteilungsvorstände, durch deren Hände Waren im Betrag von mehreren Millionen gehen“. Gewiß fehlt es auch in der englischen Arbeiterschaft nicht an Ideologen, die „das Wohlwollen einer großen Gemeinde, die politische Macht und den sozialen Einfluß, die sich der tüchtige und energische Beamte einer mächtigen und wachsenden Organisation erwirbt“, ebenso lockt und anzieht wie die unennbaren Einnahmen den kapitalistischen Unternehmer oder den Beamten der großen Aktiengesellschaft. Aber, so konstatiert Frau Webb ausdrücklich, „die Erfahrung hat die englischen Genossenschaftler gelehrt, daß die Verantwortung und das unausgesetzte Sorgen des Geistes des Unternehmers einen reicheren persönlichen Aufwand erfordert als den, dessen der Handarbeiter mit seiner regelmäßigen Arbeit und seiner ungestörten Ruhe bedarf. Sie behaupten jetzt nicht mehr, daß der Gehalt ihres Dieners (des Genossenschaftsbeamten) in keinem Falle mehr betragen dürfe, als den Durchschnittsverdienst seines Herrn, was die die ersten Arbeitergenossenschaften beherrschende allgemeine Theorie war, ein Grundsatz, der sich als ebenso unlogisch als verderblich erwiesen hat.“ — Die deutschen Arbeitergenossenschaften haben sich bis jetzt kaum zu der Höhe dieses „unlogischen und verderblichen Grundsatzes“ entwickelt. Sie zahlen sehr häufig nicht einmal Gehälter, die dem Durchschnittsverdienst des gutgelohnten Handarbeiters gleichkommen. Ja, eine

hervorragend eifrige und sehr angesehene deutsche Vorkämpferin des Arbeiter-Genossenschaftswezens vertrat uns gegenüber noch vor wenigen Wochen den Standpunkt, daß geringe Entlohnung dem genossenschaftlichen Geist der Beamten ein besseres Zeugnis ausstelle als „fette Gehälter, die die Entstehung des Krämergeistes nur beschleunigen“.

Auch die Zahl der Beamten einer Gewerkschaft ist in England ungleich größer als in Deutschland. Aus dem eben Mitgeteilten geht schon hervor, daß alle nennenswerteren englischen Gewerksvereine ihre vielgliedrige Beamtenhierarchie haben: Bureaus der Lokalvereine, der Bezirks- und Provinzialverbände, der Zentralleitung. Alle diese Bureaus pflegen ausreichend gut besetzt zu sein, so daß jedem Vorsteher auch genügend Zeit verbleibt, die Verhältnisse und Einzelbeziehungen seines Verwaltungsbezirks eingehend und gründlich zu studieren, die Beziehungen seines Berufs zum Weltmarkt, die Fortschritte der Technik, die Bewegung des Arbeitsmarktes genügend und gründlich zu studieren. Das aber ist auch bei uns in Deutschland und wird immer mehr werden die Pflicht eines modernen Arbeiterführers. Ihm dafür Zeit zu schaffen, gebietet es noch allzusehr an ausreichenden Unterbeamten und Hilfskräften.

Doch wir haben keinen Grund zum Pessimismus. Wir sehen ja bereits die Anfänge einer langsamen Verbesserung und Vermehrung des Beamtenstabes der deutschen Arbeiterbewegung. Selbst der arbeiterfeindlichen Gegnerschaft bleibt die günstige Wandlung auf diesem Gebiete nicht verborgen. Das häßliche und gänzlich unberechtigte Wort von den „mit Arbeitergroßchen sich mästenden gewerbsmäßigen Hezern“ findet man sogar in der Scharfmacherpresse heute selten, eine gewisse Achtung vor der Energie und Opferfreudigkeit, vor den Fähigkeiten und dem Takt so manches Arbeiterbeamten beginnt Platz zu greifen. Er wird jetzt schon vielfach als legaler Vertreter seiner Korporationen bei Lohnbewegungen und sonst in kritischen Zeiten selbst von Arbeitgebern willkommen geheißen, und die Zeit wird hoffentlich nicht mehr ferne sein, wo man allgemein, nicht nur auf Arbeiterseite, seine praktische, besonnene Thätigkeit, sein umfassendes Wissen, seine reiche Erfahrung, seinen persönlichen Takt anerkennt. Je ausreichender aber die deutsche

Arbeiterſchaft für ihre Beamten ſorgt, je mehr freie Zeit zu eingehenden Studien ſie ihnen gönnt, je ſorgfältiger ſie ihre Perſonenauswahl trifft, um ſo eher wird dieſer Zeitpunkt eintreten.

Und er wird ein Markſtein ſein in der Emporentwicklung der Arbeitermaſſen, ein Markſtein in der ſozialen Geſchichte unſeres ganzen deutſchen Volkes.





Zur Frauenfrage.

Sehr verehrte gnädige Frau.

Also Sie sind mir böse, ernstlich böse! Auf fast 8 Seiten setzen Sie mir die Gründe Ihres Grolls auseinander. Das ist wirklich nett von Ihnen, da ich von Ihnen, der praktischen Frau, nur immer ganz kurze Briefe zu bekommen gewohnt bin. Ich kann mich der Freude über Ihren Brief um so ungestörter hingeben, da mein Gewissen völlig rein ist.

Auf die Gefahr hin, Ihren Groll zunächst zu vermehren, muß ich Ihnen nämlich offen gestehen, daß ich keineswegs gesonnen bin, „meine nichtsahnenden Zunggefellenhände“, wie Sie sich freundlichst ausdrücken, von der Dienstbotenbewegung zu lassen, sondern daß ich eher noch durch Ihren Brief in meinen früheren Vorsätzen bestärkt worden bin. Wenn schon eine so kluge Frau wie Sie so unrichtig über die Dienstbotenfrage urteilt, um wieviel nötiger ist unser Kampf!

Es ist zu originell, daß gerade mein wirklich recht harmloser Artikel in der „Hausgehilfin“ Ihren Zorn erregt hat. Sie kommen in die Küche, sehen dort eine Zeitung liegen, fragen die Köchin, was damit sei, erfahren, daß das Blatt die „Hausgehilfin“ heiße und unter Kreuzband zugesandt sei, sehen sich das Blatt an und -- entdecken meinen Artikel! Na, nun ist das Unglück da. Ich heße Ihre Dienstboten auf, mache sie künstlich unzufrieden, störe den bis dahin nie gestörten Frieden Ihres Haushalts. Aber Sie wollen mir schon das Handwerk legen und haben Ihrer Köchin ein für allemal verboten, das „Heßblatt“ anzunehmen.

Aber, meine verehrte Gnädigste! Was würden Sie wohl sagen, wenn Ihre Köchin sich einmal beikommen ließe, sich um Ihre Lektüre zu kümmern? Wenn sie z. B. in der bescheidensten Weise den Wunsch äußerte, Sie möchten doch nicht ein so verlogenes, die Arbeiter ständig beschimpfendes Blatt wie die „Neuesten Nachrichten“ halten? Sie würden sie wahrscheinlich ob dieser Unverschämtheit zum Hause hinausthun. Und das mit Recht. Aber wenn Sie lesen dürfen, was Ihrer Köchin nicht gefällt, warum soll Ihre Köchin nicht lesen, was Ihnen mißfällt? Kochen und Lektüre sind, wie mir scheint, zwei getrennte Gebiete. Und mit dem allerdings sehr anständigen Lohn, den Sie Ihrer Köchin zahlen, haben Sie doch immerhin nur auf ihre Kochkunst Anspruch erworben. Für eine erziehlche Einwirkung aber dürfte Auguste, seitdem sie ihr 25jähriges Dienstjubiläum gefeiert hat, kaum noch das geeignete Objekt sein.

An meinem Artikel empört Sie besonders, daß ich da einen Haufen „greulicher“ Paragraphen aus der Gefindeordnung anführe, die Sie niemals anwenden würden, ja, die Sie nicht einmal kennen. Sie meinen, es mache die Leute unnötigerweise auffällig, wenn man ihnen solche veralteten Bestimmungen vorführe, die doch von keinem vernünftigen Menschen angewendet würden. Also Sie selbst finden diese Bestimmungen, die den Herrschaften das Prügeln, das Schimpfen und vieles andere gestatten, „veraltet“. Nun schön, dann helfen Sie, bitte, mit an ihrer Beseitigung. Mehr verlange ich ja gar nicht. Oder halten Sie es für richtiger, daß „greuliche, veraltete Paragraphen“ Gesetz bleiben?

Vollkommen recht haben Sie, wenn Sie sagen, kein vernünftiger Mensch wende diese Paragraphen an. Ja, wenn wir es mit lauter vernünftigen Leuten zu thun hätten, dann käme auf die Gesetze überhaupt sehr wenig an. Sie müssen aber bedenken, daß es auch andere Menschen giebt.

Ich muß bei solchen Gelegenheiten immer an das Gespräch denken, das wir einmal auf dem Empfangsabend bei Frau Hansen hatten. Sie erinnern sich vielleicht noch der riefig belebten Debatte über Kindererziehung. Frau van Schulten erzählte von ihren Zwillingen. Fris, eine Rübe und ein Bierchlunz, nache überall und in allen erreich-

baren Quantitäten, so daß es ungefähr jede Woche eine Explosion gäbe. Maxi sei mit seinen 6 Jahren das Muster einer verständigen Persönlichkeit. Man könne ihn mitten in den Milchreis hineinjagen, und er werde nicht ein Körnchen mehr essen, als ihm bekomme.

Sehen Sie, so ist es mit den Dienstherrschaften. Die einen können Sie in einen ganzen Haufen der wüsten Paragraphen hineinstellen, sie werden nie davon Gebrauch machen. Die anderen dagegen forschen nach den ältesten und „greulichsten“ Bestimmungen, um damit die Dienstboten zu mißhandeln. Um dieser schlechten Herrschaften willen bitte ich Sie, mit dafür einzutreten, daß Gesetze verschwinden, die, in Ihren und ähnlichen Händen harmlos, in den Händen böswilliger Herrschaften zu vergifteten Waffen werden, die unsere Zeit verunzieren und verunehren.

Übrigens haben Sie wiederum recht, wenn Sie schreiben, die Abschaffung der Besindeordnung würde mir noch lange nicht genügen. Nein. Ich will außerdem die Beseitigung der Dienstbücher. Wenn Frankreich und England, wenn Elsaß-Lothringen und selbst Mecklenburg ohne sie besteht, so sehe ich nicht ein, warum gerade die preussischen Hausfrauen sie nicht entbehren können. Ferner genügt es mir allerdings nicht, daß die Mädchen nur alle 14 Tage einen halben freien Sonntag — die Hälfte ist übrigens meist ein Viertel! — haben. Immer mehr Arbeiterschichten bekommen den Sonntag ganz oder fast ganz frei. Das geht im Haushalt schwer. Das sehe ich hartgeottener Junggeselle durchaus ein, darum müssen aber die Mädchen in der Woche entschädigt werden. Alle acht Tage ein halber freier Tag — das scheint mir ein ungemein bescheidenes Verlangen. Noch viele andere Wünsche habe ich auf dem Herzen. Aber genug für diesmal! Vor allem müssen sich die Mädchen in Vereinen organisieren. Das wird nicht zum wenigsten den Hausfrauen nützen. Bitte, sehen Sie mich nicht so erstaunt an! Zuvor. Denn nichts wirkt erziehlischer als die Berufsvereinigung. Das beweisen die Erfahrungen, die man mit den Arbeiterorganisationen überall, in erster Linie in England gemacht hat. Organisierte Dienstboten werden gute Dienstboten sein. Schon aus Ständesgefühl. Überhaupt, wenn die Hausfrauen klug sind, unterstützen sie die

Dienstbotenbewegung. Einmal brechen sie ihr dadurch die Klassenkampfspitze ab, die sie sonst leicht bekommen könnte. Und dann wird der Mangel an Dienstboten in dem Augenblick verschwinden, wo die rechtliche und thatsächliche Lage der „Hausgehilfin“ oder „Hausangestellten“ — wollen wir in Zukunft nicht lieber so sagen? — besser geworden ist.

Übrigens, ob ich nun für die Dienstbotenbewegung eintrete oder nicht, das ist ganz gleich. Sie kommt doch. Die Dienstmädchen sind eben schließlich auch Angehörige der Arbeiterklasse. Sie stammen aus ihr, haben alle ihre Familienbeziehungen zu ihr, teilen ihre Interessen, treten durch die Ehe meist direkt an die Seite der Arbeiter. Es wäre unnatürlich, wenn sie allein von allen Bestandteilen des vierten Standes sich auf die Dauer von seinem Emanzipationskampf ausschließen sollten. Mit dem Patriarchalismus ist's nun einmal endgültig vorbei. Die Bäcker, die Fleischer, selbst die Landarbeiter, eine der rückständigen Arbeiterkategorien nach der anderen bedankt sich für die bisherige „wohlwollende“ Bevormundung und wünscht Macht und Rechte. Das liegt nun einmal im Zuge der Zeit. Und Sie selbst, gnädige Frau, hätten Sie Lust, mit Ihrem Mädchen zusammen zu essen? Sie wahrscheinlich ebensowenig wie das Mädchen selbst.

Sie wundern sich, daß die Mädchen lieber in die Fabrik, „wo es ihnen doch so schlecht geht“, als in den Dienst wollen, „wo man so sehr für sie sorgt“. Bitte, sagen Sie mir nichts gegen die Fabrik! Die Fabrik ist noch lange nicht das Schlechteste. Die Heimarbeit ist jedenfalls viel schlimmer. Erinnern Sie sich noch der Zeit, wo wir gemeinsam in dem Komitee für die streikenden Konfektionsarbeiterinnen saßen? Damals wurden wir uns doch alle darüber klar, daß diesen armen Geschöpfen nur dann geholfen werden könne, wenn die Heimarbeit beseitigt ist. Es ist manches Jahr seitdem vergangen. Unzählige Leute haben sich mit den Konfektionsarbeiterinnen befaßt. Ihre Lage ist eben so schauerhaft schlecht, daß das Mitleid fast aller bürgerlichen Kreise für sie rege geworden ist. Der Reichstag hat sich in wer weiß wie vielen Sitzungen mit ihnen befaßt. Man hat schließlich im letzten Winter auch Arbeitsbücher für sie eingeführt und sonst allerlei Beschlüsse gefaßt. Glauben Sie, daß das etwas helfen wird? So gut wie nichts,

Sie werden sehen. Man konnte sich eben nicht zu dem großen Schnitt entschließen, der allein gründliche Heilung versprach, zu dem Verbot der Heimarbeit. Freilich ein gefährlicher Schnitt, ein Kaiserchnitt! Ich sage gar nicht, daß ich selbst ihn gewagt hätte. Kann man es verantworten, Tausenden von Frauen, die ihre Kinder nicht verlassen können, die Möglichkeit eines kleinen Nebenverdienstes zu rauben? Gewiß, große Ziele erheischen große Opfer. Auf einzelne Existenzen darf man keine Rücksicht nehmen. Aber hier handelt es sich um viele Tausende, hier handelt es sich darum, ob Frauen, die sich heute, freilich kümmerlich genug, durch ihre Arbeit durchschlagen, die Arbeitsgelegenheit genommen werden soll, ob man sie zwangswise der Armenpflege ausantworten und so sozial degradieren will. Ich, wie gesagt, wage das nicht. Und wenn Sie mich fragen, was ich denn nun an durchgreifenden Hilfsmitteln für die Konfektionsarbeiterinnen vorschlage, so würde ich Ihnen mit einem Achselzucken antworten. Das ist eine der Fragen, auf die meines Erachtens unsere Gesellschaftsordnung keine Antwort weiß.

Au ein Auskunftsmitglied habe ich ja wohl gedacht. Wären die Konfektionsarbeiterinnen organisiert, so hätten sie die Macht, sich ihrer Ausbeuter zu erwehren. Aber die Erfahrung lehrt, daß die Mehrzahl von ihnen eben wegen der Heimarbeit organisationsunfähig ist. Wenigstens aus eigenem Antrieb werden sie kaum je eine leistungsfähige Vereinigung zustande bringen. Hier könnte nur der Zwang helfen. Zwangsorganisation der Konfektionsarbeiterinnen durch den Staat — nur ungern spreche ich den Gedanken aus, weil ich seine vielen Bedenken kenne und im allgemeinen nur von freiwilligen Berufsvereinigungen etwas halte. Aber in der Not, wenn man gar keinen andern Ausweg sieht!

So schlimm wie mit diesen Konfektionsarbeiterinnen steht es wirklich mit den Fabrikarbeiterinnen nicht. Natürlich bleibt auch da noch viel zu thun. Die Arbeitszeit von 11 Stunden ist viel zu lang. Daß eine Frau bis zum Tage ihrer Entbindung beschäftigt werden darf, ist ein Skandal. Die weibliche Fabrikaufsicht befindet sich erst in kümmerlichen Anfängen. Das ganze große Gebiet des Arbeiterinnenenschutzes ist erst zum kleinen Teil beachtet. Aber man

kennt doch wenigstens den Weg, den man zu gehen hat. Es fehlt nur an dem Willen, ihn zu beschreiben. Wenn nur gewisse Frauenrechtlerinnen uns keinen Strich durch die Rechnung machen. Das sage ich, der leidenschaftliche Freund der Frauenbewegung. Aber ich habe mit Schrecken gesehen, daß auf dem Pariser internationalen Frauenkongreß im September unter Führung der Französinen die Mehrheit, selbst einzelne Deutsche eingeschlossen, gegen jeden besonderen gesetzlichen Schutz der Arbeiterinnen aufgetreten ist. Im Interesse der Arbeiterinnen natürlich! Sie sollen das Recht haben, sich genau so ausbeuten zu lassen wie die Männer. Das ist doch ein unglaublicher Rückfall in ein Manchesterium, das ich wirklich für überwunden hielt. Aber man sieht, es giebt Würmer, auf denen man sehr lange herumtreten muß, ehe sie wirklich endgültig tot sind. Ich dachte, man hätte sich allmählich in den Kreisen der gesamten bürgerlichen Frauenbewegung zu der Binsenwahrheit durchgerungen, daß die Frauen und die Männer zwar gleichwertig, aber nicht gleichartig sind, und daß deswegen das weibliche Geschlecht auch besondere, durch sein Geschlecht geforderte, Schutzmaßregeln nötig hat. Oder soll man etwa die gesetzliche Schonzeit für entbundene Frauen beseitigen, weil die Männer keiner entsprechenden Ruhezeit bedürfen? Das wäre wenigstens logisch, Logischer Wahnsinn. Giebt man aber die Notwendigkeit einer besonderen Schutzvorschrift zu, so sehe ich nicht ein, warum man sich mit dieser einen begnügen soll. Daß eine verheiratete Frau mit kleinen Kindern kürzere Zeit in der Fabrik arbeiten soll als ein Mann, darin kann ich wirklich kein Unrecht gegen das weibliche Geschlecht erblicken. Die Arbeiterinnen selbst denken auch längst schon so vernünftig. Das fanden Sie, gnädige Frau, ja auch immer an der Ahnen sonst so „effigen“ „Gleichheit“ der Frau Zeffin das „einzig Verständige“. Und ich sollte meinen, die Arbeiterinnen selbst müßten am besten wissen, was ihnen not thut. Aber gewissen ungeheuer radikalen Damen paßt das freilich nicht in ihre Theorie hinein.

Damit will ich nicht etwa die deutschen sog. „radikalen“ Frauen beschuldigen. Ich weiß, Sie haben ein gewisses Mißtrauen gegen diese „Radikalen“, wie die vom „Frauenwohl“ der Frau Caner von den

Gegnern immer genannt werden und, darf ich hinzufügen, sich auch mit Vorliebe nennen lassen. Aber diese „Radikalen“ haben im Sommer 1899 so praktische Beschlüsse über die Arbeiterinnenfrage gefaßt, daß sich die „Gemäßigten“ wirklich ohne Schaden ein Beispiel nehmen konnten. Ihre Abneigung gegen die „Radikalen“, meine Gnädigste, stammt ja, wie ich sehr wohl weiß, daher, daß sie für das Frauenstimmrecht eintreten. Der Gedanke, daß Sie noch einmal Reichstagswähler werden und bei der Gelegenheit mit Ihrem Herrn Gemahl in einen heftigen Wahlkampf verwickelt werden könnten, sei Ihnen „sichneulich“, das haben Sie mir ja oft genug versichert. Ich will gar nicht den Versuch erneuern, Sie zu bekehren, obwohl ich überzeugt bin, daß unseren Urrenteln in 100 Jahren Frauen ohne Stimmrecht vorkommen werden wie uns die eingesperrten Haremsfrauen der Türken. Aber die Sache ist nicht aktuell. Leider! Und ich bin nun einmal Realpolitiker. Man soll sich praktisch erreichbare Ziele setzen. Erlebe ich es noch, daß die Frauen das Gemeindevahlrecht bekommen, so will ich ganz vergnügt sein. Dann ist die Lawine im Rollen. Die Frauen werden sich so brauchbar in der Gemeindeverwaltung zeigen, daß das eine Stimmrecht alle anderen nach sich ziehen wird. Was meinen Sie übrigens zu diesem Stimmrecht? Ist Ihnen das ebenso „sichneulich“? Herr Mann erzählte mir, Sie seien „ordentlich wütend“ gewesen, daß Ihr Wirt Sie im Laufe eines Jahres zweimal um je 100 Mark ohne jeden sichtbaren Grund gesteigert habe. Hätten Sie da nicht Lust, bei der nächsten Stadtverordnetenwahl Ihre Stimme für den Kandidaten des Mietervereins gegen den der Haus- und Grundbesitzer abzugeben? Wichtig, da fällt mir ein, daß bei Ihnen ja jetzt die große kommunale Frage ist, ob das Kochgas tenner werden soll. Sollten Sie darüber, und über die Wohnungsfrage und über die Schulfrage u. j. w. n. j. w. nicht am Ende ebenso gut mit abstimmen können und wollen wie Ihr Herr Gemahl?

Sie haben doch sonst ganz fortgeschrittene Ideen. Am Schlusse Ihres Briefes deuten Sie an, daß Sie nichts dagegen hätten, wenn Ihr ältestes Töchterlein — oder muß ich schon Fräulein Tochter jagen? — studiert. Bravo! Schicken Sie sie nur, wenn der Augenblick gekommen ist, nach Berlin, und reden Sie ihr zu, dem „Verein

studierender Frauen“ beizutreten. Der affigen Korporationsimperei mancher studentischen Kreise gegenüber haben Sie in diesem Verein das Muster einer vernünftigen akademischen Vereinigung. Guter Zusammenschluß, Unterhaltung, Belehrung — nicht zu viel, glücklicherweise! — und harmlose Fröhlichkeit, das giebt's in dem Verein. Man kommerziert sogar ein bißchen. Aber Sie brauchen nicht zu erschrecken: Bierjungen sind nicht obligatorisch. Selbst Temperenzlerinnen werden geduldet. Es dauert auch nicht allzu lange. Allein wird freilich Fräulein Else nach Hause gehen müssen. Aber Sie haben mir ja selbst erzählt, wie sehr Ihnen Miss Dove imponiert hat, die mutterseelenallein von Washington nach Zürich kam und dort als richtiger „Garçon“ gelebt und studiert hat. Und dabei war sie doch wirklich ganz „weiblich“, diese tapfere kleine Amerikanerin, über die Ihre Bekannten erst so die Nase rümpften, als sie von ihren Thaten hörten, und die Sie während der 4 Wochen, die sie bei Ihnen war, so ins Herz schlossen. Warum sollen unsere deutschen Mädchen nicht das leisten können, was die Amerikanerinnen und zum großen Teil auch die Engländerinnen ihnen mit so glänzendem Erfolge vor-machen? Sie kennen meine Ansichten über „Tugend“. Ich schätze die Unschuld des von einer „Garde-Dame“ von früh bis spät behüteten jungen Mädchens genau so hoch wie die „Sittlichkeit“ der von Haremswächtern beschützten Türkinnen oder wie das Nichtstehlen eines im Gefängnis sitzenden Diebes. Wenn unsere jungen Mädchen wirkliche Persönlichkeiten werden sollen, so müssen sie auch lernen, selbst ihre Person zu schützen. Sie können mir wirklich glauben, selbst in den Straßen des großen „Sündenbabels“ Berlin passiert keinem jungen Mädchen etwas, auch wenn es um Mitternacht allein nach Hause geht. Es wird vielleicht gelegentlich angesprochen. Gut, dann geht es eben ruhig weiter, giebt entweder überhaupt keine Antwort oder eine solche, daß dem lebenswürdigen Herrn die Lust zu weiteren Fragen vergeht. So verfährt wenigstens ein normales junges Mädchen. Unsere künstlich zu Mimosen herangezuchteten „höheren Töchter“ werden freilich, falls sie doch wider Erwarten einmal allein gelassen sein sollten, solchen „Gefahren“ gegenüber total den Kopf verlieren. Sie sind so „unschuldig“, daß sie ihre Unschuld kaum zu verteidigen wissen. Das

kommt von der verdamnten Prüderie bei uns. Verzeihen Sie, daß ich beinahe unsalonsfähig werde. Aber mir geht immer die Galle über, wenn ich daran denke, wieviel Unheil dadurch angerichtet wird, daß man noch immer die Unwissenheit für den besten Tugendwächter hält. Kennen Sie die Erzählung „Virgin soil“ aus den gewaltigen „Discords“ der Egerton? Ich fürchte, nein. Denn solche englischen Bücher pflegt man nach Deutschland nicht zu importieren. Mit geradezu erschütternder Wucht wird dort das trostlose Schicksal eines jungen Mädchens geschildert, das ahnungslos, von der Mutter herkömmlicherweise absichtlich im Unklaren gelassen, in die Ehe mit einem Mann hineintappt, der stark „gelebt“ hat. Gewiß ein Gegenstand, wie er „moralischer“ faum gedacht werden kann. Und doch erhoben geistig sonst sehr hochstehende deutsche Frauen im Namen der „Moral“ den entschiedensten Widerspruch, als diese Erzählung in unserer damals noch bestehenden „Zeit“ — o schöne Zeit, o selige Zeit! — abgedruckt werden sollte. Die Wahrheit ist eben oft häßlich, ist verlegend, ist geradezu brutal. Darum läßt man lieber den Schleier darüber hängen. Wie viel Menschenglück freilich durch diese Verschleierung der Wahrheit gestört wird? Das ahnen wohl die Frauen nicht, die zufällig ein Gewinnlos in der Ehestands-lotterie gezogen haben und nun energisch dagegen protestieren, daß man solche „krassen Fälle“ zur Sprache bringe. Die Mehrseite der Medaille ist ihnen eben unbekannt. Vielleicht, wenn einmal das langjährige Mitglied einer Ehescheidungskammer mit ihnen in voller Offenheit reden könnte, würden sie etwas anderes denken.

Mit Schrecken sehe ich, wohin ich mich vom „Verein studierender Frauen“ aus verirrt habe. Was das Herz voll ist, des geht nun einmal der Mund über. Und dabei habe ich gar nicht daran gedacht, daß Ihnen gegenüber die meisten dieser Ausführungen gar nicht nötig waren. Je *prêche à une convertie*, nicht wahr, gnädige Frau? Wenn man seine Tochter studieren lassen will, denkt man über diese Fragen anders als die Redaktion eines Familienblattes.

Gespannt bin ich übrigens, ob Ihre Tochter es erleben wird, „Studentin“, d. h. vollberechtigte akademische Bürgerin, zu werden, oder ob sie sich mit der Rolle der „Hospitantin“ wird begnügen müssen.

Hospitantin! Das ist freilich so recht der Ausdruck, der für die Stellung der Frau in unserer Zeit überhaupt paßt. Sie hospitiert, sie ist zu Gast. Sie wird nicht mehr ganz ignoriert wie früher. Aber man denkt nicht daran, sie als gleichberechtigt zuzulassen. So wählt man die Zwischenstufe der „Hospitantin“. So richtig ein Wort für unsere Übergangszeit! Zwar haben alle die Länder, die die Frauen längst als Studentinnen zulassen, nur die besten Erfahrungen damit gemacht. Ich erinnere mich aus meiner Studentezeit in der Schweiz — denken Sie, wie lange das her ist! — wie begeistert die Professoren von dem Fleiße und den Leistungen der Studentinnen waren. Zahllose gleich günstige Erfahrungen hat man seitdem gemacht. Reichsdeutsche Professoren wie Adolf Wagner haben immer und immer wieder betont, wie auch sie nur das Allergünstigste über die studierenden Frauen berichten können. Aber noch immer haben sie Kollegen, denen der Gedanke ein Greuel ist, Frauen könnten einen Anspruch auf Zulassung zu den Vorlesungen haben. Die einen wollen sie überhaupt nicht auf den Universitäten haben, die anderen nur nicht in ihrem eigenen Fach. Theologen meinen, die Frauen seien geradezu prädestiniert zu dem medizinischen Studium, aber von der Theologie schließe sie schon der Befehl der Bibel aus. Mediziner meinen, dem Rechtsstudium der Frauen stehe kein irgendwie haltbarer Grund im Wege, aber für die medizinische Praxis sei ihr Organismus nicht stark genug. Juristen können sich eine Frau in der Anwaltsrobe beim besten Willen nicht vorstellen, vermögen aber nicht einzusehen, warum sie nicht mit Nutzen sich der Germanistik oder der Geschichte oder der Astronomie widmen sollten. Und so fort ohne Grazie in infinitum! Das traurige Endergebnis dieses deutschen Chinesentums aber ist, daß die Frauen eben nicht zur Immatrikulation zugelassen werden.

Einmal freilich waren sie dicht daran, das ersehnte Ziel zu erreichen. Sie wissen es heute selbst noch nicht. Aber warum sollten sie es nicht erfahren? Ich will einmal etwas aus der Schule plaudern. Sie, gnädige Frau, als erster „Laie“ sollen jetzt eine Nachricht zu hören bekommen, die unter Brüdern 10 und bei August Scherl mindestens 15 Mark wert ist. Sie sollen sie gratis haben.

Es war zu den Zeiten, als noch Bosse Kultusminister war. Herr Bosse hatte kein Privatvermögen, aber mehrere erwachsene Töchter. Das ist zwar eine Privatangelegenheit, aber immerhin so bekannt, daß man es ohne Indiskretion weiter erzählen kann. Die Töchter waren tüchtige Mädchen, denen Bälle und Bazarvorbereitungen das Leben nicht ganz zur Genüge auszufüllen schienen. So studierte denn die eine auf die Lehrerin, eine zweite auf die Apothekerin los. Der Vater überzeugte sich in der eigenen Familie, daß die Frauen ihre Pflichten als Studierende mindestens ebenso gut erfüllen wie die Männer. Warum ihnen also die gleichen Rechte vorenthalten? Die Sache wurde im Kultusministerium erörtert. Eines schönen Tages las ein vortragender Rat Namens Schmidt — übrigens ein Sohn des Konsistorialpräsidenten — Herrn Bosse eine Verfügung vor, wonach die Frauen zur Immatrikulation zuzulassen seien. Herr Bosse nickte zustimmend. Ganz seine Meinung! Er hatte an der Verfügung nicht das Mindeste auszusetzen, wollte sie nur, da es sich um eine wichtige Sache handelte, auf die Form hin noch einmal gründlich durchlesen. So ließ er sie denn zunächst ununterschieden auf seinem Schreibtisch liegen. In den nächsten Tagen sollte sie das Licht der Öffentlichkeit erblicken.

Da passierte etwas Unerwartetes. Wie ein Sturmwind kam Professor von Bergmann angebraust. Er hatte Wind von der Sache bekommen. Wie, darüber wage ich nicht einmal in einem Privatbrief eine Vermutung zu äußern. Sie wissen, ich bin Jurist. Kurz, Herr von Bergmann war da. Sie haben vielleicht davon gehört, daß der berühmte Gelehrte einige Seiten hat, die weniger angenehm berühren. Jedenfalls gehört die halbe Stunde, die er mit Herrn Bosse zusammen verlebte, nicht gerade zu Bosse's liebsten Ministererinnerungen. Herr von Bergmann drohte mit Demission, falls man ihm die Frauen aufnötige, und wußte durch die Energie seines Widerspruchs dem armen Bosse so zuzusetzen, daß er seine amtliche Meinung über das Frauenstudium änderte. Sie wissen ja, starres Festhalten an dem einmal Beschlossenen gehörte nie zu den Schwächen des liebenswürdigen Mannes. Er ließ sich leicht von dem Gegenteil überzeugen. Jedenfalls, wie die Sache auch verlief — ich bin ja nicht dabei ge-

wesen — Tatsache ist, daß die Verfügung ohne Unterschrift blieb.

Und da Herrn Hoffes Nachfolger keine erwachsenen Töchter hat, aber ein echter preussischer Bureankrat alten Schlages ist, so fürchte ich, daß auch Fräulein Else noch sich mit der halben Ehre der Hospitantin wird begnügen müssen.

In der Sache ändert das ja wenig, weil glücklicherweise die meisten Professoren so vernünftig sind, den Damen das Zuhören zu gestatten. Manchmal vernünftiger als die verehrten „Konmilitonen“! Was haben Sie denn zu dem Fall Behrens gesagt? War das nicht einfach ein Skandal, sowohl das Benehmen der Studenten wie das Zurückweichen vor diesen Pöbelhaftigkeiten? Sie kennen ja Fräulein Hassenstein. Das war die Dame, die die Studenten damals aus dem Kolleg über die soziale Bedeutung der Prostitution heranseln wollten. Der Name wurde in den Zeitungen nicht genannt. Leider! Denn jeder, der diese hochgebildete, nationalökonomisch unterrichtete und allseitig interessierte Musterlehrerinnenvorsteherin kennt, der weiß, daß sie jedenfalls mindestens ebenjogut dazu berufen war, über das ernste Thema ernste Ausführungen zu hören wie irgend ein 18-jähriger Student. Das Schamgefühl dieser Herren scheint wirklich eigenartig konstruiert zu sein. Durch das Bestehen der Prostitution wird es weiter nicht berührt. Dagegen wird es gröblich verlegt, wenn eine Frau in verantwortungsvoller Stellung sich über das Wesen einer sozialen Krankheit zu unterrichten bemüht, deren Bekämpfung sie jedenfalls mehr Eifer zuwendet, als die meisten der sittlich entrüsteten deutschen Studenten.

Manche unserer Studenten bedürfen wirklich noch sehr der Erziehung. Wenn ich z. B. an die lächerlichen Proteste gewisser Hallenser Studenten gegen das medizinische Studium der Frauen denke, so überkommt mich daselbe zwischen Heiterkeit und Entrüstung schwankende Gefühl wie beim Fall Behrens. Sie selbst, gnädige Frau, haben mir gegenüber früher ja auch erklärt, daß Ihnen der Gedanke, junge Mädchen und junge Männer in der Klinik vor demselben nackten Körper zu sehen, misympathisch sei. Aber ist Ihnen der Gedanke, daß sich junge Mädchen bei gewissen Leiden von einem Arzt untersuchen lassen müssen,

nicht weit unsumwathijcher? Leider giebt es keine Statistik und kann es nie eine geben, die feststellt, wieviel Frauenkrankheiten dadurch entstehen oder dadurch erst gefährlich, vielleicht unheilbar geworden sind, daß die Betreffenden vor der ärztlichen Mutterjuchung zurückbebt. Gäbe es eine solche Statistik, so würde wahrscheinlich der Staat aus Gründen der öffentlichen Gesundheitspflege schleunigst alle Hindernisse des weiblichen Medizinstudiums beseitigen.

Doch ich falle wieder in meinen alten Fehler zurück, jemand, der eine andere Ansicht hat, zu der meinen bekehren zu wollen. Das ist ja doch vergebene Liebesmühe. Also reden Sie ruhig Ihrem Töchterlein von dem Medizinstudium ab und lassen Sie sie irgend etwas anderes studieren, wozu sie gerade Lust hat. Was? Das ist im Augenblicke ziemlich gleich. Ich bin überzeugt, auf allen Gebieten wird sich in den nächsten Jahren ein solcher Bedarf nach studierten Frauen herausstellen, daß das Angebot sicher nuzureichend bleibt. Nur lassen Sie sie, bitte, auf alle Fälle ihre Studien zu einem Abschluß durch ein Examen bringen. Ich bin wahrhaftig kein Examensfreund, sondern hätte gar nichts gegen die Beseitigung des Doctorexamens und manches anderen Popfes einzuwenden. Aber solange wir nun einmal die offiziellen Prüfungen und die daran geknüpften Titel haben, müssen gerade die Frauen sich diesem Brauch unterwerfen. Sie stehen so wie so im Geruch des Dilettantismus. Hat eine ein paar Semester studiert und sich dann ohne Saug und Klang wieder in den Schoß ihrer Familie zurückbegeben, so hört man leicht sagen: „Natürlich, sie konnte kein Examen bestehen. Dazu reicht die weibliche Gehirnquantität, die bekanntlich geringer als die des Mannes ist, nicht aus.“ Erscheint sie dagegen als „Fräulein Doktor“ wieder auf der Bildfläche ihrer Heimat, so wird darüber zwar mancher Wis gemacht werden. Aber da man sich erinnert, daß man hier und da einen männlichen Mitbürger hat, dem der „Doktor“ arg vorbeigelungen ist, so wird „Fräulein Doktor“ bald eine gewisse Respektsperson, zumal wenn sie zeigt, daß wissenschaftliche Tüchtigkeit der Frau weder Liebenswürdigkeit noch Wirtschaftlichkeit noch — ein Hauptpunkt! — angenehmes Äußere ausschließt.

Ob „Fräulein Doktor“ in irgend einem Beruf praktisch stehen soll,

das ist ja eine andere Frage. Ich wünschte freilich, daß sie so oft wie möglich bejaht würde. Sie haben ja ebenso wie ich sich einst für Gabriele Reuters „Aus guter Familie“ begeistert. Ich kann mir nicht denken, daß eine halbwegs vernünftige Mutter dies erschütternde Buch lesen kann, ohne sich vorzunehmen, aus ihrer Tochter etwas anderes als eine bloße Ehestandskandidatin zu machen. Was sie daraus machen will, ob eine Apothekerin oder eine Gärtnerin, eine Ärztin oder eine Gewerbeinspektorin, eine Journalistin oder eine Juristin, das soll mir zunächst ganz gleich sein. Die Hauptsache ist, daß jedes junge Mädchen einen Beruf hat. Die Selbständigkeit gibt ihr eine Persönlichkeit. Da erfährt sie, daß ihre Arbeit einen in Geld abschätzbaren Wert hat, daß sie aus eigener Kraft leben kann, daß sie es nicht nötig hat, als bloßes Anhängsel durch das Leben zu wandeln, sei es als Anhängsel ihrer elterlichen Familie oder ihres Mannes. Denn die Persönlichkeit, die sie sich im Berufe erworben hat, wird sie gewiß nicht in der Ehe aufgeben. Für die Eheurrolle wird sie sich ergebenst bedanken.

Man braucht sich ja nur unsere Lehrerinnen anzusehen, um festzustellen, welcher ausgezeichneten Einfluß die Ausübung eines Berufs hat. Ich habe immer meine helle Freude, wenn ich sehe, wie diese Mädchen energisch, bildungsbegeistert und vor allem in ihrer Stellung befriedigt sind. Manchmal hat die Wahl des Berufes aus ihnen geradezu andere Menschen gemacht. Sie erinnern sich doch noch der „geknickten Lilie“? Wissen Sie, was aus der geworden ist? Eine großartige Lehrerin. Weichhützig, neben ihren beiden Schwestern nicht einmal im Hause genügend zu verwenden, voll Freude, wenn ein Bazar ihr einmal den Schein einer Arbeit gab, dabei von Zeit zu Zeit immer den Wunsch äußernd, man möge sie „etwas werden“ lassen, aber von ihrer Mutter, einer Dame von „gutem alten Schlage“, stets energisch zurückgewiesen, weil sie sich doch „wahrhaftig über nichts zu beklagen habe“. So war sie. Und heute ist sie ein Geschöpf voll Gesundheit und Lebensfreude, der Liebling ihrer Schülerinnen und aller Menschen, die mit ihr in Berührung kommen. Was keine VADEREISE fertig bekommen hatte, das glückte mit dieser radikalen Arbeitskur.

Wissen Sie, eins empört mich jedesmal, wenn ich an unsere Lehrerinnen denke. Warum zahlt man ihnen weniger Gehalt als den Lehrern? Warum muß das Geschlecht ein Hindernis dafür sein, daß für gleiche Arbeit gleicher Lohn gilt? O, ich kenne die Einwände. Man sagt, es handle sich dabei um unverheiratete Personen, während die Lehrer meist für eine Familie zu sorgen hätten. Schön, ich mache mir diesen Grundsatz „voll und ganz“ zu eigen. Nur bitte ich, ihn dann freundlichst auf beide Geschlechter gleichmäßig anzuwenden! Das selbe Gehalt für die Lehrerin wie für den unverheirateten Lehrer! Jede andere Regelung der Frage ist eine schreiende Ungerechtigkeit, ein Ausfluß männlicher Brutalität. Wer das nicht einsieht, beweist damit nur, wie sehr die bestehenden Verhältnisse den Blick für das, was sein sollte, zu trüben imstande sind.

Für gleiche Arbeit gleichen Lohn! Das ist ein Grundsatz, den die Frauenbewegung aller Länder immer mehr in den Vordergrund ihrer Agitation zu stellen begonnen hat. Das ist sehr klug. Diese Taktik rechnet einmal mit dem Gerechtigkeitsgefühl aller Ideologen und dann mit der durch die Arbeiterbewegung erfreulicherweise in weiteste Kreise getragenen Anschauung, daß die Lohndrückerei durch Unterbietung der schlimmste Feind jeder Emporentwicklung der unterdrückten Klassen ist. Hier ist ein Gebiet, wo bürgerliche und proletarische Frauenbewegung völlig solidarisch sind. Das habe ich in allen Frauenvereinen Deutschlands, mit denen ich in Berührung gekommen bin, wie auch auf den verschiedenen internationalen Frauenkongressen feststellen können. Die Unterschiede, ja in einigen Punkten die Gegensätze zwischen bürgerlicher und proletarischer Frauenbewegung lassen sich nicht totschweigen. Aber mir scheint, daß die Frauenbewegung in ihrer Gesamtheit noch so schwach ist, daß sie versuchen sollte, von Fall zu Fall zur Erreichung naheliegender gemeinsamer Ziele alle Streitkräfte zusammenzufassen. Es wird Zeit, das endlich einmal ein paar ordentliche Schritte vorwärts gethan werden.

Sie erinnern sich vielleicht, daß Viktor Hugo gesagt hat, wie das 18. Jahrhundert das des droits de l'homme gewesen sei, werde das 19. das des droits de la femme sein. Der Dichter und Prophet

hat sich geirrt. Wir wollen dafür arbeiten, daß seine Prophezeiung wenigstens für das 20. Jahrhundert zutrifft. Nicht wahr, gnädige Frau?

In dieser Hoffnung bin ich mit den üblichen Empfehlungen — die allzulangen Phrasen haben wir in unserer Korrespondenz ja glücklicherweise abgechafft —

Ihr ganz ergebener

S. von Gerlach.





Politik und Sittlichkeit.

Von

Sic. G. Traub.

Man ist wirklich versucht die Menschen glücklich zu preisen, welchen heutzutage das Verhältnis von Politik und Sittlichkeit keine theoretischen und noch weniger praktische Schwierigkeiten bereitet. Und es giebt solch „glückliche“ Menschen. Manche Politiker setzen sich über alle Stimmen, welche im Namen von „Recht und Gerechtigkeit“ erhoben werden, ohne jede nähere Untersuchung hinweg; sie leben so in ihrer politischen Welt, daß ihnen die Berücksichtigung jener andersartigen Forderungen höchstens die angenehme Empfindung bereitet, welche der Löwe hatte, als er der Maus großmütig das Leben schenkte. Andererseits giebt es viele wohlmeinende Moralisten, welche bei dem Schein ihres Lampenlichtes die konsequentesten Systeme ausfinden und ihre sittlichen Grundsätze auf das Normalabstraktum eines Menschen zuschneiden, ohne sich eine Sorge um die Verwirklichung derselben innerhalb einer bestimmten bürgerlichen Welt zu machen: sie leben derart in ihren moralischen Reflexionen, daß sie bei der Berührung mit der Welt des gewöhnlichen Lebens in Handel und Verkehr höchst unangenehm berührt werden, — dem Gefühl vergleichbar, das man an kühlen, nassen Herbstestagen empfindet, wenn man aus dem wohligen Zimmer auf die Straße heraustritt.

Abgesehen von solchen Sonderlingen gehört doch meist ein ziemliches Maß von Oberflächlichkeit des Empfindens und Denkens dazu, den Widerstreit zwischen Sittlichkeit und Politik nicht als persönliches Unbehagen zu fühlen. Daß derselbe in unseren Tagen nicht mehr nur

eine akademische Doktorfrage, sondern tatsächliche Wirklichkeit geworden ist, dafür sorgten die politischen Ereignisse in Transvaal und China, sorgten die Aussprachen auf dem letzten evangelischsozialen Kongress in Karlsruhe, sorgte vor allem die peinliche Ehrlichkeit, mit welcher Raumann um des Gewissens willen die Schwierigkeiten, welche in dem Verhältnis beider Mächte zu einander liegen, eher übertrieb als ausglich. Er hat die weitesten Kreise geradezu gezwungen, sich klar zu besinnen. Dieser Zwang bedeutet eine moralische That, da er durch die unverhüllteste Auseinandersetzung der Wahrheit allein auf den Grund zu kommen hofft. Und es ist jedenfalls kein Zeichen vornehmer Moral, wenn selbst christliche Journale aus sicherem Hinterhalt diesen Versuch entrüstet zurückgewiesen haben, ohne die Schwierigkeit des ganzen Problems auch nur anzudeuten. Mag der Gedankengang, welcher demselben zu Grunde liegt, noch so falsch sein: er ist getragen von der glühendsten Leidenschaft nach Wahrheit. Möge jeder selbst die Probe machen, und es wird ihm oft in dieser Frage so ergehen, daß er mutig an das Problem herantritt, um die verschlungenen Fäden zu lösen und zu guter Letzt entmutigt all die verschiedenen Lösungsversuche beiseite legt. Es gehört ein starker Charakter mit dem weitesten Blick über Geschichte und Leben der Völker dazu, um in sich selbst die moralische Gewähr dafür zu finden, daß er jedem das Seine giebt, der Moral so gut wie der Politik.

So bescheiden wir uns, in den folgenden Zeilen diese Frage nach einigen wenigen Gesichtspunkten zu beleuchten, und dabei aus dem Arsenal der Waffen, welche uns Historiker und Philosophen zur Verfügung gestellt haben, die besten wieder herauszuholen. Es wäre ein großer Fortschritt, wenn an unseren Universitäten die Studierenden aller Fakultäten, besonders auch die Theologen, Gelegenheit hätten, Vorlesungen über Politik zu hören, wie sie einstens Treitschke in Berlin gehalten hat. Sein Wunsch würde dann vielleicht in Erfüllung gehen, daß die Moral politischer und die Politik moralischer würde. Auch die Tendenz unserer Ausführungen geht dahin, die Gegensätze einander anzunähern, was vielleicht eine undankbarere Aufgabe ist als diejenige, sie zu schärfen. Man begegnet dabei von vornherein dem Verdacht der

Verfchwommenheit. Und doch teilt das wirkliche Leben selbst diese „Verfchwommenheit“, insofern es die sich spannenden Gegensätze bei gesunder Entwicklung zusammenhält. Es bedeutet doch die Gefahr des Dogmatismus, zwei Lebensgebiete des menschlichen Daseins um ihrer Selbständigkeit und eigenartigen Geltung willen derart auseinanderzureißen, daß ihre tatsächliche Wechselwirkung für das Denken kaum mehr dargestellt werden kann.

Vorerst stellen wir eine Reihe sittlicher Fortschritte fest, welche die neue Wendung der deutschen Reichspolitik zur Weltmachtspolitik speziell in den chinesischen Wirren zur Folge gehabt hat. Dieser Fortschritt liegt auf dem Gebiet der sittlichen Erkenntnis. Denn jene Wirren haben zu einer grundsätzlichen Trennung von Politik und Mission geführt. Wenigstens die protestantisch-deutschen Missionare wehren sich entschieden dagegen, daß ihre Evangelisationshätigkeit die Anwendung von Waffengewalt im chinesischen Reich nötig mache. Das Reich Gottes wird nicht mit Bajonetten und Kanonen gebaut. Wenn der christliche Glaube nicht so viel Leben in sich trägt, daß er den Beweis des Geistes und der Kraft innerhalb des heidnischen Volkes auch über Märtyrergräber weg erbringen kann, dann ist er als Glaube wert, daß er zu Grunde geht. Gottes Kraft mit politischen Machtmitteln vor dem Untergang retten wollen, heißt sie leugnen.

Im engen Zusammenhang damit steht die Erkenntnis, welche sich allmählich durchzusetzen beginnt, daß die Verbreitung des christlichen Glaubens nicht als Vorwand für politische Eroberungsgedanken benützt werden darf. Das bedeutet nur eine Schädigung der Religion. Will man die Machterweiterung, weil sie nötig ist, dann ist es ehrliebe Pflicht, sie unverhüllt um ihrer selbst willen herbeizuführen. Damit ist jene andere Ansicht keineswegs abgewiesen, daß man neu erworbene Gebiete religiös und kulturell beeinflussen müsse. Diese nachträgliche Beeinflussung der neuen Gebiete ist selbstverständlich Pflicht des alten Kulturvolkes. Nur soll der politische Machterweiterungstrieb selbst sich nicht dadurch annehmbarer machen wollen, daß er den christlichen Missionsmantel leiht. Entweder ist er berechtigt; dann braucht er keine fremde Legitimation. Oder ist er unberechtigt; dann wird er durch jene Anleihe nicht besser.

Dieser Fortschritt der sittlichen Erkenntnis hat zur Folge eine scharfe Abjage an das ultramontane Prinzip. Hat Bischof Anzer Mandarinenrang beansprucht, so hat er die politische Macht seiner Kirche, nicht die religiöse Frömmigkeit des Christentums zu vertreten gesucht. Gerade aus Anlaß dieser chinesischen Wirren hat die christliche Frömmigkeit sich selbst wieder entdeckt und ihre Eigenart gefunden. Ihre Verquickung mit den Machtinteressen eines politischen Kirchentums ist der Kern des Ultramontanismus. Ihn zu verteidigen ist deutsches Soldatenblut zu gut. Für die sittliche Erkenntnis bedeuten die Thatfachen der Missionierungsweise in China einen erwünschten Anlaß zur klaren Scheidung von Politik und Mission.

In derselben Linie liegt die Zurückweisung der Versuche, in dem Reich Gottes, wie es Christus selbst verkündet, eine politische Organisation zu finden. Der historische Sinn ist so stark geworden, daß er trotz allen Wünschen, die wir haben, und trotz allen Klagen, die berechtigt sein mögen, doch das Schwergewicht darauf legt, ehrlich zu erforschen: was hat Christus gesagt und gewollt? Es ist zwar eine beliebte Methode, alle Reformen, welche die Gegenwart verlangt, zurückzutragen in die Vergangenheit und dort die Besten und Größten, die die Geschichte kennt, dafür eintreten zu lassen, um dann mit verdoppelter Kraft die Forderungen an die Neuzeit zu stellen. Allein es bedeutet einen Fortschritt, gerade in der sittlichen Gerechtigkeit, daß man der historischen Forderung nicht mehr von vornherein das Ziel festsetzt, auf welches sie hinauskommen muß. Wenn man heutzutage mit dem Ehrentitel „christlich“ sparsamer umgeht und die romanischen und germanischen Völker nicht so leichter Hand damit schmückt, wenn man modern christliche Bestrebungen, die ganz gut sein mögen, daraufhin prüft, ob Jesus selbst sie in die Wege geleitet, wenn man zwischen der modern christlichen Wertung der Kulturgüter und des Staatslebens und der Auffassung Jesu unterscheiden gelernt hat, so begrüßen wir diesen Fortschritt als Versittlichung unserer Erkenntnis und verzichten lieber auf die scheinbar „einfachere“ Zurückführung unserer ethischen Gedanken direkt auf Jesus Christus, als daß wir ihm historisches Unrecht anthun würden. Wenn Christus „kulturfeindlich“ gewesen wäre, dann müßte die historische Untersuchung

dies ohne Rücksicht auf die moderne Entwicklung feststellen. Und es ist Thatfache, daß sich aus der urchristlichen Stimmung jenes Moment „heiliger Indifferenz“ gegen alle Dinge dieser Welt nicht ausmerzen läßt, ja daß dasselbe im beherrschenden Mittelpunkt steht. Die historischen Untersuchungen dürften nur darüber nicht abgeschlossen sein, in welchem Stärkegrad jenes Moment in dem Charakterbild Christi selbst vorhanden war. Soviel allein ist sicher, daß es einen bedeutenden Rückschritt gegenüber jener sittlich strengen historischen Methode bezeichnet, wenn Dr. Lepsius auf dem letzten evangelisch-sozialen Kongreß im Begriff des Reiches Gottes einen politischen Begriff entdeckt zu haben glaubte. Das ist Begriffsverwirrung schlimmster Sorte, und die Polemik gegen das politische Kirchentum der romanischen Kirchen dürfte von diesem Standpunkt aus keine leichte Sache sein.

Eben deshalb begrüßen wir es auch als einen sittlichen Fortschritt, daß man gegen die Bezeichnung „christlicher Staat“ anfängt mißtrauisch zu werden und demselben solange abwartend gegenübersteht, als nicht klar und deutlich bestimmt wird, was man darunter versteht. Auf Luther wird gewöhnlich die Trennung von staatlichen und religiösen Bedürfnissen zurückgeführt: historisch betrachtet bedarf dieses Urteil allerdings seiner Einschränkungen. Allein z. B. die Ehe ist für ihn ein weltlich Ding und als soziale Ordnung gut. Denn Luther hatte vor dem „Gott in der Geschichte“ größeren Respekt als manche andere, die ihn in einem fein spiritisierten religiösen Bedürfnis des Subjekts aufgehen lassen. Das Rohmaterial der natürlichen und gesellschaftlichen Welt hält Luther nicht für zu gering, als daß nicht darin die Fußstapfen Gottes erkennbar wären. Und so kommt er zu einer freien Anerkennung dieser Lebensgebiete, wie Staat, Ehe, Beruf, als selbständiger Lebensformen mit eigener Technik. Wenn das Christentum eine Wendung dahin nehmen würde, daß es seinen Anhängern die Bethätigung an der Skulturarbeit oder am gemeinschaftlichen Leben überhaupt verbieten und das Ideal des orientalischen Mönchtums als allgemeines Lebensideal aufstellen würde, so hätte der Staat ein gottgeordnetes Recht, gegen eine derartige Religion vorzugehen. Somit ist es sicher ein Zeichen fortgeschrittener sittlicher Erkenntnis, wenn der Staat als solcher, d. h.

„das Volk als rechtlich geeinte Macht“ als ein selbständiges Gut anerkannt wird, gegenüber welchem nicht nur eine indifferente Haltung, sondern eine positive Mitarbeit christliche Pflicht sein muß. Hier taucht nun die brennende Frage auf: welchen Beitrag hat der christliche Staatsbürger als Christ für diese technisch-geregelte Arbeit der Politik zu liefern? Ob Jesus sich oder seinen Jüngern eine derartige Frage vorgelegt hat, wissen wir nicht. Ebenso sicher aber läßt sich seit der Reformation und der durch dieselbe gewonnenen selbständigen Schätzung der Kultur-güter diese Frage nicht umgehen. Denn gerade der Protestantismus stellt diese Frage aufs bestimmteste, während die katholische Frömmigkeit um der Höhererschätzung des mönchischen Ideals und die katholische Kirche um des Cölibats willen derselben stets im Prinzip ausweichen kann. So stehen wir vor den beiden Thatfachen: auf der einen Seite der Staat mit seinem selbständigen, nach eigenen Regeln geordneten Lebensgebiet, auf der andern Seite die evangelische Sittlichkeit mit ihren Regeln und dem Anspruch auf dasselbe Lebensgebiet.

Nun steht fest, daß die Verkündiger christlicher Lehren von ihrem Ideal nichts abziehen dürfen. Nicht aus dogmatischer Voreingenommenheit oder aus priesterlicher Bevormundung. Vielmehr fordert die Eigenart eines ewig bleibenden Lebensideals, daß man es nicht dadurch annehmbarer zu machen vermag, daß man es auch nur einen Zoll breit herabdrückt. Gerade je niedriger es steht, desto langjamer und unvollkommener wird es erreicht. Je höher es liegt, desto stärkere Kräfte entbindet es, weil der Spannungsgrad ein intensiverer ist. Die Täuschung ist mit allen Kräften zu bekämpfen, als ob man die Moral in dem Sinn politischer machen müßte, daß man von ihrem Gehalt etwas abstreicht zu Gunsten der Politik. Eine derartige Vermittelung bedeutet eine Vermäßerung beider Grundsätze, weil es eine Vermittelung nur der Vermittelung wegen ist. Wo für die Vermittelung nicht ein eigenes Prinzip gefunden wird, wird dieselbe stets schlecht sein und keine der beiden Teile befriedigen. Jenes Vermittelungsprinzip für Moral und Politik wird gefunden werden müssen in der Eigenart des Lebens, das sich, seine Gesundheit vorausgesetzt, desto kräftiger entwickelt, je kräftiger man es anspannt und je weiter die Gegensätze aneinander-

liegen, die es in sich zu spannen hat. Jedenfalls ist es nicht Sache der christlichen Moral, eine Technik ihrer Durchführbarkeit im einzelnen zu geben. Dreierlei spricht dawider. Die Moral durchzuführen, ist Sache der Lebenskunst, und hierzu bedarf es der Klugheit. Seid klug wie die Schlangen, sagt der Meister selbst. Aber diese Klugheit in ein System bringen wollen, heißt ein Zerrbild christlicher Moral schaffen, und es sind stets Zeiten sinkender Moral gewesen, in welchen man nach einer Kasuistik gegriffen hat. Dazu kommt, daß die christliche Moral kein „inhaltlich“ bestimmtes Ziel aniebt, das man in der Form eines Codex den Menschen vorschreiben könnte. Ihr sollt vollkommen sein, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt Christus. Und in dieser „formalen“ Fassung des Ideals liegt die ewige Gültigkeit desselben; keine Zeit wird mit ihren moralischen Erzungenschaften in Theorie und Praxis ausruhen können, da stets der Trieb nach Vollkommenheit weiter treibt. Desto weniger darf an der Höhenlage des christlichen Ideals ein Abstrich gemacht werden. Endlich ist christliche Moral nur verständlich als religiöse Moral. Wer die Reden der Bergpredigt vom Unrechtleiden als Gesetze auffaßt, und in dem Spruch vom „Hinreichen des linken Backens“ eine moralische Vorschrift sieht, gleich den moralischen Geboten bzw. Verboten des Dekalogs, der verkennet die neue Methode dieses „Gesetzgebers“ Jesu. Dem Christi Sinn war nicht, vom Menschen viel zu fordern, und ihm dadurch ein Joch aufzuerlegen; seine Methode, die Menschen zu erziehen, war die, daß er ihnen alles gab, was es an Großem und Gutem giebt: nämlich Gott. Die mosaischen Gebote und Verbote mußten mit den menschlichen Kräften rechnen, weil sie von außen an den Menschen herantraten, und so bewegten sie sich in der Sphäre des Berechenbaren. Das durch Christus geschaffene Gotteskind trägt unberechenbare Gotteskraft in sich, so daß es mit Gott alles kann. Nur von diesem religiösen Hintergrund aus ist die sogenannte „Moral“ der Bergpredigt begreiflich. Würde er fehlen, so wäre Christi Wort von dem „leichten Joch und der sanften Last“ ein großer Irrtum. Deshalb halten wir die Methode, wie sie meist in außerordentlich gutgemeinter Weise von Vertretern der Friedensbewegung oder der ethischen Kultur geübt wird, die Worte

der Bergpredigt als buchstäbliche Gesetze in die Welt selbst hineinzutragen, für schief. Auch aus dieser Gedankenreihe ergibt sich der Schluß, daß jenes Ideal nicht herabgemindert werden darf, weil man es damit von seinem Heimatgebiet, der Religion, losrennt und es in die Reihe der verschiedenen ethischen Systeme eingliedert — ein Versuch, der stets mißglücken muß.

Gehen wir einen Schritt weiter. In der Frage nach Recht oder Unrecht der Weltmachtpolitik des Deutschen Reichs wird stets mit den Rubriken Egoismus und Altruismus geantwortet. Beide gelten als feststehende Größen. Die Rollen werden etwa so verteilt: die Moral pflegt den Altruismus, der Staat lebt vom Egoismus. Der altruistische (christliche) Staat bleibt in seinen Grenzen und sorgt für seine Untertanen durch Gesundung der inneren Politik, und für die Völkergesellschaft durch möglichste Hebung der zivilisatorischen Grundlage; der egoistische Staat sucht seine Kräfte auszudehnen und treibt Kolonial- und Weltmachtpolitik. Alles schön! wenn nur jene Kategorien: Egoismus und Altruismus nicht solch' außerordentlich komplizierte Erscheinungen umschließen würden, so sehr, daß man bei näherem Eingehen an einer reinlichen Scheidung verzweifeln müßte. Am günstigsten erscheinen uns hier die feinsinnigen Untersuchungen des ausgezeichneten Soziologen Simmel, auf dessen Werke wir mit allem Nachdruck hinweisen möchten. Folgen wir seiner Führung, indem wir nur einige wenige Fragen herausnehmen!

Gibt es in der Welt mehr egoistische oder altruistische Handlungen? Wie viel unklare Köpfe in der Welt besinnen sich überhaupt nicht über das Motiv ihrer Handlungsweise. Der gutmütigste Mensch meint oft, er müsse hart bleiben und handelt doch rein altruistisch, und die beste Handlung ist oft getragen von den selbstüchtigsten Motiven. Die Meinung, alle Handlungen seien „eigentlich“ egoistisch, beruht oft nur auf einer Bequemlichkeitsannahme: der Grundsatz des Egoismus erscheint viel klarer und durchsichtiger, als sein Gegenteil. Und doch ist nicht abzusehen, warum z. B. der Gemeindebesitz etwas Unklareres sei als das persönliche Sondereigentum, welches das römische Recht bevorzugt. Oder schmückt man den Egoismus mit dem Prädikat „natürlich“, weil

er früher auftrete, und das Kind selbstjücher handle wie der erzogene Mann. Dann müßte auch der Geschlechtstrieb des Menschen unnatürlicher sein als der Hunger, weil er erst im vorgeschrittenen Lebensalter sich entwickelt. Oder muß dasselbe Prädikat: „natürlich“ anderen zur Unterstützung ihrer Forderung dienen, daß der Egoismus eben als „natürlicher“ überwunden werden müsse; denn das Frühere sei das Unzulängliche. Endlich ist es logisch gar nicht abzusehen, warum der Egoismus gerade der verständlichste Erklärungsgrund der menschlichen Handlungen sein soll. Wenn zwei Menschen Nahrung vorfinden, welche nur für einen einzigen reicht, ist logisch gar nicht zu erklären, warum sie sich nun gerade bekämpfen müssen, anstatt sich in das eine Brot zu teilen. Das Letztere wäre sogar viel „einfacher“. Und die Fälle, in welchen der Kampf unterbleibt, zeigen, wie wenig der Egoismus berechtigt ist, die Logik allein für sich in Beschlag zu nehmen. Der Altruismus ist zum mindesten ebenso Tatsache, und es bedeutet wenig Sinn für reinlich empirische Forschung, demselben von vornherein mit dem Verdacht des Unverständlichen, Unlogischen, Sonderbaren zu begegnen. Gerade hier zeigen sich stillschweigend materialistische Einflüsse, welche doch dem reinen Empiristen ebenso ferne liegen sollten, wie die idealistischen. Diese dialektischen Untersuchungen können wir abschließen mit dem Hinweis Simmels auf die Widersprüche, welche in der freihändlerischen Manchestertheorie liegen. Man entbindet den Egoismus von allen Fesseln, weil derselbe das „Natürliche“ im Wirtschaftsleben ist. Man sucht ihn aber nachträglich dadurch zu rechtfertigen, daß man ihn als Diener des Altruismus aufweist, insofern im Spiel der freien Kräfte gerade die Harmonie des volkswirtschaftlichen Körpers herbeigeführt werde. Somit bedürfen die Begriffe Egoismus und Altruismus doch einer genaueren Analyse, als daß man mit ihnen nur so ohne weiteres über Recht und Unrecht einer Bewegung urteilen könnte. Die philosophische Durchdringung der Begriffe bleibt eben eine äußerst dankenswerte Leistung für die — empirische Forschung!

Am meisten jedoch hat uns die Kritik Simmels an der alten Formel der christlichen Moral interessiert: „Alles aber, was Ihr wollt, daß die Leute Euch thun, das thut Ihr ihnen auch!“ Thun wir nicht that-

jächlich vieles Sittliche in Beziehung auf andere, wovon wir niemals wünschen möchten, daß es uns geschehen würde? Christliche Märtyrer stürzten sich mit Leidenschaft in ihr Martyrium und ermunterten ihre Peiniger zu immer schlimmeren Qualen. Und wenn wir von solchen Ausnahmefällen auch absehen: gerade die feinemspfindende Sittlichkeit wird dem Nachbarn manchen Dienst erweisen, von dem sie niemals wünschte, daß er ihm gethan würde. Die andere Regel: was Du nicht willst, daß man Dir thu, das füg auch keinem andern zu! faun als Regel des verfeinerten Egoismus aufgefaßt werden, und selbst Jesu berühmte Regel: „Du sollst Deinen Nächsten lieben, wie Dich selbst,“ erkennt die Selbstliebe als Grund und Maß der Nächstenliebe an. Wir hören den Einwurf: „Selbstliebe ist eben noch lange nicht Egoismus.“ Sicherlich nicht; allein wir haben noch nirgends eine unaufechtbare theoretische Scheidelinie zwischen Selbstliebe und Egoismus gefunden, und selbst wenn sie begrifflich auseinandergehalten werden könnten, so lehrt die Selbstbeobachtung, wie unheimlich leicht beide ineinanderfließen, und ein empfindliches Gewissen ist schon oft dazu gekommen, auch die berechnigte Selbstliebe als Egoismus zu verwerfen und damit die Gesundheit des sittlichen Lebens zu gefährden. Oder sollte die Definition des Egoismus als „Selbstliebe auf Kosten eines anderen“ genügen? Streng genommen bringen die einfachen Thatfachen des Lebensmitteleinkaufs dieselbe ins Wanken. Deshalb dürfte mit jenen Schlagwörtern etwas vorsichtiger umgegangen werden.

Freilich weiß jeder trotzdem, ob er selbst egoistisch ist oder nicht. Er mag vielleicht manchmal oder oft nicht entscheiden können, ob diese oder jene einzelne Handlung egoistisch war. Allein wenn man die Richtung eines Charakters, seine ganze Gesinnung merken will, so wird man stets genau urteilen können. Auch auf diesem Punkt offenbart sich wieder die einzigartige Größe der Moral Jesu: sie zieht eben nicht die einzelnen Handlungen des Menschen, in welchen vielleicht nur der geringste Teil von eigenem steckt, zu Rat, sondern sie sieht das Herz an, sie nimmt den Menschen als Ganzes, Einheitliches und legt darum den Wert des Menschen nur in seine Lebensgesinnung. Auch hieraus ergibt sich eine Unvergleichbarkeit dieser Moral mit anderen Moralsystemen.

Sie tritt in jenes Zeichen, das ihr Luther gegeben hat mit dem Doppelwort: Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand unterthan; und ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann unterthan.

Für den Geschichtsforscher ist von größter Bedeutung das Gesetz von der Heteronomie des Zwecks. Jenes Gesetz, wonach die einzelnen menschlichen Thaten eine Reihe unbeabsichtigter Nebenerfolge haben, welche sich dann verdichten und in anderer Gestalt, als ursprünglich gewollt, auf den Urheber zurückwirken. Jenes Gesetz kann für die Moral gefährlich werden; für den Geschichtsforscher ist es eines der größten Zeichen einer sittlichen Weltordnung. Rein die quantitative Ausdehnung der Beziehungen und Interessen nötigen den Egoismus, sich altruistischen Formen zu bedienen und verengt sein Herrschaftsgebiet. Und es ist der Mühe wert, sich den Darwinschen Gedankengang daraufhin anzusehen, wie nach ihm der Egoismus überwunden wird durch Erweiterung des Ichs zur Gruppe, der Gruppen zum Staat, der Staaten zur Völkergesellschaft. So scheint es, als sei die Gefährlichkeit des Egoismus nur abhängig von dem Standort der Betrachtungsweise, den man wählt, und es sei ein Zeichen eines engen Horizonts unserer Beurteilung, wenn wir den Egoismus nicht als Motor der gesamten Bewegung schließlich in altruistischen Formen, seinen Schöpfungen, verschwinden sehen. Und jenes Gesetz des unbeabsichtigten Umschlagens der Erfolge in andere Richtung offenbart eine soziologische Thatsache von größter Bedeutung. Folgt daraus: „laßet uns Böses thun, damit Gutes daraus entstehe?“ folgt daraus die Gleichgültigkeit jedes Beitrags, den wir durch unser Handeln beibringen? Die sittliche Weltordnung setzt sich ja auch ohne uns durch. Allein jenes Gesetz ist ein zweischneidiges Schwert, indem es mit gleicher Konsequenz auch den Umschlag der besten Absichten in schlimme Erfolge erklärlich zu machen versucht; und selbst wenn wir an einen endlichen Sieg des Guten als Christen glauben — denn die Überzeugung des Fortschritts in der Welt ist nie eine wissenschaftliche Thatsache, sondern nur eine Überzeugung, eine glaubenswolle Weltanschauung — wenn wir von einer Durchsetzung der sittlichen Weltordnung auch überzeugt sind, so bedeutet doch jedes Böse, das sich

vermöge des Gesetzes der Gravitation weiter verbreitet, einen lästigen Aufschub derselben. Somit berührt jenes Gesetz die persönliche Verantwortlichkeit des einzelnen in keiner Weise. Christus wußte, daß die Sonne Gottes aufgeht über Böse und Gute, deshalb empfahl er das Bösebleiben und Bösestun nicht. Die Tatsache, daß jährlich gegen 800 000 Kinder überlebend bleiben, entbindet keinen einzelnen von der Verpflichtung, seinem Kind alle Sorge angedeihen zu lassen. Deshalb wußte Jesus, was er that, wenn er von der Treue im Kleinen redet, jenem Grundgesetz wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens.

Nach alledem hat die Politik mit dem Kapital sittlicher Vorstellungen, das den Völkern von Christus mitgegeben worden ist, sparjam zu wirtschaften und dasselbe mit allen Kräften zu vermehren. Das kann sie desto mehr, als Christus dem Gedanken der Macht ursprünglich gar nicht feindselig entgegentritt. Wir wollen zunächst diesen Gedanken der „Macht“ in seiner ganzen Allgemeinheit belassen, wie er in den augenblicklichen Kontroversen stets erscheint.

Jesus kennt die ökonomische Macht als Bedingung des geistigen Fortschritts. Der Mensch lebt „nicht vom Brot allein, sondern von einem jeden Wort, das durch den Mund Gottes geht“. So lebt er also doch vom Brot, nur nicht sein ganzer Mensch mit Leib und Seele. Und in derselben Linie liegt das Apostelwort: „Wenn Ihr Nahrung und Kleidung (und Wohnung) habt, so laffet Euch genügen.“ Damit ist ein ziemlich weiter Kreis ökonomischer Macht als Lebensbedingungen anerkannt. jene asketischen Forderungen, die Mönche und moderne religiöse Dialektiker aus der Bergpredigt entnommen haben, müssen sich zum mindesten die Gemeinschaft mit solchen Aussprüchen und vor allem mit der außerordentlich harmlos genießenden Lebensweise Christi selbst gefallen lassen. Man hat vielleicht zu wenig darauf geachtet, daß zwar in der urchristlichen Gemeinde ein enthusiastisches Moment weit ausgebreitet ist, daß es aber Christo durchaus fremd ist: so wenig er in Zungen geredet hat, so wenig hat er sonst den nüchternen Blick für die Tatsachen des Lebens verloren. Weiterhin ist die Unterscheidung zwischen objektiver und subjektiver Bedürfnislosigkeit eine gut christliche. Es mag Beweis der Willensstärke eines einzelnen und in diesem Sinn für ihn Pflicht

sein, auf eine Reihe notwendiger, wirtschaftlicher Güter zu verzichten. Doch ist es ein Zeichen von sittlicher Schwäche, wenn ein Stand oder eine Klasse diesen Verzicht als Lebensgewohnheit ausdrückt, weil sie dadurch die eigenen Mitglieder zu etwas Unehörigem verpflichtet und auf das Niveau der übrigen Volksgenossenschaft einen unerlaubten Zwang ausübt. Der einzelne Christ kann so bedürfnislos wie möglich sein, aber sich eben damit das Recht erwerben, für die Steigerung der Bedürfnisse seines Standes einzutreten. Zum dritten verlangt die Bergpredigt allerdings Verzicht auf verschiedene soziale Rechte. Und unter ihrem Eindruck hat man sich in manchen Kreisen daran gewöhnt, in den Tugenden des Mutes, der Tapferkeit, der vergeltenden Gerechtigkeit eher glänzende heidnische Laster, als christliche Tugenden zu finden. Allein wo Verzicht verlangt wird, ist der Besitz vorausgesetzt. Auf etwas verzichten, das man gar nicht hat, ist keine sittlich wertvolle That. Christus hat auf das Recht verzichtet, aber er hat es für ein sehr wertvolles Gut gehalten und hat ausdrücklich Anspruch darauf erhoben vor dem Hohenpriester. So wirkt der Verzicht auf ein gesellschaftliches Recht, das man sich nicht durch aktive Teilnahme erworben hat, lächerlich. Mancher „christliche“ Verzicht frömmelnder Kreise ist nur Charakterchwäche, kann sich aber nie decken mit den Forderungen der Bergpredigt. Man halte doch auch neben die Worte Christi von der Feindesliebe die Thatfache, daß er in Matth. 23 Worte gegen die Pharisäer in den Mund nimmt, die wir in einer öffentlichen Rede wahrscheinlich „aus Christlichkeit“ nicht in den Mund nehmen würden, und wenn man sagt: hier hat er eben die Klasse verurteilt, nicht die Personen, so erscheint uns die Sackgasse, in welche diese Verteidiger Christi geraten sind, noch schlimmer: denn eine Klasse zu bekämpfen, erscheint erst recht gefährlich. Doch bemerkt der fromme Ausleger Godet zu der Fassung der Bergpredigt in Luc. VI mit den Weherufen über die Reichen: Jesus treibt hier Geschichte, nicht Moralphilosophie! — ein vorzügliches Wort! Christus ist eben größer als das Christentum!

Zum vierten — und damit treten wir an den Kern der Sache heran: Macht ist nur Macht, wenn sie gezügelt ist. Reich werden wollen ist keine Sünde, auch für den Christen nicht; aber im Reichtum noch

reicher werden wollen, heißt sich an den Reichtum verlieren. Und in diesem Verlust seiner selbst, genauer, der Macht über sich selbst, beruht die Immoralität. Die Macht, die uns dient und bereichert, ist gut; die Macht, die uns beherrscht und damit ausjaugt, ist schlecht. Ein Mangel an Macht ist die Vorbedingung zu der größten Machtentfaltung, wie sie unter den gesellschaftlichen Verhältnissen möglich ist. Darin liegt das Geheimnis der Macht. Darwin hat einstens darauf hingewiesen, daß der Mensch voraussichtlich gar nicht sozial geworden wäre, wenn das menschliche Individuum Stärke genug besessen hätte, um im Kampf ums Dasein allein durchzukommen. Auch die Frauen verdanken ihre Machtstellung in der Gesellschaft wohl zu einem großen Teil der „Schwäche“, in welcher das Recht zu ihrer gesellschaftlichen Ehre begründet liegt. Jedenfalls ist es ein täuschender Wahn, als ob das Niederwerfen und Vernichten eines Gegners eigentlich Machtzuwachs bedeuten müßte. Nur in der Gesellschaft vielgestaltig gegliederter und sich selbständig entwickelnder Menschenwelt wächst der Mensch heran, und durch gewalttätige Zerstörung benimmt er sich jedesmal einen Anreiz zur weiteren Bereicherung und Ausbildung. Die übermäßige Entwicklung eines einzelnen Gliedes schädigt den ganzen Körper. Das sind keine moralphilosophischen Reflexionen, sondern das ist geschichtliche Moral; deshalb wird es stets die Pflicht eines ernsthaften Politikers sein, das Maß der Kraft des Staates zu kennen, und wo die Erkenntnis dieser Machtlinie nicht vorhanden ist, reden wir von Chauvinismus. Diese Erkenntnis ist nicht möglich ohne Einsicht in die sittlichen Bedingungen der Macht selbst. Selbst ein soziologisch so streng geschulter Gelehrter wie Rabenhofen, der in seinem umfassenden Werk über Politik den Staat und seine politischen Grundtriebe ohne jede Berücksichtigung moralischer Ideen in seinen Funktionen zergliedert, kommt am Ende doch darauf hinaus, daß es grundsätzlich ist, für den zivilisatorischen Zweck eines Staates barbarische Mittel anzuwenden „denn die Mittel äußern ihre Kräfte nach ihrer inneren Natur und nicht nach dem Wunsch des Politikers; barbarische Mittel aber erzeugen nur barbarische Triebe, teils in Fortsetzung ihrer eigenen Kraftäußerung, teils als Gegenwirkung, und nur zivilisatorische Mittel rufen die nachhaltigste Machtgrundlage

der Zivilisatoren, nämlich zivilisatorische Triebe hervor.“ Von diesem Grundsatz aus haben wir Raumanns Gedanken, die er aus Anlaß der Kaiserworte: Pardon wird nicht gegeben! zurückgewiesen. Dabei handelte es sich für uns nicht um eine direkt moralische Beurteilung. Politisch hielten wir die Unterstützung für falsch, da jene Rückwirkungen des entfesselten Machtinstinkts gar nicht in Rechnung gezogen waren. Wir halten es für falsch, daß es sich dabei nur um eine technische Frage der Art der Kriegführung handle; diese Frage würde allerdings rein technisch zu erledigen sein. Allein in jenem Wort lag politische Leidenschaft und nicht politisches Raisonnement, das eben mit jenem Ausfall an sittlicher Kraft rechnen muß, welcher infolge Entfesselung barbarischer Triebe der eigenen zivilisatorischen Thätigkeit in sicherer Aussicht steht. Und selbst wenn der Zwang der Dinge, technisch betrachtet, eine vorübergehende Anwendung solcher Mittel erheischen würde, so besteht doch noch ein Unterschied zwischen einer raschen That unter Zwangsumständen, und einem klar ausgesprochenen Grundsatz, der zum voraus eine allgemeine Anweisung und Rechtfertigung bietet. Sagt man uns: „Da begiebst Du Dich auf einen schlimmen Abweg, indem Du rästst: thue es, aber schweige davon! das ist Heuchelei!“ so halten wir diesen „Abweg“ nicht für unmehrlich, denn für jede einzelne That gilt das Wort: tout comprendre est tout pardonner; ein ausgesprochener Grundsatz dagegen fällt nicht unter jene Absolution. Deshalb betonen wir nochmals: es liegt im Begriff der Macht selbst, daß sie eine gewisse Grenze innehält. Der Gedanke des Maßes, den das griechische Altertum ästhetisch empfand und die christliche Sittlichkeit als göttliche Lebensnorm aufgestellt hat, beherrscht auch den Machtbegriff. Jeder Kulturboden trägt in sich sein Maß von Fruchtbarkeit, über welches hinaus dieselbe nicht gesteigert werden kann. Jeder Muskel bedarf der kräftigen Anstrengung, um zu erstarken; er erlahmt bei maßloser Arbeit. Es wäre nun sehr bequem, wenn dieses Maß der Macht, diese Grenzlinie ihrer gesunden Entwicklungsfähigkeit, so leicht an dem politischen Stand der Dinge abgelesen werden könnte, wie der Luftdruck an dem Barometer. Daß diese Aufgabe nicht so leicht ist, macht die Politik zur Kunst. Man kann nur soviel sagen: jene Grenzlinie wird desto weiter,

je mannigfaltiger die Machtäußerungen des Staatslebens auf politischem, wirtschaftlichem, intellektuellem, moralischem Gebiet sich ausgestaltet haben; sie wird desto enger, je armseliger die Gliederung der Macht im Innern des Staatslebens geblieben ist. Aber wir halten fest an dem Grundgedanken Jesu, der mit der thatsächlichen Erfahrung übereinstimmt, daß Macht im Übermaß sich selbst verzehrt, daß ein Mangel an Macht Voraussetzung der größten Machtäußerung ist, und daß eine Moral, welche harte Macht zu erweichen sucht, eben deshalb dieser Macht selbst einen Dienst erweist.

Jesu ist auch der Gedanke gar nicht fremd, daß die Macht selbst dazu treibt, sich zu steigern. Er hat das Gesetz ausgesprochen, das alles regiert: Wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat. Das ist eine harte Lektion, die Gott den Menschen giebt; Christus hat sie verkündet, und damit aller Sentimentalität im Leben und Urteilen den Rechtsboden entzogen. Der gesunde Baum wird immer stärker, das große Volk wird immer mächtiger, die geordnete Volkswirtschaft wird immer mehr zur Weltwirtschaft. Jenes Gesetz erscheint dem oberflächlichen, ungeschulten, sittlichen Denken ungerecht; und in Jesu Mund hat es für viele einen sonderbaren Klang: ist das wirklich gerecht, daß der Stärkere immer stärker, der Schwächere immer schwächer wird? Die Gerechtigkeit liegt darin, daß dieses Gesetz unendlich viel Gutes gewirkt hat, weil es das Beste heranzog. Freilich stimmt es nicht mit einer Moral, welche das Schwache konservieren will. Allein nicht der Leidende ist das christliche Ideal, sondern der sein Leiden trägt; nicht der Schwache, sondern der sich seine Schwachheit nehmen läßt. Wir möchten nicht jene halbwahre, aber doch schiefe Unterscheidung von männlichem und weiblichem Christentum akzeptieren, wie sie in Karlsruhe beliebt worden ist, da es strenggenommen doch erst ausgemacht sein müßte, ob denn die weiblichen Tugenden so wenig kraftvoll sind, daß man sie entbehren könnte. Allein daß die Moral des Christentums keine Schwächlichkeitsmoral ist, zeigt jenes Lebensgesetz, das Christus aufgestellt, und der Sinn seiner Sendung ist doch nur der, jedem einzelnen den Zugang zu der Stärke und Macht, die doch das Ideal der Gotteskindschaft einschließen muß, zu verschaffen.

Diesen Machtgedanken hat aber Jesus vertieft. Die nachhaltigste Macht findet er nicht in der brutalen Gewalt, die den Gegner niederschlägt. Er hat sie kennen gelernt in der Geschichte der Herodianer und weiß, daß die weltlichen Fürsten niederzwingen. Er hat auch kein einziges Wort gegen Roms Weltgewalt gesprochen. Allein diejenige Macht, die nicht bloß Augenblickserfolge erringt, um dieselben nachträglich schwer zu bezahlen, sondern die unübertwindlich bleibt, findet er in der dienenden Liebe. Drücken wir das „politische“ aus: in der Kunst, sich unentbehrlich zu machen, durch Dienst zu gewinnen. Diese Art der Abhängigkeit bindet fester, als der gewaltsame Zwang. Und thatsächlich sind auch die Kulturstaaten teilweise schon diesen Weg gegangen, sie haben eine Reihe „friedlicher“ Eroberungen aufzuweisen. Dieser Weg wird von wohlmeinenden Stuben-Moralisten stets empfohlen. Allein verschiedene Erscheinungen sollten von ihnen bei dieser Empfehlung nicht übersehen werden. Es ist nach der Lehre der Geschichte unrichtig, daß der Weg friedlicher Zivilisation, dem erst nachträglich die politische Erwerbung gefolgt ist, gangbarer sei; meist waren die Schwierigkeiten so groß, daß der umgekehrte Weg eingeschlagen werden mußte. Dazu kommt, daß man jene „friedlichen“ Eroberungen auf ihren thatsächlichen Charakter hin zu prüfen hat. Und auch abgesehen von den zerstörenden Mitteln des Brautweins, Opiums, der Krankheiten, welche solche friedlichen Eroberungen teilweise mit sich schleppten: hat nicht die Übertragung unseres kapitalistischen Systems in Handel und Verkehr eine ganze Reihe von sehr unfriedlichen Erscheinungen für jene Kulturgebiete zur Folge? Es ist eine oberflächliche Manier, nur vor dem Schrecken der Kanonen und Bajonette zu zittern, und jene langsame Tötung in friedlichen Zeiten, die manche Kulturübel zur Folge haben, dabei nicht in Anschlag zu bringen. So mag die Unterjochung unzivilisierter Völker durch Handel und Zinsabhängigkeit, durch Einführung der Maschinen und Ausnutzung der Naturschätze u. s. w. „sittlicher“ erscheinen als eine kriegerische Unterjochung, der dann eine geregelte kulturelle Hebung nachfolgt. Ohne sittlich gerechtfertigten Einspruch wird auch eine solche Empfehlung friedlicher Eroberung nicht bleiben.

Doch sind wir in Gefahr, hier der Eigentümlichkeit der christlichen Sittlichkeit zu nahe zu treten. Die höchste Probe ihrer Nächstenliebe ist die persönliche Aufopferung, auch des Lebens. Das kann der Staat unmöglich auf sich anwenden. Seine Pflicht ist Lebensschutz, Lebensvermehrung, Lebenserweiterung. Diese Sorge fürs Leben ist nicht widerchristlich, anders wäre die gesamte Heilthätigkeit Jesu unverständlich. Allein die persönliche Aufopferung bleibt für den einzelnen als mögliche Pflicht bestehen, und solange dieselbe einen wirklichen Dienst für die Gesamtheit bedeutet, insofern ohne dieselbe ein intellektuelles oder moralisches oder künstlerisches Gut der Menschheit verloren gehen würde, so lange hat auch der Staat nur seinen Nutzen von einer Moral, welche den Menschen so stark macht, auf die höchsten Güter zu verzichten. Geschieht damit aber der Menschheit kein Dienst, so treffen sich wiederum politische Interessen und christliche Glaubensauffassung in dem Wort Pauli: Und wenn ich meinen Leib brennen ließe und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts nütze.

In diesen Gedankenreihen liegt viel Unausgeglichenes. Ihre Tendenz aber halten wir aufrecht: der Gedanke der Macht und Kraft ist der christlichen Sittlichkeit kein fremder. Haben wir nun bisher einige Hindernisse für den Machtgedanken aus dem Weg zu räumen versucht, so ist nun unsere Aufgabe, eine Reihe von Gründen darzulegen, welche die Sittlichkeit selbst dafür an die Hand giebt, daß der Staat mächtig sein muß.

Solche ergeben sich aus der Vergleichung von Großstaat und Kleinstaat, wie sie Treitschke in klassischer Weise durchgeführt hat. Der Kleinstaat erzeugt leicht einen Materialismus der Gesinnung, welche den Staat nur danach abschätzt, wieviel Steuern er von dem einzelnen verlangt. Für die Leistungsfähigkeit des Staats fehlen die Gedanken. Kleine Staaten machen es schwerer, die Gerechtigkeit streng durchzuführen, da viel mehr persönliche Rücksichten auf dem kleinen Raum möglich sind, welche die einfachen Grundzüge der Gerechtigkeit durchkreuzen, während für die Erstarkung des Rechtsgefühls eine schablonenmäßige Behandlung im Großstaat mehr beiträgt, als jene Menge von Rücksichten im kleinen Staat. Besonders aber treten die staatlichen Hauptaufgaben, Schutz

der Waffen und des Rechts, im Großstaat viel lebenskräftiger heraus. In der Schweiz wird entschieden nach deutschem, französischem, italienischem Recht; denn nur große Staaten haben es zu einer eigentümlichen Rechtsbildung gebracht. Endlich erweitert die wirtschaftliche Überlegenheit des Großstaates den geistigen Horizont. Dies alles beweist, wie gerade der mächtige Staat in seinen lebenskräftigen Funktionen selbst den sittlichen Forderungen entgegenkommt. Die Kleinheit der Verhältnisse wirkt unwillkürlich beengend und erzeugt von selbst eine kleinliche Denkweise. Und wenn mancher große Reformator gerade aus kleinen Kreisen herausgewachsen ist, so beweist dies nur soviel, daß sich diese urwüchsigte Kraft eben am Gegensatz entfaltet und sie die Enge und Not gefühlt hat, nicht um in ihr zu bleiben, sondern um sie zu überwinden. So wenig Armut ein sittliches Verdienst ist, so wenig wird ein armer Staat seinem Begriff gerecht.

Dazu kommt, daß die Art der Leistungen, welche der Staat seinen Unterthanen bietet, ihrem eigenen Charakter nach eine versittlichende Wirkung ausübt. Denn die Leistungen des Staates sind immaterieller Natur. Es entzieht sich der kaufmännischen Ziffer, was die staatlichen Funktionen für das Wohl des Ganzen bedeuten, eben weil sie als stillschweigende Voraussetzungen meist nur genossen, nicht gewertet werden. Und will man sie werten, so versagt der materielle Maßstab. Das bedeutet eine unmittelbare Steigerung der sittlichen Kraft eines Volkes. Es ist deshalb ganz richtig, daß eine kräftige Staatsgefinnung stets von heilsamen sittlichen Folgen begleitet sein wird. Daraus erklärt sich auch das schmerzliche Empfinden, das wir haben, wenn wir bei Goethe jene Staatsgefinnung vermissen. Auch ist es an der Zeit, den Triumph der Technik und die berauschte Stimmung, in welche er manche versetzt hat, ein wenig zu ernüchtern. Es wurde mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß das weltbeherrschende Rom fast keine einzige technische Erfindung von Belang aufzuweisen hat.

Ein weiteres sittliches Verdienst von unschätzbarem Wert finden wir in den Opfern, welche der Staat von seinen Angehörigen verlangt, und durch welche er sie zu einer Opfergefinnung heranziehen will. Der gesündeste Gedanke der modernen Arbeiterbewegung ist doch der, daß

man den Arbeiter nicht von der Steuerverpflichtung entbinden, sondern ihm die Erfüllung dieser Verpflichtung ermöglichen soll. Gleichberechtigung mit den anderen Staatsgenossen wird gefordert, und diese Gleichberechtigung ruht auf der Opfergemeinschaft. Damit ist die technische Frage nach der Art der Lastenverteilung gemäß den Grundsätzen der Gerechtigkeit keineswegs außer acht gelassen. Allein hier handelt es sich nur um Hervorhebung des Gesichtspunkts, daß ein Ganzes in die Form des sittlichen Gedankens von Opfer und Dienst geordnet wird. Von dieser Seite aus betrachtet gewinnt die Thatsache der Wehrverpflichtung aller Staatsgenossen ihre bleibende sittliche Bedeutung.

Ferner leistet der Staat, der das *ζωον πολιτικον* heranzubilden hat, eben mit dieser Ausbildung den größten Beitrag zur sittlichen Erziehung überhaupt. Denn die Kirche erzieht zur konfessionellen Sittlichkeit, der Stand zur Standesehre, die Interessengruppe zur Überwindung des Einzelegoismus. Aber da der Staat sich nicht mit der Rassen- und Volksgemeinschaft zu decken und nicht einen einheitlichen Kulturkreis und eine einheitliche Bekenntnisgemeinschaft darzustellen braucht, und doch sein Recht zum Zwang geltend macht, so appelliert er damit aufs stärkste an das reine Gemeinschaftsgefühl des Menschen, ruft die Solidarität zu allgemeinsten Zwecken wach und bringt dem einzelnen Menschen die Verpflichtung zu gemeinschaftlichem Leben, die er vielleicht bisher als Instinkt besaß oder als angenehmes Vergnügen empfand, als sittliche Verpflichtung erst vollkommen zum Bewußtsein.

Endlich übt der Staat durch seinen Rechtsschutz direkt sittliche Wirkungen aus. Er hält die Gleichberechtigung aller Bürger vor dem Gesetz als Forderung aufrecht. Er schützt das Familienleben durch Ehe- und Erbrecht; er macht das Handels- und Erwerbsleben zu einer sittlichen Kraft, indem er dasselbe stützt auf die ausgedehnteste Kreditwirtschaft. Somit führen verschiedene Linien gerade von sittlichen Forderungen aus hinüber zu der Anerkennung, daß der Staat ein kraftvoller sein muß, daß er das sein muß, als was er sich ausgiebt: Macht.

Andererseits weisen nun andere Linien wieder rückwärts und zeigen, daß der Staat um seiner Macht willen auf die sittlichen Ideen angewiesen ist. Es mag richtig sein, daß man keinen Staat baut mit sittlichen

Idealen, so gewiß, als jede gesellschaftliche Gliederung zu jeder Zeit ihre bestimmten soziologischen Schichtungsgefetze befolgt. Aber ebenso gewiß ist es, daß kein Staat erhalten wird ohne sittliche Ideen. Die Verfechter der Staatsraison ohne jede Berücksichtigung sittlicher Gedanken weisen auf eine Reihe geschichtlicher Beispiele hin, welche beweisen sollen, daß die Moral ohne jeden direkten Einfluß auf den Bestand der politischen Macht ist. Als klassisches Beispiel wird das dauerhafte byzantinische Kaiserreich angeführt: 1000 Jahre hat es bestanden trotz all der Immoralität, welche es in sich barg. Allerdings eine erstaunliche Thatsache! Allein war denn das Reich der Paläologen, oder das Reich unter den macedonischen Kaisern überhaupt noch ein Reich? führte es nicht eine bloße Schatteneuzistenz? Weist man auf die zähe Dauer des römischen Reiches hin, das trotz der wachsenden Immoralität in Rom und den Provinzen den Ansturm der Barbaren so lange aushielt, so genügt doch nicht bloß eine Andeutung der militärischen Kraft des römischen Heeres, sondern auch eine Erinnerung an die Größe des Kapitals sittlicher Zucht, Tapferkeit und Mut, den die alten römischen Geschlechter dem Staatswesen mitgegeben hatten. Das Gute wirkt in seinen Folgen gerade so lange nach wie das Böse. Und wenn es auch nicht so leicht ist, die verschlungenen Pfade der Wirksamkeit moralischer Ideen klar aufzuzeigen: das bedeutet doch nur eine Unvollkommenheit des methodischen Erfassens, keine Leugnung der Wirklichkeit des Einflusses. Diese selbst bleibt Thatsache. Die Dauerhaftigkeit der politischen Erfolge hängt jedenfalls von der sittlichen Haltung der Völker ab. Insofern ist es der schwerste Fehler eines Staates, auf die letztere verzichten zu wollen. Damit unterbindet er sich selbst einen Zufluß von Kräften. Wo die Pflichten ihre Macht verlieren, wo der materielle Genuß das einzige Streben der Klassen und Individuen wird, da hört auch die politische Kraft eines Volkes auf.

Gerade in den Machtkämpfen seiner Klassen besitzt der Staat eine wesentliche Unterstützung seiner Kraft durch den sittlichen Gedanken der Billigkeit und der Bescheidenheit. Andernfalls wäre mancher Kompromiß unmöglich gewesen. Denn Kompromisse werden nicht nur geschlossen, nachdem sich die Parteien im Kampf als ebenbürtig erwiesen haben;

sie erfolgen ebenso oft, um den Kampf zu vermeiden, dessen Ausgang fraglich ist. Es bleibt Thatsache, daß im politischen Leben die Imponderabilien doch ihre Macht ausüben: und wir verstehen darunter nicht nur jenes Reich von Zufälligkeiten, sondern vor allem die Strömungen in der geistigen Interessensphäre. Kein kluger Politiker wird diesen „Zeitgeist“ außer acht lassen. Denken wir an die Anfänge des letzten Jahrhunderts, so finden wir in Preußen ein derartiges Zusammenwirken idealer und politischer Betrachtungen, daß es schwer sein dürfte zu entscheiden, welche von beiden den größeren Einfluß ausübte.

Ein Staat vollends, der seine Macht nach außen ausdehnen will, muß im Innern geschlossen und einheitlich sein. Zwar hängt die Art der äußeren Politik nicht immer von dem Kulturgrad der inneren Politik ab; aber die nachhaltige Kraft, mit welcher dieselbe durchgeführt wird, hängt wesentlich ab von der Haltung des Volks im eigenen Land. Ohne jene sittigenden Einflüsse, welche den Interessenkampf der Gruppen erträglich machen, läßt sich eine große auswärtige Aktion des Staates nicht mit glücklichem Erfolge durchführen. Es galt von jeher als ein gefährliches Experiment verwegener Staatsmänner, die innere Unruhe zu dämpfen durch große Aktionen nach außen. Nur durch besondere und rasche Glücksschläge, welche dann die heilsame sittliche Rückwirkung ausüben werden, ist es solchen Abenteurern ab und zu geglückt, eine derartige Politik zum glücklichen Ende zu führen. Aber sie gewinnt dann nicht um ihres gewagten Spieles willen, sondern trotz desselben. Soll aber die Leistungsfähigkeit eines Volkes dauernd in Anspruch genommen werden, so setzt dies eine Ordnung im Innern des staatlichen Lebens voraus, welche ohne sittliche Einflüsse undenkbar ist. So wird der Staat um jener direkten und dieser indirekten Folgen willen dem Einfluß der sittlichen Gedanken stets dankbar Rechnung tragen müssen. Denn jeder Staat geht zu Grunde, wenn er eine einzige seiner Funktionen im Übermaß entwickelt, er muß in seiner politischen Entwicklung gleichen Schritt zu halten suchen mit der Entwicklung der geistigen und sittlichen Ideen. Das ist ihm als Zwangsanstalt nur möglich in der Form des Rechts. Die Rechtsbildung muß eine stets fortschreitende sein. Zwar gilt das Recht

auch dann, wenn es sich nur mit Zwang durchsetzt: es ist eben positives Recht. Allein ein solches Recht wird nie als Recht empfunden. Das durch Zwang aufgenötigte Gesetz hört mit dem Zwang auf zu existieren. Nur das vereinbarte Gesetz gilt vollständig als Recht. Jedes positive Recht wird im Kampf um die Rechtsbildung nur dann auf die Dauer sich behaupten können, wenn es auf Grund beiderseitiger Anerkennung angenommen wird. So hebt die Gewalttheorie des Rechts nur eine Seite der Sache heraus. Und überdies: jede Rechtsbildung treibt über sich selbst hinaus. Was zurecht besteht, ist noch lange nicht gerecht. Der Kampf um das Recht gehört geradezu zu den notwendigen Lebensfunktionen des Staats. In diesem Kampf mögen dann und wann die Ideen unterliegen, wenn ihnen der nötige Rückhalt an einer kämpfenden Gruppe fehlt, die dieselben vertritt. Darum werden sie doch nicht untergehen. Sie bleiben lebenskräftig, wenn sie überhaupt wert sind, am Leben zu bleiben. Und so heißt es kurzfristige Politik treiben, sich nur auf die Gegenwart einzurichten. Die reine Politik sorgt allerdings nur für die nächsten Augenblicke. Allein wie es einen Raubbau in der Volkswirtschaft giebt, so auch in der Politik. Wenn sie etwas für die Zukunft leisten will, dann muß sie mit allen sozialen Notwendigkeiten rechnen, „muß sich der Zivilisation ergeben,“ wie Ragenhofer sagt. Der Staat ist eine Erziehungsanstalt, die wie jede sich vom höchsten Standpunkt aus überflüssig machen muß. Der Mensch tritt aus den kleinen Erziehungsanstalten hinaus in die große: das Leben; ebenso die nationalen Staaten in letzter Linie hinein in die Völkergesellschaft. Alle jene zivilisatorischen Gedanken erweitern seinen Staatsbegriff. Aber nicht zu seinem Schaden. „Denn die zivilisatorische Gesellschaftspolitik steht nicht im Gegensatz zum Staat, sondern nimmt an der Entwicklung und Vervollkommnung des zivilisierten Staates den wesentlichsten Anteil. Nur der Staat, der Sonderinteressenherrschaft treibt, fürchtet jenen Einfluß und hierdurch eine Lockerung seines inneren Gefüges.“ (Ragenhofer.) Somit ist es eine Probe auf die Gesundheit eines Staatswesens, ob es jene großen zivilisatorischen Gedanken ertragen kann oder nicht. Dadurch, daß England seinen Anschluß an die internationalen seerechtlichen Bestimmungen abgelehnt hat, hat es jene Probe nicht bestanden

und ein Zeugnis für die gewollte Sonderinteressenherrschaft abgelegt. Für diesen Kampf um völkerrechtliche Grundsätze sind sittliche Ideen unentbehrlich. Daraus erklärt sich die Empfindlichkeit vieler, wenn grundsätzlich dieselben außer acht gelassen werden sollen.

Nur zum Schluß noch einige allgemeinere Gedanken! Der Respekt vor der technischen Leistungsfähigkeit der Politik ist vielleicht in den Kreisen, welche mit derselben nicht umzugehen haben, in einem nicht ganz entsprechenden Maß hoch; Bismarcks „Erinnerungen“ wirken doch mit seinen Urteilen über die Art, wie politische Persönlichkeiten gehandelt haben, recht ernüchternd. Desto größer selbstverständlich muß die Achtung steigen vor einem Politiker, der wirklich die Fäden in der Hand behält. Allein wie viel hat man einst geredet von Heinrichs IV. großem politischen Plan, Russen und Türken nach Asien zu jagen, die habsburgischen Staaten zu verkleinern, dann Europa in 6 Erbmonarchien, 5 Wahlreiche zc. zu teilen. Dieser große Plan war nichts als eine Fälschung, welche des Königs Finanzminister Sully lange nach Heinrichs Tode zum eigenen Ruhm erdichtet hat. Wieviel wird in der Politik dem Zufall zu verdanken sein, so daß es oft weniger auf feines politisches Kalkül, als auf energisches Handeln ankommt. Die That ist es, welche den Beruf des Politikers zu einem so reizvollen und verantwortungsreichen gestaltet. Gerade weil er mitten drin im Leben steht und oft gezwungen ist im Augenblick zu handeln, wird es begreiflich, daß er für Reflexionen moralischer und geschichtsphilosophischer Natur nicht viel übrig hat. Und doch behalten diese ihr Recht. Denn wenn auch der Inhalt dessen, was als gut erkannt und als schlecht verworfen wird, mit den Zeiten wechseln mag: stets werden die Handlungen doch noch gut und schlecht beurteilt werden. Und wenn das Recht nichts mehr bedeutete als „geronnene Macht“, so wäre es lächerlich, daß es bei einer andern Idee eine Anleihe macht, um damit die eigene Existenz zu rechtfertigen. Die „unge schriebenen Gesetze“ galten nicht nur in den Tagen einer Antigone; es sind stets die Besten im Volk gewesen, welche auf sie zurückgegriffen haben.

Allein die Moral hat nicht stecken zu bleiben im Moralsystem; die Moral besteht nicht aus Reflexionen. Wo der Sinn für frische That und

für das Wagnis selbst abhanden gekommen ist, da ist die Moral schlafen gegangen. Stets wird sie ein offener und deshalb dankenswerter Kritiker der politischen Arbeit bleiben; aber sie wird sich hüten vor moralischer Verurteilung, wo die Thatfachen nicht klar vorliegen. Kant hat dem deutschen Volk den Sinn für die Grenzen der Leistungsfähigkeit seines Erkennens mitgegeben. Diese Selbstzucht möge es auch in dem Sinn üben, daß es nicht versuche, mit dem Denken die Fülle des Lebens zu umspannen und sie auszuschöpfen. Die Kraft des Denkens besteht im Foklieren, Abstrahieren, also gewissermaßen in einer Art Lebenszerstörung; denn das Leben lebt gerade von den begrifflich verschiedenartigsten Kräften. „Genau genommen hast Du keine Erkenntnis, als die durch Arbeit erworbene. Das übrige ist alles nur eine Mutmaßung von Erkenntnis; ein Ding, über das sich in Schulen streiten läßt, das in der Luft schwebt in unendlichen Logikwirbeln, bis wir es geprüft haben und es festnageln. Zweifel jeder Art kann nur durch Handeln beseitigt werden.“ So schreibt Carlyle, und er hat damit dem Volk „der Dichter und Denker“ ein ernstes Wort gesagt. Es ist wohl an der Zeit, sich wieder zu vergegenwärtigen, welche schweren Erfahrungen dieses Volk durchmachen mußte, um den Mangel jeder politischen Idee endlich als unerträglich, entwürdigenden Zustand zu empfinden und seine alte Liebhaberei abzulegen, nationale Ideen nur als „Durchgangsbegriffe für kulturelle Interessen“ zu fühlen.

Diese Arbeit mögen die Worte eines theologischen Ethikers beschließen. Rothe schreibt: „Daß der Herr Christus heutzutage für die Entwicklung unserer politischen Zustände sich weit lebhafter interessierte als für unsere kirchlichen sogenannten Bewegungen und Tagesfragen, das ist mir keinen Augenblick zweifelhaft.“ „Heutzutage ist die Staatsluft christlich gesünder als die Kirchenluft.“



Moderne Bestrebungen im Buchverlag.

1, 4—7 von Arthur Hönss.

2—3 von Beate Hönss-Jesp.

1.



riesmans in seinem „Reltentum“ nennt die modernen Engländer eine „künstlerisch ganz unfruchtbar gewordene Rasse“. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde Driesmans mit dem zweiten Bande der Bücherreihe, die er plant, aus dem G. Raumannschen in den Diederichschen Verlag übergesiedelt ist, es geht mich auch nichts an, ich würde es aber sehr geschmackvoll finden, wenn es ihn aus der konzentrierten Langweiligkeit, mit wel-

cher der Nießsche-Verlag seine Bücher immer über denselben unschönen Leisten schlägt, herausverlangt hätte, zu einem Verleger, den die kunstlosen Engländer nicht schlafen lassen, er will sie nicht nachahmen, aber selbständig erreichen mit einer wirklich künstlerisch gefühlten Ausstattung seiner Bücher. Es giebt in Deutschland mehr als einen Verlag, der das Geschäftemachen nicht als einen Hauptgesichtspunkt betrachtet, mehr als einen, der keine verlogene Reklame duldet und kein Sensationsmachwerk annimmt. Es giebt sogar Verlagsanstalten, die es für recht halten, keines ihrer Bücher ohne ein anständiges, ja sogar geschmackvolles Kleid ausgehen zu lassen. Es giebt einige Verlagsanstalten, die die „Vornehmheit“ der Buchausstattung nicht in die Menge des unbedruckt gebliebenen Papiers, sondern in die Höhe des bewiesenen Kunstgefühls setzen. Es giebt einige wenige, die ab und zu einen Sonntagssrock fertigen lassen, eine wirkliche, seinem Charakter angemessene

Schmückung des Buches. Aber mir ist kein deutscher Verlag bekannt geworden, der mit einem so energischen, künstlerischen Programm und mit einem so edlen, bewußten und lebendigen Stilgefühl arbeitet, wie der Eugen Diederichsche. Das deutsche Publikum macht eine solche Arbeit zu einer schweren und undankbaren. Wir sind so auf das „Wesentliche“, auf das „Inhaltliche“ gerichtet, so Gegner aller „Schale“, alles „nur Außerlichen“, daß wir nicht einmal mehr dankbar dafür zu sein verstehen, wenn jemand sich bemüht, reinlich oder gar festlich bei uns zu erscheinen. Unsere Vorbäter liebten ihre Bücher, sie waren entzückt von einem schön geschmückt einhererschreitenden Geist. Und je tüchtiger der Inhalt war, desto würdiger erschien er ihnen des Schmuckes. Für uns heutige ist die Leihbibliothek und der Reclam charakteristisch. Ein Bild, das für 10 Mk. mit Rahmen einen halben Quadratmeter Wand bedeckt — da scheint uns die Kunst noch im Verhältnis zu den übrigen Bedürfnissen. Aber ein Buch, von dem nur die schmale Rückenleiste zu sehen ist, wenn es im Schranke steht! — Um so mehr wollen wir uns derer freuen, die uns höhere und intimere Bedürfnisse zumuten.



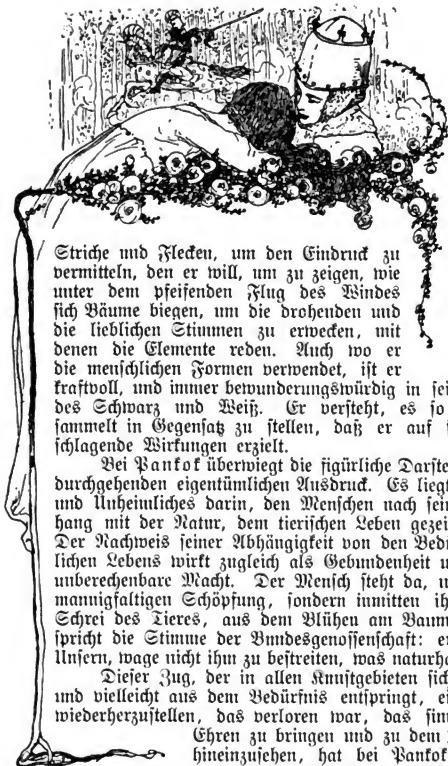
2.

Das vorzüglichste Verdienst des Verlages ist, daß er Künstler für sich gewonnen hat, deren Mitwirkung seinen Büchern, abgesehen von ihrem textlichen Inhalt, noch einen Wert für sich verleiht.

Eines der umfassendsten Talente ist Heinrich Vogeler in Worpswede, einer von dieser kleinen Gemeinde, die aus dem Ernst der nordischen Landschaft eine Innigkeit und ein Eingehen auf jede bescheidenste Form ziehen, die mit der Kraft des Volksliedes zum Beischauser spricht. Vogeler zieht beim Versenken in die stille, feierliche Art, wie die Natur in der Einsamkeit Wunder bildet, Märchengestalten vor sich aufsteigen, und er trägt sie in seine Zeichnungen hinein.

Etwas vom Duft des Märchens hat er immer, auch da, wo er fröhlich stilisiert, wie in Hugo Salus' Ehefrühling, oder wenn er treuherzige, alte, strohbedeckte Häuser bringt, oder eine Dünenlandschaft mit dem schwerwütigen Gegensatz von weißen Sand und den finstern Unendlichkeiten des Wassers.

Diesen reichen Stimmungsgehalt der Landschaft hat sich in besonderem Maße auch Ciffarz zu Diensten gemacht. Er braucht wenig



Striche und Flecken, um den Eindruck zu vermitteln, den er will, um zu zeigen, wie unter dem pfeifenden Flug des Windes sich Bäume biegen, um die drohenden und die lieblichen Stimmen zu erwecken, mit denen die Elemente reden. Auch wo er die menschlichen Formen verwendet, ist er kraftvoll, und immer bewunderungswürdig in seiner Behandlung des Schwarz und Weiß. Er versteht, es so stark und gesammelt in Gegensatz zu stellen, daß er auf schlichteste Weise schlagende Wirkungen erzielt.

Bei Pantof überwiegt die figürliche Darstellung mit einem durchgehenden eigentümlichen Ausdruck. Es liegt etwas Eigenes und Unheimliches darin, den Menschen nach seinem Zusammenhang mit der Natur, dem tierischen Leben gezeigt zu sehen. — Der Nachweis seiner Abhängigkeit von den Bedürfnissen körperlichen Lebens wirkt zugleich als Gebundenheit und zugleich als unberechenbare Macht. Der Mensch steht da, nicht über einer mannigfaltigen Schöpfung, sondern inmitten ihrer. Aus dem Schrei des Tieres, aus dem Blühen am Baum und im Grase spricht die Stimme der Bundesgenossenschaft: er ist einer der Unsern, wage nicht ihm zu bestreiten, was naturhaft sein Recht ist.

Dieser Zug, der in allen Kunstgebieten sich geltend macht und vielleicht aus dem Bedürfnis entspringt, ein Gleichgewicht wiederherzustellen, das verloren war, das sinnliche Leben zu Ehren zu bringen und zu dem Zweck Schönheit hineinzuführen, hat bei Pantof fast durchweg einen krankhaften Beigeschmack. Es ist nicht

Freude und Genießen, was sich da ausdrückt, sondern Leiden unter einem Übermaß, schmerzliche Verzerrung.

Im geraden Gegensatz zu ihm steht Fidus. Beide haben ihre Ausdrucksfähigkeit hauptsächlich im Figürlichen. Aber während Pantofs Gestalten, wie es scheint, mit Naturnotwendigkeit den Eindruck sinnlicher Schwüle vermitteln, hat Fidus in jeder Linie etwas Jungfräuliches,

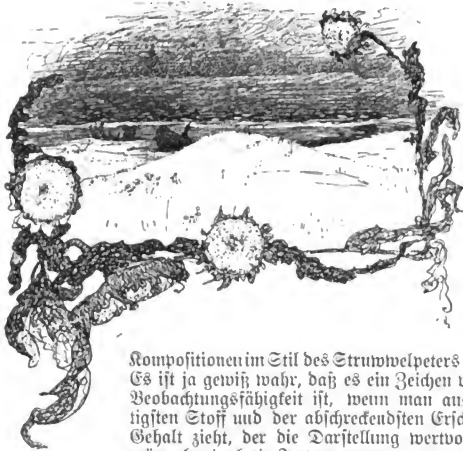
Sprödes. Wenn Fidus selbst einen wilden Text begleitet wie in Julius Hart, Triumph des Lebens, so kann er wohl ausgelassene Bewegungen finden, wo vom Schlamm des Nachtlebens gehandelt wird, aber triumphierend trägt die ihm eigene Linie das Herbe und Frische unangekränkt ans Licht.



Fidus ist anders wie Ciffarz und Pantof. Vielleicht könnte man die beiden kräftiger nennen. Doch läge darin schon zuviel Werturteil. Sollte ein Vergleich aus einem andern Kunstgebiet dienen, so würden Ciffarz und Pantof in ihren Leistungen sich mir mit einem Männerchor decken, in dem Pantof die etwas fetten Stimmen und die vom Leben mitgenommenen Glasköpfe, Fidus aber die Knabenstimmen liehe. Wer den vogelklaren Ton eines reinen Knabenchors kennt, wird nicht daran denken, seinen Wert den anderen unterzuordnen.

Bei Müller-Schönefeld bleibt der figürliche Teil weit hinter dem landschaftlichen zurück. Am glücklichsten ist er auf ornamentalem Gebiet und innerhalb dessen geradezu hervorragend in den Zeichnungen zu Bölsches „Liesesleben in der Natur“. Da dichtet er pflanzliche und tierische Naturformen zu Schmuckleisten zusammen, und verwendet Objekte der Naturwissenschaft fein und meisterhaft.

Ernst Kreidolf hat in Webers Traumgestalten allerlei Anmutiges.



Kompositionen im Stil des Struwwelpeters nachzuweisen. Es ist ja gewiß wahr, daß es ein Zeichen von Ernst und Beobachtungsfähigkeit ist, wenn man aus dem dürftigsten Stoff und der abschreckendsten Erscheinung einen Gehalt zieht, der die Darstellung wertvoll macht. Es wäre aber doch ein Irrtum, wenn man annehmen wollte,

Dürftigkeit allein machte eine Darstellung schon wertvoll.

Bedeutend weiter in der Bescheidenheit, jedoch unfreiwillig, geht Brieslander in Anton Tschedoffs humoristischen Geschichten. Er zeichnet für die Begriffssphäre zweijähriger Kinder. Es giebt keine würdige oder unwürdige Darstellungsgegenstände, aber in seinem technischen Vortrag findet sich nichts, was es erträglich machte, wenn er z. B. einen Haufen ausgezackte Dinger, mit Henkeln darau, nebeneinander stellt, und damit eine künstlerische Begleitzeichnung zu einer Novelle geben will, die von Orben handelt. Auch die Richtung der Gegenwart, die auf Würdigung des Naiven und Schlichten ausgeht, würde nur mißbräuchlich dafür verantwortlich gemacht werden. Der hübsche Buchdeckel mit einer Blütenanordnung zeigt, in welcher Richtung Brieslander etwas hätte geben können, was den Namen Buchschmuck gerechtfertigt hätte.

Hiergegen wirken die Zeichnungen von Emil LeFebvre zu Falkenbergs Morgenliedern spiritistisch. Wenn man diesen Aufwand an Raum und ungehobelten Linien sieht, das Viele, was gewollt, und das Geringfügige, was erreicht ist, kommt man zu der Ueberzeugung, daß er sich einer höheren Macht als seiner Beobachtung anvertraut hat. Der Duft der eigenen Vorstellungen hat ihn berauscht. Er berauscht jeden, der schaffen möchte. Auch wer nicht Künstler ist, wird solche Anfälle kennen. Wie nimmt man nun aber diesen Schaum, dies Brandende,

Daß er zu zeichnen und zu beobachten versteht, macht sich auch in den Arbeiten zu Andersens Bilderbuch ohne Bilder — mit Bildern! — deutlich genug geltend. Doch giebt er da der Versuchung nach, seiner Ernst in

Unendliche, von dem alle Dichter sagen, daß es sie gelegentlich sprengen will, und überträgt es in irgend eine Sprache, sei es Malerei oder Dichtung oder Musik?

Durch Arbeit!

Es ist traurig aber wahr, ganz gewöhnliche Arbeit muß geleistet werden. Schade um den schönen Schaum, daß er so handgreiflich angefaßt werden muß. Niemand freut sich, der es weiß, und nur die, denen von dieser Arbeit nichts ahnt, preisen den Künstlerberuf als eine angenehme Beschäftigung. Die Künstler kennen ihren strengen Herrn besser. Lafontaine hat ihn umgehen wollen, aber nur von neuem bewiesen, daß es nicht möglich ist, daß der Schaum bei Licht besehen — Schaum ist.

Ausgezeichnete Leistungen sind die von Franz Lippisch und die Karikaturen von Brandt.

Franz Lippisch hat zu Tolstois Auferstehung eine Deckelzeichnung gegeben von so glücklicher Komposition, so sehr dem Ernst und der Strenge des Tolstoischen Textes angemessen, dabei technisch so meisterhaft behandelt, daß sie — besonders auf der gehesetzten Ausgabe, auf der der figürliche Teil noch nicht vom ornamentalen getrennt ist, — als eine sehr wertvolle Begleitgabe zu diesem Werke gelten muß.



Brandt hat für die Bartels'sche Satire Karikaturen gezeichnet. Sie bestehen nicht in gewaltsamen Übertreibungen. Den Blick für Karikatur hat der, der das Charakteristische, Bezeichnende an jedem Menschen sieht, und nur das; dem die glückliche Kurzsichtigkeit fehlt, die ausgleicht und verjöhnt. Brandts Figuren sind darum so komisch und nieder-schlagend zugleich, weil sie so durchaus möglich sind. Nicht da, wo er die fletschenden Höllenmäuler zeichnet, ist er zum Fürchten, sondern da, wo er das schildert, was wir täglich sehen.

„Wenn ich auch so werden könnte, wenn das Herz, das gern noch Nachtigall und Adler sein möchte, mit dem Lohse des Ochsen und Esels sich einmal begnügen könnte . . .!“ sagt Ernst Moritz Arndt. — Das ist die Angst, die ein guter Karikaturenzeichner unerbittlich heraufführt.

3.

Mit großer Freigebigkeit und nur ganz selten mit Wiederholungen hat Diederichs die künstlerische Arbeit in seinen Büchern zur Geltung kommen lassen. Er läßt es sich aber auch keine Mühe verbrießen, den Schriftsatz, das Papier, den Einband und seine Farben zur Übereinstimmung zu bringen.

Als Beispiel hebe ich hervor die Ausstattung von Hugo Salus' „Ehefrühling“. Da ist ein körniger Leinwandeinband in kupferroter Farbe, der Titelaufdruck in ornamentaler Fassung mit feinen Goldlinien ausgeführt, dazu im Innern die Zeichnungen von Vogeler-Worpswede auf schwerem Hauptpapier.



Eigentümlich und sehr reizvoll ist Maeterlincks „Schatz der Armen“ ausgestattet. Da ist grauer ebenfalls körniger Leinwandband mit rotem Schriftausdruck in altertümlichen Lettern. Der altertümliche Schriftsatz ist für den Text beibehalten, die Kapitelüberschriften rot, der Text und die schönen Initialen schwarz gedruckt. Das Ganze ist gezeichnet und angeordnet von Melchior Lechter.

Etwas ganz für sich sind die Sonderdarstellungen einzelner Berufsstände und ihrer Entwicklung in der deutschen Vergangenheit: Bis jetzt erschienen Soldat, Arzt, Richter, Kaufmann, Bauer und das Kinderleben. Deckelzierat und Format haben sie gemeinsam, d. h. jedes in einer besonderen Farbe, so daß sie im Fach einer Bücherei ihren ver-

schiedenen Inhalt nach ihrem roten, grünen oder andersfarbigen Kleid kenntlich machen. Bei der Auswahl des reichen, bildlichen Inhaltes mußte der Gegenstand des Dargestellten ausschlaggebend sein. Doch ist deutlich sichtbar, daß eine verständnisvolle Hand bemüht gewesen ist, künstlerisch Wertvolles aus dem zu wählen, was die Vergangenheit uns an Denkmälern ihres Tageslebens zurückgelassen hat.

Zwei Bücher im vertrauten Leinwandkleid der Skizzenbücher handeln auch textlich von künstlerischen Dingen. Im einen wendet sich Paul Schulze-Raumburg an Ateliergenossen und solche, die es werden wollen, im zweiten, „Häusliche Kunstpflege“, an die Laien. Das letztere ist eine wahre Gabe. Ich wünschte, jede Gelegenheit (z. B. Schenkgelegenheit) würde benutzt, um dieses Buch zu verbreiten. Schulze-Raumburg weist nach, wie auch bei beschränkten Geldmitteln der Schönheitssinn nicht Not zu leiden braucht. Aus mancher Seele wird ihm ein erleichterter Seufzer antworten, wenn er zeigt, daß es nicht nur Außerlichkeit und sträfliche Kinderei ist, wenn man sich danach sehnt, beim Eintritt in sein Zimmer solchen Linien und Farben zu begegnen, die befriedigen. Nicht durch Pracht, nicht durch Ornamentgeschwülste an Öfen, an Schränken und Stühlen wird das erreicht; vielmehr, der einfachste Mensch, Mann oder Frau, kann sein Zimmer zu einem feinen, wohlthuenden Rahmen seines täglichen Erlebens machen, wenn er sich nur getraut.

Ich bin überzeugt, es giebt viele, die nur darauf gewartet haben, diese Erlaubnis zu hören. Ihre Bescheidenheit verbot es ihnen, gegen den Willen des Tischlers einem Stück die Farbe zu geben, die ihnen wohlthuend ist, oder sich gegen Tapeten aufzulehnen, die mit der täglichen Aufdringlichkeit ihrer Muster drückend auf das Gemüt wirken. — Das gilt für Bemittelte und Unbemittelte.

Zu dieser praktischen Kunstpflege leistet einen dankenswertesten Beitrag eben der Verlag, in dem das Buch erschienen ist. Wenn unsere eigensten Hausfreunde, die Bücher, sich getrauen, in bescheidener aber ausgewählter, eigentümlicher Weise zu erscheinen, — vielleicht ziehen sie andere Gebiete mit fort und helfen selbständige, überlegte Geschmacksäußerung in der umgebenden Welt unentbehrlich machen.

4.

Wenn man Diederichs zwingen würde, für die Tendenz seines Verlages ein einziges Stichwort zu wählen, so würde er „Neurotantik“ sagen. Das ist eine moderne Richtung, der, wenn nicht alles trägt, noch einige Zukunft gehört, schon, weil sie noch jung ist. Aber eben darum ist es das Verhängnis des Verlages, daß mit einziger Ausnahme von Leopold

Webers Traumgestalten, alles, was seinen derzeitigen wirklichen ästhetischen Wert anspricht, nicht zur Neuromantik gehört.

Wie wollte man gleich seine eigentlichen Meisterbücher, die Avenarius'schen Dichtungen romantisch, nennen! Ja, wenn man alles, was Stimmung und Farbe hat, von vornherein jener Richtung zuweist! Aber Avenarius jagt nicht der noch ungeborenen Stimmung nach. Er hat Klang, aber der Klang muß ihm scharfmrißene Gestalten färben, statt daß aus wogenden Klängen ein Sinn danach leuchtet, durch Gestalt ungelöst zu werden. — In diesen Liedern spricht die gesunde warme Seele eines Mannes, der manches durchgemacht hat und nichts oberflächlich, der sein Schicksal hat an sich arbeiten lassen und innerlich reich geworden ist.

Nichts Romantisches außer den Vorstellungen, die einen romantischen Leser des Titels befallen könnten, hat auch Barthels „Dämmer Teufel“. Der Verleger hat recht, wenn er dieses Epos „amüsant“ nennt, der Anlage nach könnte es sogar mehr sein. Und diese Anlage und Grundidee hat wohl dem Dichter vorgeschwebt, als er seinem Teufelchen für die zweite Auflage ein Piedestal aus zyklonischen Blöcken türmte. Man muß es da wieder herunterlangen, dann kann man für eine Reihe vergnügter Stunden unbesorgt sein.

Carl Spitteler ist Schweizer und vielleicht schon dadurch für die Romantik verloren. Das Romantische ist in der Schweiz Natur. Eine starke und wichtige Phantasie wird von einem nüchternen, gern etwas rationalisierenden Verstande niedergehalten, um durch altfränkische, unbeholfene Bewegungen mit um so überraschenderem Glanze hindurchzulenkten. Man denke daran, wie Keller mit emsiger Umständlichkeit seine Ingredienzien zusammenholt, langsam verreibt und mischt, vor allem Publikum die Mante anlegt, und dann doch alles voller „Ah!“ ist, wenn die schöne Flamme ansbricht. Sehr bedauert habe ich, daß Diederichs der Spitteler'schen Dichtung einen Vortrag des Verfassers über das Epos überhaupt und über sein Epos im besonderen beigelegt hat. Es wirkt verwirrend und peinlich, wenn ein Dichter gleichzeitig mit der Herausgabe seines Werkes den zukünftigen Kritikern allerlei Mitteilungen über ihre Unfähigkeit macht, für den Fall, daß sie sich ablehnend verhalten.

Davon abgesehen ist auch dieser Vortrag etwas Gutes, Feines, das nahe heran reicht an die Höhe der Stücke, welche Spitteler unter dem ihre Art und Stimmung glücklich zeichnenden Namen „Lachende Wahrheiten“ gesammelt hat, und die nach Form und Inhalt weitans das Beste und Reichste darstellen, was der Verlag, ja, vielleicht was unsere Zeit überhaupt in dieser Richtung bietet. Ich wünszte kein Buch, von dem ich eine so klärende und befreiende Wirkung in ästhetischen Fragen erhoffen könnte als dieses.

Es hilft nichts: die Schweizer sind die geborenen Erzieher, und vielleicht deshalb am meisten, weil sie sich mehr Selbstkritik in dieser Beziehung erlauben. Auch Schulze-Naumburg, an Güte des Geschmacks und Trefflichkeit des Humors an Spitteler erinnernd, leistet für den

kleinen, jedoch besonders wichtigen Ausschnitt der häuslichen Kunstpflege Vorzügliches. Und auch Erdmann in seinen Essays jagt in gelehrter Prosa viel Gutes, viel Interessantes, immer Lehrreiches, oft allzu Lehrreiches. Aber ein gelindes Entzücken empfinde ich bei der Spittelerischen Art, die geschliffensten Bosheiten mit der wohlthuendsten Sachlichkeit zu jagen, und so, daß man wie den starken Ernst vergißt, der hinter allem steht. Ich habe eine ähnliche Art mit einer feinen Grazie und einem liebenswürdigsten Humor Polemik zu treiben, eine ähnliche Gleichmütigkeit Autoritäten gegenüber — nicht nur alten, sondern auch neuen — nur einmal bisher angetroffen, das mal nicht in der gedruckten Litteratur, sondern in der persönlichen Berührung des Schülers zum Lehrer, nämlich unter dem Katheder Friedrich Panfens. Vielleicht wird man sich über vieles ärgern, was man bei Spitteler zu lesen bekommt, aber man wird nie bedauern, es gelesen und sich geärgert zu haben. Und wo man das Buch anliest, ist es interessant.

Durchaus nicht, daß ich überall Spittelers Urteil beitreten möchte. Seine Schätzung der Schillerschen Balladen z. B. scheint mir übertrieben. Aber ich bin geneigt, unser aller Urteil über Schiller für unnormal zu halten. Es ist leider nur zu gewiß, daß noch Tieffinnigeres und Gewaltigeres als Schiller künstlich glatt, trivial, farblos gemacht werden kann. Es geht uns mit Schiller und der Kunst, wie es uns mit der Religion geht. Entweder wir wirtschaften mit den eingepprägten Schulgefühlen, -geimmungen, und -urteilen weiter, was den Vorzug hat, einen billigen geistigen Haushalt darzustellen, oder wir schlagen besinnungslos darauf. Das Letztere ist der Intelligenz zuträglicher, aber der Kunst und Religion auch nicht nützlich. Spitteler fühlt die Ursachen der modernen Gereiztheit gegen seinen Geprüften ganz wohl:

„Wenn im Deutschen Wilhelm Tell gelesen wird, verwandelt sich die Schulstube in freies grünes Bergland und aus Lausbuben wird eine liebenswürdige, begeisterte Gemeinde der Poesie. Besprich nachher Wilhelm Tell, laß ihn analysieren, vergleichen, in Aufsätzen wiederkäuen, so ist ein guter Teil des Gewinnes wieder dahin.“

Allerdings! und ein wie großer Teil, das kann sich Spitteler noch innerhalb des Diederichs'schen Verlages von einem jagen lassen, der seinen Schuljahren freilich auch sonst immerlich noch bedenklich nahe zu stehen scheint. Friedrich von Doppel-Bronikowski hat im Tell nur „Auhbauern“ gesehen, „die da mit ihren Melktrögen auf dem Rücken und Nägelschuben unter den Füßen Rousseau-Macineische Phrasen drechseln.“ Die erste Einleitung zu der romantischen Gedichtsammlung „Die blaue Blume“, in der dieser Satz steht — die zweite von Jakobowski ist gut — macht übrigens, auch abgesehen von solchen besondern Sportleistungen, nirgends den Eindruck, als möchte ihr Verfasser etwas mitteilen, sondern nur den, daß es ihn verlangt, sich modern zu räuspern. Bronikowski hat eine unheimliche Fähigkeit zu verdrießen; selbst die kurzen Bemerkungen zu den von ihm angeblich ins Deutsche übersetzten Maeterlinckschen verstümmen durch den unziemlichen Reflamestil in aller Eile.

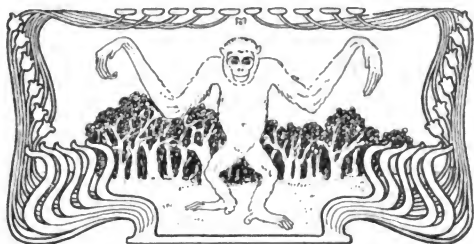
Nicht romantisch beeinflusst sind außer diesen Büchern, zu denen noch Batkas musikalische Streifzüge gehören möchten, auch einige Kleinigkeiten

aus dem Gebiet der Unterhaltungslitteratur. Falkenbergs Lieder sind vielleicht sogar höher einzuschätzen, aber wer will sie aus dem Vesebreichsen Dorfmoor herausziehen. Müller-Rastatt hätte in seiner historischen Novelle „In die Nacht“ (Leben Hölderlins) den naiv biedermeierischen Ton der Zeit, in der seine Erzählung spielt, noch sicherer durchführen sollen. Hugo Salus entschuldigt die nicht gerade reiche Poesie seines „Ehefrühlings“ mit ihrer Tugendhaftigkeit; — sollte das Laster so nötig zum Dichten sein? Helene Voigt hat uns trotz ihrer Jugend als Schriftstellerin doch schon Eigenartigeres gegeben als die etwas sentimentale Liebesgeschichte „Abendrot“. Das Ausschneiden der vielgerühmten aber unreifen Söhleschen Musikantengeschichten aus dem Verlag kann ich nicht beklagen. Harmlosigkeit und musikalisches Verständnis sind schön, auch ohne schriftstellerisch beschäftigt zu werden.

5.

Nun also die Neuromantik. Als Führer kann man am ehesten Julius Hart nennen. Jedenfalls hat er — ohne es übrigens zu wollen — der Neuromantik die brauchbarste und psychologisch feinste Theorie geschrieben (im „Nachgericht“ zu den Novellen „Stimmen in der Nacht“): Das Mittelalter sah die Abenteuer und Begebenheiten selbst als das eigentlich ästhetisch Wertvolle an, die Menschen kamen nur nebenher als nicht zu umgehende Träger ihrer Thaten in Betracht. Die Renaissance entdeckte den persönlichen Charakter, dessen Offenbarungen die Begebenheiten wurden. Der persönliche Charakter wurde organisierendes, vereinfachendes Prinzip in dem Wust von Thaten und Handlungen. Der neueren Zeit enthüllte sich rings um diese Persönlichkeiten herum eine volle Welt von Trieberregern, aus denen ihr Thun eigentlich herfloß, ein „Milieu“. Die Persönlichkeit wurde Vermittler zwischen der Welt als Welt des Geschehens, als Schauplatz der Handlung und zwischen der Welt als Erklärung für das Geschehen, als Milieu. Die Persönlichkeit setzte gewissermaßen das Milieu in Handlung um. Dies war die Kunst des Naturalismus in seiner ersten Phase. Indessen dem äußeren Milieu entspricht eine Art inneres Milieu, eine Welt großer wogender Stimmungsströme im Menschen. Diesem Seelenleben muß eine besondere Kunst sich widmen. Einen solchen psychologischen Naturalismus giebt es wohl schon, aber er schildert bisher von außen her die Gefühle und sucht sich Klarheit über sie und ihren Zusammenhang zu verschaffen. Der Dichter indessen muß zunächst nicht über dem Gefühl, sondern in ihm stehen, und das nicht nur in der Lyrik. Es ergiebt sich die Aufgabe, die Unendlichkeiten von halbklaren Bildern, Erregungen, Tönen, die unser Gefühl fortwährend, nicht selten in Sekunden, durchläuft, unmittelbar zu fassen und darzustellen und nicht erst die Handlungen und Leidenschaften, in die es sich später umsetzt.

Mit diesem litterarischen Essay ist Julius Hart in seinem Eigenen und damit auf dem Gipfel dessen, was er Diederichs gegeben hat. An dieser Theorie wird vor allem gut klar, wie der Naturalismus sich auf Phantasiesschilderungen einlassen kann. Hart hat die Theorie zu dem geschrieben, was Gerhard Hauptmann künstlerisch erlebt hat, als er im Hannele die Fiebertvisionen eines sterbenden Kindes nicht von außen her sondern aus dem Kinde heraus schilderte, was Krejer in den Hungervisionen seines „Gesicht Christi“ mit weniger Sicherheit auch gab, was unter den Nordländern beispielsweise Knut Hamsun mit vollendeter Meisterschaft handhabt. Auch hat Hart in den beiden Musternovellen, welche er dem Essay vorausschickt, gegen seinen ausdrücklichen Willen im wesentlichen die Formen getroffen, in denen man bisher vom Naturalismus aus solche Dinge darstellte. Seine erste Novelle ist ein Traum — wobei es gar nichts zur Sache thut, daß es ein Traum sein soll. Sie ist außerdem symbolisch, wie ja der Mensch überall Symbolisches erlebt. Ja, es thut mir leid — sie ist fast Allegorie. Endlich die zweite Novelle bietet die Phantasien eines Wahnsinnigen; schon Garfchin, ja Gogol schrieben derartiges.



Der Kritiker Hart, den ich verehere, scheint nun aber gemerkt zu haben, daß der Dichter Hart seine Musternovellen schlecht gearbeitet hatte; er sucht deshalb die schlechte Arbeit als mit zum Wesen der neuen Kunst gehörig zu erweisen. Er kommt auf die jedem Künstler bekannte tiefe Kluft zu sprechen, die zwischen dem freudigen ersten Aufdämmern einer künstlerischen Idee und dem nüchternen Erfassen und Nachschaffen des Gesichts besteht. Ist nicht das erste Aufdämmern einer künstlerischen Idee so recht ein Stück jenes Seelenlebens, das es darzustellen gilt? Warum nicht! Versuche er also nur, „diese ersten Empfangniszustände zu ergreifen und festzuhalten.“ Deshalb, wenn er es doch als die Summe der neuen Kunst gesperrt drucken läßt, hat er es in den Novellen selbst nicht gethan? Er hat es gethan! — in seinem Sinne! Die Phantasien eines Wahnsinnigen zu schildern ist zwar — sollte man meinen — etwas vollständig anderes als zu schildern, wie in einem Dichter die Idee dazu aufdämmert und ihre ersten Visionen

bildet. Aber wie, wenn man beides vermischte? Hart glaubt, dadurch „eine neue Kraft“ zu erreichen. Die Aufgabe, halbklare Stimmungen zu schildern ist eine der ernstesten und schwersten. Man kommt ihr nach dieser Theorie am nächsten, wenn man sie selbst sich halbklare Stimmung bleiben läßt!

Ich lege Gewicht auf diese — S. 191 und 195 des Essays ganz deutlich zu Tage tretende — Hartsche Verwechslung, weil mir hier ein Hauptfehler aller Romantik sich zu verstecken scheint.

Ich fürchte aber, wer den ersten Rausch einer dichterischen Erregung noch im Rausch darstellen will, wird alles eher als etwas Berauschesendes liefern und jede Thätigkeit eher entfalten als eine künstlerische. Harts Novellen machen durchaus den Eindruck, als habe er durch dick und dünn geschrieben, von der Furcht vor dem Verfliegen der Stimmung gehetzt.

Diesen Eindruck machen Harts Dichtungen leider auch sonst. Er weiß nichts mehr von der Schwierigkeit, für eine Stimmung den genauesten treuesten Ausdruck zu suchen. Er häuft aufeinander, was von großklingendem die Feder



fann, so geht es vorwärts wie ein Wind, der um so deutlicher wird, je mehr Spreu er zu wirbeln bekommt. Ich leugne gar nicht, daß diese bilderwüste und betrunkene Art sich unter Umständen zu stärkeren Wirkungen gesammelt hat; schon in den Novellen, z. B. bei den „Stittbeinen“ und gegen den Schluß der zweiten Novelle; öfter in den Gedichten, z. B. in den Nachahmungen der Schotten: „D, bitter kalt war die Winternacht,“ Der Trinker und „D, blick mich nicht so traurig an,“ auch in einigen Berlinerschilderungen, wie dem Eingangslied und den ersten Versen des Rebestags in Berlin; aber schon in dem so wirksam angelegten Gedicht von dem Erhängten in der Mieser wird durch die unendliche Verebfamkeit des Dichters die Wirkung beeinträchtigt, und in der Mehrzahl wird sie von den immer gleich herdenhaft auftretenden und sich drängenden Bildern zertreten. Ja, nicht selten freffen sich die Bilder gegenseitig, wie in der Anrede an den Mond:

„Eisfiff, du in Winterwolken!
Fahles — fahles Totenhaupt,
Über meines Lebens Fichten
hängst du, kahl und ganz entlaubt“

Das haben auch die Schwulstiker des vorigen Jahrhunderts, über die wir heute lächeln, nicht schlimmer machen können. Es ist erstaunlich, wie schnell Harts schleudernde Strophen für den Eindruck in ein allgemeines Tosen übergehen, in dem man nichts mehr unterscheidet.

Was Hart in seinem Essay vorzüglich abgeleitet und bestimmt, in seinen Novellen versucht und nicht gekount hat, das hat Leopold Weber in seinen „Traumgestalten“ mit ganzer Kunst hingestellt. Sein Buch ist ein Kunstwerk ohne Einschränkung. Ich weiß ja, daß Hart seine Träume meint; indessen was er als das innere Gefühlslieben zum Objekt seiner Kunst machen will, ist ganz genau dasselbe, was ohne den bändigenden Willen nächtlicher Weile als Traum weite Flächen und Zeiten überschwenmt und in grotesker Plastik künstlerische Gestalt gewinnt. Die künstlerische Aufgabe ist beide Male dieselbe; nur wenn die Tagesträume durch Elemente des wachen Lebens unterbrochen werden sollen, wandelt sie sich etwas ab. Indessen auch in dieser Richtung bietet Weber schöne Stücke. Wird aber von der Unterbrechung abgesehen, so ist die Unterscheidung praktisch wertlos, rein abstrakt-litterarischer Schematismus. Der Unterschied liegt erst da, wo überhaupt eine der Scheidelinien zwischen Kunst und Unkunst läuft: Weber verzichtet auf den Selbstbetrug Harts, sich die Echtheit seiner Schilderung durch die Schnelligkeit seiner Feder garantieren zu lassen. Bei Weber ist überall künstlerische Haltung, Prägnanz, und auch das Verschwoommene wird als verschwommen plastisch, während es bei Hart als Gerabe wirkt. Webers „Traumgestalten“ gehören in der Sicherheit ihres Schrittes und in der Reinheit ihrer Poesie zu den ganz seltenen Ausnahmestichtungen, an denen man sich aus vollem Herzen und sozusagen mit allen Organen erfreuen kann.

Wenn man von Harts Dichtungen zu seinem Weltanschauungsbuch übergeht, und noch mehr, wenn man zu Driesmans oder zu den noch wenig reifen Versuchen von Hermann Hesse kommt, so weht uns schon von weitem der scharfe Duft des Nietzsche'schen Stils entgegen. Es ist vielleicht gar nicht so schwer, über die Moderne zu sprechen, ohne diesen Meister zu erwähnen. Aber es ist unehrlich oder kurzsichtig. Denn diejenigen Kreise, die wir mit Betonung „modern“ nennen, sind geradezu auf ihn eingestellt, von ihm hypothesiert. Die Nietzsche'sche Strömung ist nicht verramscht, nur die Zeit ist vorüber, wo Nietzsche allein stand, wo man schrie, um auf ihn aufmerksam zu machen. Das hat sein Name nicht mehr nötig — nicht gerade ein Zeichen dafür, daß sein Einfluß vorbei ist. Kein Zweifel insbesondere, daß Nietzsche trotz allem derjenige ist, welcher der Romantik erst wieder den Mut zu sich selbst gegeben hat, welcher vermocht hat, die romantische Stimmung selbst in ihren prinzipiellsten Gegnern wachzurufen, unter dessen stilistischen, ja primitiv sprachlichem Bann weitans das meiste steht, was an moderner Kunst erscheint. Man achte nur auf die alleräußerlichsten Eigenheiten des modernen Stils, auf den Gebrauch der Mehrzahl bei Abstrakten, des Superlativ bei Partizipien, der gehäuften Plurale, Superlative, Partizipien selbst.

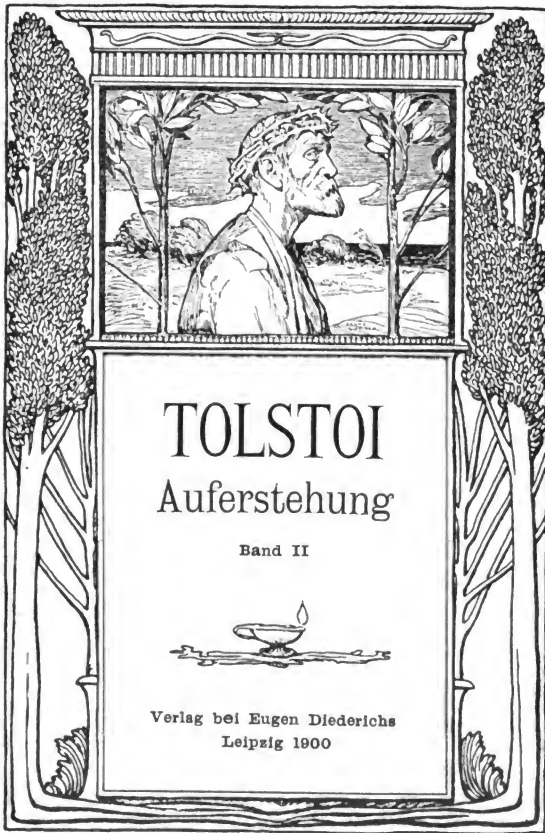
Wir haben in der Selbstcharakterisierung der Hartschen Neuen Kunst einschließlich der aufgedeckten Verwechslung eine Charakterisierung der Romantik selbst gesehen, besonders der neuen. Dafür, daß dies richtig ist, spricht, daß auch der Nietzsche'sche Paradigmatstil sich restlos

durch sie ausdrücken läßt. Wieso? Gibt es auch im Gedankenleben jenes innere Milieu, dem äußeren Milieu der überlieferten und herrschenden Gedanken entsprechend, jenes noch verworrene Wogen der erst keimenden Ideen? Nehmen wir irgend eine bestimmte Denkoperation und gehen wir in ihr bis dahin zurück, wo die Idee, mit der wir begannen, ihre ersten zufälligen, wie probeweisen Apperzeptionen rief, wo die Apperzeptionen, welche sich zu näherer Verbindung zu eignen schienen, noch halb in ihren eignen Stimmungshintergründen stecken blieben, halb in die der andern überzugehen erste tastende Versuche machten. Es flutet da von allerlei Tönen, Farben, Klängen, Gestalten, Gefühlen, Sehnsüchten, Wallungen, Unausprechbarkeiten. Die hängen und triefen noch von allen Ideen herunter. Wie wäre es, wenn wir die Gedanken als noch ganz in diesem, ihrem ersten bunten Schmelz schwimmende zu bannen, diese ihre „ersten Empfängniszustände zu ergreifen und festzuhalten“ suchten? Das ist das Problem der Nietzsche'schen Kunst, des Nietzsche'schen Stils. Wohlgermerkt: zunächst bedingt die Aufgabe durchaus nicht Unreise der Gedanken, dies, daß man die Gedanken, die man in diesem Farbenschmelz geben will, selbst nicht zu Ende gedacht hat, wohl gar, daß man mit der Feder in der Hand hinter ihnen her auf der Jagd ist. Aber diese Verwechslung zwischen Gedanken in Jugendglanz und jugendhaften Gedanken, zwischen Ideen mit Schöpfungslicht auf der Stirn und zu früh geborenen, lebensunfähigen Ideen stellt sich nur gar zu schnell ein. Auch hängt sich der bunte Glanz nicht immer um die am wenigsten falschen, geschweige um die wertvollsten Gedanken. Ist da der Künstler auf der Jagd statt bei der Arbeit, so kann Schlimmes geschehen. Schon bei Nietzsche selbst, nachdem er angefangen hatte, sich seine Wahrheiten „zurufen“ zu lassen, statt sie „wie Statuen“ auszuarbeiten, liegt nicht selten aller Wert auf der verblühenden Stimmungswahrscheinlichkeit, dem musikalischen Rhythmus, der Farbenpracht, der Vieldeutigkeit und Ahnungsmöglichkeit. Es kommt nämlich bei dieser Schaffensmethode leicht, daß der Dichter die sich rufenden Vorstellungen weniger wegen des Sinnes nimmt, den ihre Gruppierung ausdrückt, als wegen eines Sinnes, den sie in seiner Stimmung ihm riefen. Vergißt er diesen Sinn natürlich in kurzem, so empfindet er billig seine eigene „Tiefe“ als „abgründlich“. Er gewöhnt sich an dieses Auf-Risiko-Denken — vielleicht, wenn er selber keinen Sinn dabei empfindet, hat der Leser gerade einen bei der Hand — und dann kann es geschehen, daß er an dieser Art „Tiefe“ scheitert — wie ich denn glaube, daß hier die Quelle ist für den Größenwahn der späteren Selbstberäucherungen Nietzsche's und für sein Ende überhaupt.

Bei Rudolf Kaffner liest man auf S. 4:

„Der Kritiker von heute ist nichts anderes, als der Platoniker des Altertums, der Mystiker des Mittelalters, der Skeptiker der ausgehenden Renaissance, der Moralist des 18. Jahrhunderts in Frankreich, der Synphilosoph Friedrich Schlegels.“

Da haben wir dieses Denken in Apperzeptionen. Was dabei herauskommt, ist nicht einfach Unsinn, aber auch nicht das Gegenteil.



FRANZ LIPPISCH

Plato hat die Dichter gehaßt, der Gegensatz zum Dichter ist auch der Kritiker, also Platoniker gleich Kritiker. Der Platoniker ist aber selbst Dichter, Gedankendichter, etwa wie später der Mystiker, also Kritiker gleich Mystiker u. s. f. Nun hat Nietzsche behauptet, das Christentum sei populärer Platonismus. Weshalb nicht auch etwas verallgemeinert statt Christentum Religion überhaupt? Keine Schwierigkeit! S. 11 hören wir „Religion und Liturgie sind praktischer Platonismus, verdichteter Platonismus, Christus ist die freigewordene Seele Platos, die Metapher Platos“. Dies ist nun bereits Unsinn schlechtweg. Aber es geht noch weiter, denn auf diese Weise ist Christus gleich Notin. Wichtig! bei Kassner a. a. O. zu lesen. Fehlt nur noch das Schlußglied: Der Kritiker gleich Christus. Hier kann man nun bereits fragen, ob man das Schlagwort recht thut, Neu-romantik zu lesen, und nicht vielmehr Neuro-mantik, Nervenzauber. Schade übrigens um Kassner, denn er ist derjenige, der den Nietzschestil nicht lappenförmig zur Aufklärung des eigentlichen Nockes benutzt, sondern ihn wirklich aufgenommen und mit den anderen Fäden zu etwas Einheitlichem verwoben hat. Auch finden sich an weniger „tiefen“ Stellen seines Buches bessere Einfälle. Doch werden wohl nur hartnäckigere Leser über die zweite Seite hinauskommen.

Ein anderes Schicksal hat der Nietzschestil bei Driesmans und Hart erlitten. Bei ihnen kann man fast einen Strich mit der Feder oder, mit Bölsche zu sprechen, einen blutroten Schnitt ziehen an den Stellen, wo sie aufhören, sie selbst zu sein, wo der Geist sie gefaßt hat und der Alp sie reitet. Besonders bei Driesmans, bei dem der eigene Rock und die fremden Tuche in ihrer Färbung viel verschiedenartiger sind als bei Hart. Egyptische Herkunft und Nietzscheische Anregung wirken noch ganz unvergoren ineinander („wie das körperliche Leben in die Seele, dessen gehobener Ausdruck und verklärte Darstellung sie ist“, S. 221) und bringen (wie das eben gegebene Stilmuster zeigt) das unsichere Gleiten eines Menschen zu stande, der zum zweiten Male Schlittschuhe angechnallt hat. Ein erstes, stark auf praktische Verwirklichung gewandtes nüchternes Wollen wird durch ein Verlangen nach großen Blicken und phantasiervollen Kombinationen „emporgereizt“. Zu ersten bei G. Naumann erschienenen Bande äußerte sich das so, daß weitangelegte Parteen auf praktische Kleinigkeiten hinausgeführt wurden. Im vorliegenden zweiten Bande stellt es sich so dar, daß die großen Kombinationen durch ganz kleine Beweisen, Notizen, Anekdoten gestützt werden. Etwas, das als Kombination von großen Massen seinen Wert haben will, darf nicht in kleinen Einzelheiten herumstöbern.

Und dann: Nietzsche ist experimentierender Denker. Das erklärt sich aus dem Problem des Nietzscheischen Schaffens, wie es vorhin dargestellt wurde, von selbst. In seinen mehr zusammenhängenden Gedankengängen hat er Apperzeptionen, die ihm plausibler vorkamen, experimentierend weiter verfolgt; anderenfalls erlaubte der Aphorismus abzubrechen, bevor die Sache weniger geschmackvoll wurde. Den an

allerlohnendsten ausgefallenen Apperzeptionen erlaubte er, sich zu Gesamtstandpunkten zu kristallisieren. Diesen Gedanken einer experimentierenden Philosophie verfolgt Nietzsche von seinen ersten Schriften an, und in ihrer Ausführung empfand und genoß er die „Verwegtheit“ seines Geistes. Hier hat Driesmans gelernt; aber er bringt eben das Einzelne nicht als fest hingeworfenen Aphorismus, er sucht es in den großen Zusammenhang hineinzustellen und mit einer gewissen Wiederkeit durchzuführen. Für diesen Grundcharakter des Buches ist mir des leichthin und auf Risiko Gedanken zu viel in ihm. Man sehe sich so etwas an wie das auf S. 156 f. über den „Deutschen Bauernkrieg als keltische Revolution“. Es wird hier mit dünnen Worten ausgeführt, daß der Deutsche, wenn er zum Sklaven gemacht wird, seine Herrennatur dadurch beweist, daß er nicht muckt. Die das Joch abzuwerfen versuchten, bewiesen sich dadurch als „zügelloses fremdblütiges Volk“. Auf diese Weise wird ja allerdings auch noch die berühmte Bedientenhaftigkeit der Deutschen zum Zeichen ihrer Herrenart. Ich würde nichts sagen, wenn damit irgend ein sublimeres Verständnis des Begriffs einer Herrennatur versucht werden sollte. Das Gegenteil ist der Fall.

Vielleicht ist das Dramarbasieren mit Herrentum und Herrennatur selbst ein Zeichen fremder Art, der deutschen Art in die Seele hinein zuwider! Ich möchte es glauben und ich möchte sagen, daß, wenn wir jetzt, wo wir mächtiger werden, nichts Besseres zu thun wissen, als die „Große Nation“ zu kopieren, wir in der That besser blieben, was wir waren, die Schuhputzer Europas, und machten nicht erst den „Sklavenaufstand“ von 1813 und 1870 gegen das keltische Herrenvolk durch!

Trotzdem scheint mir Driesmans besser abzuschneiden als Kassner, vor dem er voraus hat, daß man ihn lesen kann; ja von einer gewissen Seite her auch als Hart; seine kontrastvolle Temperamentmischung birgt größere Möglichkeiten für die Zukunft, während Hart sich auf seinen lärmenden Stil vollständig und rettungslos festgefahren zu haben scheint.

Hören wir ihn selbst:

„Mit heiterem Gleichmut erwarten wir die Angriffe, die gerade vom Lager dieser guten, alten logischen Sophistik gegen unsere Lehre vom Wesen des Widerstands ausgehen werden. *Hic est Rhodus, hic salta!* Wir werden tanzen. Der Kampf mit unseren sophistischen Gegnern wird für uns und auf unserer Seite kein Kampf sein, sondern ein unterhaltendes Spiel, ein munteres Fechterkunststück, in dem wir dem ‚Feind‘ mit ein, zwei Schlägen die Waffe aus der Hand ‚spielen‘.“

Wenn Nietzsche in seinen späteren Tagen durchaus darauf bestand, seine Philosophie zu tanzen, so konnte er wenigstens tanzen.

Leider ist der Einfluß des Hartschen All-Einheitsstils innerhalb des Diederichschen Verlags bereits weiterhin kenntlich.

Wilhelm Bölsche ist ein Künstler, der in einfachen Essays über Stoffe der Entwicklungsgeschichte Großes, ja für diese Gattung der naturwissenschaftlichen Plauderei Musterhaftes leistet. Von der neuen Entdeckung der Bazillen als Krankheitserreger ausgehend, stellt er

unsere Zeit als den Wendepunkt dar zwischen dem Kampf des Menschen gegen seine hochstehenden Feinde, die wilden Tiere, und dem Kampfe gegen die niedrigst stehenden, deren Angriffe wir „Krankheiten“ nennen. Oder er breitet die Geschichte der Südpolforschung wie einen aller spannendsten Roman aus, um mit einer kolossalen Perspektive auf möglicherweise isoliert und so erhalten gebliebene Reste sonst längst verschollener Tier- oder gar Menschenformen zu schließen. Überall wird der Leser durch Welten und Welten der Vergangenheit hindurch getragen, und am Schluß hat er ohne eigentliche Mühsal soviel erlebt, daß es ihn zu weiterem, vielleicht ernsterem Forschen treibt — der beste Erfolg dieser schriftstellerischen Gattung. Eine gewisse Flüchtigkeit des Stils und hier und da ein Sichgehenlassen nimmt man dem Plauderer nicht übel.



Aber Hände durch über Ein Thema — sei es auch noch so wichtig — „plaudern“? Bölsche hat geglaubt, das nicht als feiner und eines so großen Unternehmens würdig erachten zu können, und er hat es daher seinem Freunde Julius Hart nachgemacht und wie dieser, wenn er sich zu einem Buche hinsetzt, seinen Stil zum gräßlichsten Höhenpathos emporgeschoben, um dann mit Vurcksifositäten und Witzeleien das Gleichgewicht herzustellen. So beginnen denn die einzelnen Kapitel mit mystischen Versen, etwa mit Lenaus Faustvers: „... . So daß Natur in Haß und Lieben, Als ihre Blüte Gott getrieben“. Was nach solchen Motti folgt, lehre ein Blick ins Inhaltsverzeichnis: Der dicke Stern — Wie die Kumpelstilzchen zu Kindern kamen — Panis, piscis, crinis, finis . . . — Die Poesie der Auster — Der Spinnerich in Liebesnöten — Herr Stachelinsky — Die alte Melodie: „Das Weib ist bitter“. — Das ist der neue Hart-Bölscheje All-Einheits- oder Universalstil, eine Art höhere Einheit zwischen Prophetie- und Aneipstimmung, oder mit Bölsche: „vom farbigen Pathos bis zum bunten Humor“.

Die unleugbaren großen journalistischen Verdienste Harts und Bölsches — man denke nur an Harts unermüdlichen Kampf um ein höheres Niveau für das Theater, und wie hinter seinen frischen Kritiken immer etwas wie Weltanschauungsgröße zu stehen schien — solche Verdienste und die von Bölsches Essays haben selbst ernst zu nehmende Kritiker wie Jakobowsky, ja sogar Avenarius überredet, diesen Buchstil

der beiden, Jakobowsky demjenigen Harts, Wenarius dem Bölsches, gelegentlich mit zu empfehlen. Aber ich weiß nicht, was aus dem rastlosen Kampf des Kunstwarts für Echtheit und Wahrheit des Stils in allen Kunstgattungen werden soll, wenn diese geschwollene Sündflut sich darüber wegwälzt! Wenn Bölsche ein begrenztes Thema mit Energie und weitem Blicke durchführt, entzückt er auch mich, wenn er seine Weltanschauung zum besten giebt, amüsiert er mich wenigstens; das Material, das er ausbreitet, belehrt mich immer, und daß er es ohne Scheu ausbreiten soll, und ohne auf die Einwände der Prüderie zu achten, halte ich für selbstverständlich; sogar die Art, wie er die Dinge sieht, ist mir oft sympathisch, aber die Art, wie er sie in den zusammenhängenden Büchern giebt, diese Art, wie er den Pegasus spornt, daß er schweift, wie er meckernd herunterkommt, ganz Leutseligkeit, mich mit plumper Vertraulichkeit auf die Schulter klopft und in die Rippen stößt, um schließlich mich anzupropheten — das halte aus, wer kann! Bölsche selbst hat eine ganz gesunde Empfindung für das, was sich nicht paßt — in der Theorie! Er sagt in seinem Vorwort zum 2. Bande:

Wer den nötigen innerlichen Ernst der Situation mitbringt, für den brauche ich nicht noch besondere Feierlichkeiten der Rede, eine künstliche Erhabenheit, die einfach eine Dummeret wird, wo echte, gerade Menschen beisammen sind . . . An sie wende ich mich ohne Mäßen und Posen, weil ich ein höheres Gefühl der Achtung meinen Lesern entgegen bringe.

Was hinter diesem Vorwort folgt, ist fortwährende „künstliche Erhabenheit“ mit „Mäßen und Posen“ ohne jede höhere Achtung vor dem Leser. — In diesem neuen Residenz- und Brunnstil dichtet nun auch der Verleger die Reklamedithyramben, mit denen er die Bücher seines Verlages vorstellt; er hat den neuen Stil mit gutem Takt als für diesen Zweck am besten passend empfunden.

7.

Noch ein Charakteristikum der Romantik dürfen wir nicht übergehen: ihre Überproduktion auf dem Gebiete der Weltanschauung. Wieviele Systeme oder doch Standpunkte allein Nietzsche, ihr Chorführer, auf den Markt geworfen hat, mag ein guter Mathematiker auszählen. In romantischen Zeiten nimmt das geistige Leben den Charakter des Seifenwassers an. Jeder sticht mit seinem Strohhalm hinein und bläst sein Stück Beobachtung zu einer ganzen Weltanschauung auf. Alle Welt klatscht, und das Ding ist bunt und fliegt, nur an irgend einer Wirklichkeit darf es nicht rühren, sonst platzt es.

Ich habe leider nicht den Raum zur Verfügung, mich irgend ausführlicher mit den Weltanschauungen und den Weltanschauungsauflagen des Diederichs'schen Verlags zu beschäftigen. Den einzigen ausführlicheren und sachlich wertvolleren Entwurf, den von Julius Hart,

habe ich an anderer Stelle durchgesprochen. *) Ich möchte aber wenigstens in kurzem versuchen, den allgemeineren historischen Ort und das allgemeinere Charakteristikum dieser Strömung in etwas zu bestimmen.

Neuromantisch den Naturalismus ablösend? Das verlockt die Reihe zurückzuverfolgen: romantisch den Rationalismus ablösend, pietistisch den Orthodoxismus ablösend. Vielleicht handelt es sich nicht um so viel besondere Stimmungen als Namen, sondern um zwei fortlaufende Reihen von Gegensatzstimmungen: Orthodoxe, Rationalisten, Liberalisten, Naturalisten die einen, und Pietisten, Romantiker, Fejünisten, Neuromantiker die anderen. Die ganz Großen, die Führenden in der Entwicklung der deutschen Weltanschauung, sucht man vergeblich einzureihen. Luther steht einsam wie Goethe. Es schlägt aber die Welle der Entwicklung, an deren Ende wir stehen, aus der religiösen Seele des deutschen Geisteslebens bis in seine fernsten Außenposten. Indem sie dort verbrandet, löst sich die neue Welle aus dem tiefen Schoße der Zeit. Die Weltalter scheinen darin den Einzelmenschen zu gleichen. Sie setzen mit einer starken, sehr ernsten, ganz offenen religiösen Auseinandersetzung ein, um dann, dieser Kraft voll, ins Außenleben hinabzusteigen. Aber sie merken bald, daß sie diese herbe, heroische erste Kraft nicht werden behalten können im Drang der Geschäfte, und so zerlegen sie ihre Religion in allerlei Grundsätze dogmatischer, moralischer, naturgesetzlicher und sonstiger Art einerseits (orthodoxe, rationalistische, naturalistische Systeme) und in weiche, sentimentale, poetische Stimmungen und Erinnerungen andererseits (pietistische, romantische Zustände) — Zeichen beides der religiösen Schwäche. Driesmans verweist auf das sieberhafte Kirchenbauen: Die Zeit der Religion ist um: so bauten sie auch in Griechenland, als die Religion sich neigte. Das ist richtig: man baut die Gräber der Propheten, wenn ihr Geist nicht mehr lebt. Nur ist dabei vergessen, daß damals nach den Tempeln das Christentum kam und nach den mittelalterlichen Domen die Reformation. Aber das ist wahr: Die Zeit der Religion ist um — und noch nicht wieder da. Man ist schon beim „reinen Schauen“ angekommen. Laßt auch diese letzte Zukunft verrauschen.

Wie groß die Verwirrung in Sachen der Weltanschauung unter uns ist, zeigt am besten die Thatfache, daß noch immer der alte greisenhafte intellektualistische Monismus — höchstens mit etwas ästhetischer Anschauung aufgefrißt — sich für den natürlichen Bundesgenossen des Darwinismus halten darf. In Wahrheit ist der Darwinismus der energigichste Gegenschlag gegen den „Monismus“, der sich denken läßt:

Was seit alten Tagen den vorwärtsvollenden Menschen als energielähmende Beschwörung im Wege gelegen hat, das ist die ungeheure Majorität der „ruhenden Natur“. Von hier aus macht sich die eine große Gruppe von Weltanschauungen auf, die man als metaphysische, philosophische, monistische Systeme bezeichnet. Sie beriefen sich mit Vorliebe auf die Millionen von Welten im unendlichen Raum, auf das

*) „Christliche Welt“ 1900 Nr. 19—22.

Bränden der Flut, das Gewitter im Felsgebirge, auf den Welttäter: „Hier, nicht im Menschen, offenbart sich unser Gott!“ — also im Unorganischen. Sie hatten für sich das ränmlliche Übergewicht und die Vernunft, welche das Ansehende, das Gewordene ordnet und einen Erklärungsgrund dafür sucht, wozu ihr die Annahme einer Einheit genügt. Ihnen gegenüber steht von eben so lange her die andere Gruppe, die man als die der praktischen Weltanschauungen bezeichnen kann — kann noch „Anschauungen“ sondern Kräfte, um die sich erklärende, verständigende, erhellende Gedanken sammeln. Dies ist die innere Konstruktion der sogenannten Religionen, wenigstens der höheren. Sie berufen sich auf „Glauben“, womit sie alle Kräfte der Zukunft zusammenfassen, einhängen an dem, das man ersehnt, und die starke Zuversicht, daß es höhere Realität ist alles, was dahinten liegt, vernunftgeordnet.

Stünden diese beiden Kampflinien klar und strahlend einander gegenüber! Aber es ist zwischen ihnen ein unklares Gemisch. Das Christentum selber, das doch der größte Gegensatz gegen jede intellektualistische, hellenistische Weltanschauung ist, wurde mit seinem Eintritt in die Welt die Beute des Intellektualismus, die „Metapher Platos“, „populärer Platonismus“, und ist bis heute Lehr- und Wissensstoff für die Schule! Wer schüchtern daran zu erinnern wagt, daß doch der „neue Mensch“, der „zweite Adam“, die „neue Schöpfung“ ebensovohl Schlagworte des neuen Testaments als praktische Folgerungen aus dem Darwinismus sind, wird auf dem Boden dieses intellektualistisch gewordenen Christentums als Feind empfunden.

Und doch ist es so. Der Darwinismus hat das endgültig zerbrochen, was die eigentliche Kraft jener „vernünftigen“, antireligiösen, „naturreligiösen“ Weltanschauungen war, die Vorstellung von einem ungeheuren Übergewicht des Unorganischen. Der Darwinismus hat dieses Unorganische dem Menschen unter den Fuß gegeben. Er hat es vom Menschen aus gedeutet. Statt wie der „Monismus“ den Menschen aus dem Unorganischen zu beurteilen als eine beiläufige Beileitererscheinung, versteht er viel mehr aus dem innersten Geheimnis des Menschen, aus seiner Entwicklung, seinem Streben heraus das Unorganische als Prophezie auf das Organische, Menschliche, „Übermenschliche“ als erste, niedrigste Vorgeschichte des Menschen. Der Mensch hat aufgehört, das kleine Stäubchen auf den Welten zu sein. Wögen die Welten die Majorität der Vergangenheit darstellen, der Mensch ist die Majorität der Zukunft, die pulsierende Kraft, die Verantwortung, der Mensch ist — alles. Und zwar der Mensch nicht nach dem, was er geworden ist, sondern nach dem Dunklen, das in ihm gärt, das noch werden kann, das er halb kennt, das er wollen muß, wenn die Entwicklung weitergehen und nicht mit ihm abreißen soll. Sein „Glaube“



ist die ihm angemessene Form der Entwicklungsnotwendigkeit, seine „Weltanschauung“ die ihm angemessene Art, die Mittel zum Fortschritt auszunützen.

Wo nun im Schema dieses Darwinismus die neuen Weltanschauungsversuche unseres Verlages hingehören, das verrät mit naiver Deutlichkeit Bölsche im 2. Bande seines Liebeslebens S. 3. Er unterscheidet da den Menschen, der noch Tier ist, von dem, welcher schon Mensch ist. Dieser habe „seinen ganzen Wert schon auf eine einzige Schlußanpassung gestellt: bewußtes Denken über die Welt. Das hat kein Tier. Dieser Mensch ist über das Tier hinaus“. Nun weiß Bölsche gut genug, daß ein Wesen, das seine „Schlußanpassung“ vollzieht, damit aus der aufwärtssteigenden Reihe ausscheidet, um sich zur Art zu verhärten. Ich kann mir nun nicht denken, daß ein Mensch kalten Blutes sich zur Spezies entscheidet und das Weiterarbeiten anderen überläßt. Es bleibt also zweierlei übrig: entweder Bölsche hält die Entwicklung mit dem Menschen, wie er ist, für im weitestlichen abgeschlossen, der Mensch ist Spiegel, Registerband, Katalog der Entwicklung, so etwa wie der große Meister Häckel in seiner sorglos fröhlichen Weltbetrachtung die Dinge sieht — eine philiströse Gelehrtenjchrulle. Oder Bölsche läßt den Darwinismus an der Schwelle scheitern. Man kann ihn nur für die Naturerklärung brauchen, für die Bestimmung der eigenen Aufgabe ist und bleibt man, was man war — „Monist“.

Was der Darwinismus einem ernstern Menschen doch allererst leisten muß, das ist, daß er die Kugelnatur der Weltanschauung als Albernheit offenbart. Jede Idee eines „Monismus“ ist in sich kindlich und vordarwinianisch. Für den Darwinianer gipfelt der Ernst aller Welten in dem Menschen, der von sich aus das Vorige so geordnet hat, und der in das Unbekannte vordringt, in das Rätsel. Alles Erkennen ist Mittel, ist Waffe, Laterne, Seitenbeleuchtung. Aber vor ihm ist das Große, Dunkle. Und das Beste, das wir haben, ist Vordringen, ist praktisches Glauben und Hoffen.



Werfen wir einen Rückblick auf die Leistungen des Verlags, so sind sie am befriedigendsten, je mehr die persönliche Arbeit des Verlegers in Betracht kommt, also im Schmuck, in der Wahl der Künstler. Was den Inhalt angeht, so ist auch hier die Abteilung am besten weggekommen, in der der Verleger freie Wahl hatte, nämlich in der Herausgabe auswärtiger Bücher oder älterer deutscher Schriften. Tolstoi, Tschehoff, Jacobson, Andersen, Maeterlinck (schlecht übersetzt mit Ausnahme der Junck-Brentanoschen Verdeutschung), Rosssetti (wie es scheint, sehr gut übertragen), Novalis (mit gutem Vorwort von Bruno Wille). Hierher rechne ich auch die teilweise vorzügliche Samm-

lung der Monographien der Stände. Was hier — unter den Übersetzungen und Neuausgaben — bisher erschienen ist, kann man, glaube ich sagen zu dürfen, unbesehen kaufen. Unter den Originalwerken des Verlags schneiden am besten ab die Essaysammlungen künstlerischer Inhalts mit den Namen Spitteler, Schulze-Naumburg, Bölsche (Bajillus bis Affenmensch), auch Erdmann und wohl auch Batka. Unter den Originaldichtungen sind laut zu rühmen Leopold Weber, Avenarius, Spitteler. Nüge ich noch Bartels und den hübschen und gelungenen Scherz des Malers Binnun hinzu, so habe ich das Wertvollste genannt.



Verzeichnis der Bücher, welche zur Besprechung vorliegen:

- Avenarius**, Ferdinand, Wandern und Werden. Erste Gedichte. Buchschmuck von Eissarz. 2. A. 1898. br. 3 Mk., geb. 4 Mk.
- Stimmen und Bilder. Neue Gedichte. Buchschmuck von Eissarz. 1898. br. 3 Mk., geb. 4 Mk.
- Kinder von Wohldorf. Ein Idyll. 2. A. (3. Tausend). 1898. kart. 1,50 Mk., geb. 2 Mk.
- Lebe! Eine Dichtung. 2. A. br. 2 Mk., geb. 3 Mk.
- Bartels**, Adolf, Der dumme Teufel. Ein satirisch-fomisches Epos. 2. A. Zeichnungen von G. Brandt. 1899. br. 3 Mk., geb. 4 Mk.
- Spitteler**, Carl, Olympischer Frühling. 1. Die Auffahrt. Epos. 1900. br. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.
- Lachende Wahrheiten. Gesammelte Essays. 1898. br. 4,20 Mk., geb. 5 Mk.
- Schulze-Naumburg**, Paul, Häusliche Kunstpflege. 2. A. Buchschmuck von Eissarz. br. 3 Mk., geb. 4 Mk.
- Studium und Ziele der Malerei. Mit Illustrationen 1900. br. 4 Mk., geb. 5 Mk.
- Erdmann**, Karl Otto, Alltägliches und Neues. Gesammelte Essays. 1898. br. 5 Mk., geb. 6 Mk.
- Batka**, Richard, Musikalische Streifzüge. Essays. Kopfleiten von Eissarz. 1899. br. 4 Mk., geb. 5 Mk.
- Falkenberg**, Otto, Morgenlieder. Buchschmuck von Lesèbre. 1899. br. 3 Mk., geb. 4 Mk.
- Müller-Rastatt**, Zu die Nacht. Ein Dichterleben. Buchschmuck von Müller-Schönefeld. 1898. br. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.
- Salus**, Hugo, Ehefrühling. Gedichte. Buchschmuck von Vogeler-Worpswede. 2. Tausend. 1900. br. 2 Mk., geb. 3 Mk.
- Voigt**, Helene, Abendrot. Buchschmuck von Vogeler-Worpswede. 1899. br. 2 Mk., geb. 3 Mk.
- Hart**, Julius, Triumph des Lebens. Buchschmuck von Fidus. 1898. br. 3 Mk., geb. 4 Mk.

- Hart, Julius**, Stimmen in der Nacht. Visionen. Buchschmuck von Bernh. Pantof. 1898. br. 3 Mk., geb. 4 Mk.
- Zukunftsland I. Der neue Gott. Ein Ausblick auf das kommende Jahrhundert. Buchschmuck von W. Caspari. 1899. br. 5 Mk., geb. 6 Mk.
- Das Reich der Erfüllung. Flugschriften. Heft 1. br. 1 Mk.
- Weber, Leopold**, Traumgestalten. Buchschmuck von Ernst Kreidolf. 1900. br. 3 Mk., geb. 4 Mk.
- Hesse, Hermann**, Eine Stunde hinter Mitternacht. 1899. br. 3 Mk., geb. 4 Mk.
- Kassner, Rudolf**, Die Mystik, die Künstler und das Leben. Buchschmuck von Müller-Schönefeld. 1900. br. 6 Mk., geb. 8 Mk.
- Driesmanns, Heinrich**, Das Keltentum in der europäischen Blutmischung. 1900. br. 4 Mk., geb. 5 Mk.
- Bölsche, Wilhelm**, Vom Bazillus zum Affenmenschen. Buchschmuck von J. B. Eissarz. 1900. br. 4 Mk., geb. 5 Mk.
- Das Liebesleben in der Natur. 1. und 2. Folge. Buchschmuck von Müller-Schönefeld. 1899—1900. 2 Bände, je br. 5 Mk., geb. 6 Mk.
- Colsto, Auferstehung**. Nach der einzigen ungefärbten Originalausgabe mit Genehmigung des Verf. überfetzt von Wladimir Czumitow. Buchschmuck von Lippisch. 4. und 5. Laufend. 1900. 3 Bände zus. br. 6 Mk., geb. 8,50 Mk.
- Patriotismus und Regierung. Übers. v. Czumitow. 1900. br. 0,50 Mk.
- Csacchhoff, Anton**, Gesammelte Werke. Band 1. Ein bekannter Herr. Übers. von Czumitow. Buchschmuck von J. Grieslander. 1900. br. 3 Mk., geb. 4 Mk.
- Jacobsen, Jens Peter**, Gesammelte Werke. Band 1. Novellen, Briefe, Gedichte, Fragmente. Band 2, Marie Grubbe. Band 3, Niels Lyhne. Zus. br. 10 Mk., geb. 13 Mk.
- Überfetzt von Maria Dergfeld. Gedichte von Robert F. Arnold. Buchschmuck in Band 1 und 3 von Müller-Schönefeld. Band 2, Bogeler-Worpswede. 1898 und 99.
- Andersen, H. C.**, Bilderbuch ohne Bilder, übers. von R. Langfeldt. Buchschmuck von Kreidolf. 1900. br. 2 Mk., geb. 3 Mk.
- Maeterlinck, Maurice**, Schatz der Armen. Übers. von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Buchschmuck von Melchior Lechter. 1898. br. 6 Mk., geb. 7 Mk.
- Aglavaine und Selysette. Drama. Übers. von Claudine Junod-Brentano. Buchschmuck von Müller-Schönefeld. 1900. br. 3 Mk., geb. 4 Mk.
- Weisheit und Schicksal. Übers. von Fr. von Oppeln-Bronikowski. Schmuck von Mart du Hameel und Totentanzinitialen von Holbein. 1899. br. 4,50 Mk., geb. 5,50 Mk.
- Rossetti, Dante Gabriel**, Das Haus des Lebens. Eine Sonettenfolge mit Bildnis seiner Frau, geg. von ihm selbst. Übers. von Otto Hauser. 1900. br. 3 Mk., geb. 4 Mk.
- Novalls, sämtliche Werke**. Her. von Carl Reikner, Einl. von Bruno Wille. Einbandzeichnung von Bernhard Pantof. 3 Bände. 1898. geb. zus. 7,50 Mk.
- Die blaue Blume**. Eine Anthologie romantischer Lyrik. Her. von v. Oppeln-Bronikowski und Ludwig Jakobowski mit zeitgenössischem Buchschmuck von Otto Kunge. br. 5 Mk., geb. 6 Mk.
- Monographien zur deutschen Kulturgeschichte**. 15.—18. Jahrb. Her. von Dr. Georg Steinhäusen mit Illustrationen von alten Meistern. br. 4 Mk., geb. 5,50 Mk. (Man wähle Ausgabe A auf altertümlichem Papier; Ausgabe B hat weißes.)

Bisher erschienen:

- Bd. 1 Liebe, Georg, Der Soldat. Titelv. von Eissarz. 1899.
- „ 2 Steinhäusen, Georg, Der Kaufmann. Titelv. von Lippisch. 1899.
- „ 3 Peters, Hermann, Der Arzt. Titelv. von Eissarz. 1900.
- „ 4 Heinemann, F., Der Richter. Titelv. von Eissarz. 1900.
- „ 5 Boesch, Hans, Kinderleben. Titelv. von Pantof. 1900.
- „ 6 Bartels, Adolf, Der Bauer. Titelv. von Hans Thoma. 1900.

- Blum**, Hans, Die deutsche Revolution 1848. Neuntes Tausend. Mit Beilagen aus der Zeit. 1898. br. 10 Mk., geb. 12 Mk.
- Arnold**, C. Fr., Die Vertreibung der Salzburger Protestanten etc. Ein kulturgesch. Zeitbild aus dem 18. Jahrh. Mit zeitgenössischen Kupfern. 1900. br. 4 Mk., geb. 5 Mk.
- Böttger**, Hugo, Die Sozialdemokratie auf dem Lande. Ein Beitrag zur deutschen Agrarpolitik. Schmuck von B. Pantof. 1900. br. 2 Mk.
- Uinnen**, Carl (Worpswede), F. D. Fischbeds Rathhurgeschichte. Zweite Auflage. 1799.

Uebersicht der Zeichnungen.

- Seite 154 Initiale von Melchior Vehter aus Mactelind, „Schag der Armen“.
- „ 155 von Müller-Schoenefeld aus Müller-Mastatt, „In die Nacht“.
- „ 156 von Heinrich Vogeler-Worpswede aus „Jacobson“ II.
- „ 158 von Heinrich Vogeler-Worpswede aus „Jacobson“ II.
- „ 157 von Ciffarz aus Helene Voigt-Diederichs Mutterstrom, Gedichte (noch in Vorbereitung).
- „ 159 von Ciffarz aus Avenarius, „Wandern und Werden“.
- „ 160 von Pantof aus Julius Hart, „Stimmen in der Nacht“.
- „ 165 von Müller-Schoenefeld aus Bölsche, „Liebesleben“ II.
- „ 166 von Ernst Kreidolf aus Leopold Weber, „Traumgestalten“
- „ 169 von Lippisch aus Tolstoi, „Auferstehung“.
- „ 172 von G. Brandt aus Bartels, „Dummer Teufel“.
- „ 175 von Fidus aus Julius Hart, „Triumph des Lebens“.
- Auch der übrige Schmuck in diesem Aufsatz stammt aus dem Diebrieh'schen Verlag.



Anzeigen-Übersicht.

Diese Übersicht soll dem Leser einen bequemen Nachweis wertvoller Litteratur über eine Reihe von Spezialgebieten geben, zugleich auch die litterarische Thätigkeit der Mitarbeiter des Jahrbuchs außerhalb der „Hilfe“ anzeigen. Die Ziffern geben die Seiten an, auf denen Genaueres zu finden ist.

Ahldeutsche Bewegung		Kierleggaard	183
„Obin“	184	Kirchenlicht, Das	184
Bodenreform		Religionlos	183
„Deutsche Volksstimme“	188	Religion im modernen Geistesleben	194
Deutschlands Verjüngung	186	Textbibel des Alten u. Neuen Test.	194
Kamerun oder Kautschuk?	187	Wahrheit der christl. Religion, Die	194
Vom Gemeinde-Sozialismus	187	Wandel im Licht, Predigten	193
Bonus		Wille zum Glauben, Der	183
Der Gottsucher	182	Sittlichkeit	
Deutscher Glaube	182	Mibbing, Die sexuelle Hygiene	188
Von Stöder zu Raumann	182	Sozialpolitik	
Zwischen den Zeilen I u. II	182	Christliche Gewerksvereine	196
Evangelisch-sozial		Democh!	193
Jr. Denison Maurice	181	Deutsche Sozialgesetzgebung, Die	194
Jh. Carlhies sozialpol. Schriften	181	Grundriß der politischen Ökonomie	194
Verhandl. d. II. ev.-soz. Kongresses	181	Gewerkschaftsbewegung, Die	193
Frauenfrage		Millionär gegen die Millionäre, Ein	189
Frauenbilder	190	Pflicht im Wirtschaftsleben, Die	194
Gerlach, H. von		Studien z. Gesch. d. engl. Lohnarbeiter	189
Pol. Redakt. der „Welt am Montag“	192	Zukunft der sozialen Frage, Die	193
Kunst und Litteratur		Verschiedenes	
Deutsches Wörterbuch	189	Das 19. Jahrhundert, Aufsätze	195
Französische Litteraturgeschichte	189	Französische Litteraturgeschichte	189
H. Langens Verlagswerte	192	Gewerksunde, illustrierte	189
Kunstwart, Der	184	Lebensideale	194
Wappentafel	189	„Mabe“, Pferdeklunde	189
Nationalsozial		Mibbing, Wen darf ich heiraten?	188
Litteratur	195—196	Weihnachtsspiele	
Raumann		Verschiedene	191
Andachten aus der „Hilfe“	181	Weinhausen	
„Asia“	196	Christliche Gewerksvereine	196
Demokratie und Kaiserthum	195	Wohnungsfrage	
Herausgeber der „Hilfe“	196	Abhandlungen des Vereins Reichs- wohnungsgeles	181
Vorträge, verschiedene	196	Gänge durch Raum und Not	182
Philosophie		Zeitschriften	
Klassiker der Philosophie	183	Deutsche Volksstimme	188
Religiöses		Hilfe, Die	196
Andachten aus der „Hilfe“	181	Kunstwart, Der	184
Migins Predigten	193	„Obin“	184
Deutscher Glaube	182	Simplexissimus	192
Gottsucher, Der	182	Straßburger Zeitung	195
		Welt am Montag, Die	192
		Zeit, Die	185

• Friedrich Naumann, Gotteshilfe. •

Andachten aus der „Hilfe“.

1.—5. Jahrgang 1895—99. (1. u. 2. Jahrgang 2. Auflage.) 1., 3. u. 4. Band je M. 1,70 geb., kart. M. 1,35; 2. u. 5. Band je M. 1,80 geb., kart. M. 1,40.

„Naumann ist der unübertroffene Meister in der Kunst, die alte Wahrheit des Evangeliums fruchtbar zu machen für die Aufgaben der neuen Zeit.“
(Theol. Rundschau 1900 Nr. 2)

Die Verhandlungen des II. evang.-sozial. Kongresses abgehalten zu Karlsruhe den 7. und 8. Juni 1900. Preis M. 2.

„Welche sittlichen und sozialen Aufgaben stellt die Entwicklung Deutschlands zur Weltmacht unserem Volke?“ Diese Frage, behandelt von Prof. Rathgen, Dr. Lepsius, Fr. Naumann u. a., muß zur Zeit jedermann auf's äuerste interessieren. Nicht minder zeitgemäß sind die andern Thematata: Erziehung der schulentlassenen männlichen Jugend und die Wohnungsfrage, deren sachkundige Erörterung der reichhaltige und sehr wohlfeile Bericht bringt.

Soeben hat zu erscheinen begonnen:

• Die Wohnungsfrage und das Reich. •

Eine Sammlung von Abhandlungen, hrsg. v. Verein Reichs-Wohnungsgesetz.

- I. Die Wohnungsinspektion und ihre Ausgestaltung durch das Reich, vom Beigeordneten Freiherrn v. d. Goltz in Strassburg i. E., M. 1,50.
- II. Reichshilfe für Errichtung kleiner Wohnungen, v. Landesrat Dr. Liebrecht. M. 0,40.
- III. Die Baugenossenschaften im Rahmen eines nationalen Wohnungsreformplanes, von Paul Kampfmeyer. M. 1, in Partien v. 20 Expl. je 50 Pfg.
Die weiteren 7 Hefte, von sachkundiger Hand geschrieben, behandeln alle einschlägigen Verhältnisse, wie Wohnungsstatistik, Bodenfrage, Mietverhältnis, Bauungspläne, Bauordnungen etc. Einzelpreise der zehn Hefte M. 0,50 bis M. 1,50.

Subskriptionspreis der ganzen Sammlung 5 Mk. — Dieser Subskriptionspreis erlischt am 31. Dezember 1900.

Th. Carlyle's sozialpolitische Schriften.

Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfannkuche.

Mit Einleitung und Anmerkungen Herausgegeben v. Prof. Dr. P. Hensel, Heidelberg 1895/98. I. Band M. 4, geb. M. 4,80. II. Band M. 7, geb. M. 7,80.

III. Band (auch unter dem Titel „Ginst und Jetzt“) M. 6, geb. M. 6,80.

Th. Carlyle und Fr. Nietzsche. Wie sie Gott suchten und was für einen Gott sie fanden. Von J. H. Wilhelm. 2. Auflage 1900, kart. M. 1,80.

Frederik Denison Maurice. Der Führer der christlich-sozialen Bewegung Englands (1843—99).

Von H. von Jungern. 1900. M. 2,40, in Leitwaandband M. 3.

Göttingen.

Vandenhoeck & Ruprecht.

✻ Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn. ✻

Arthur Bonus

Zwischen den Zeilen. • I. Band.
Dies und Das für besinnliche Leute. 3. Auflage.
Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Zwischen den Zeilen. • II. Band.
Noch etwas für besinnliche Leute. 2. Auflage.
Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Theolog. Rundschau: „Die Bilder, in denen Bonus das religiöse Leben auf-
fasst, sind so scharf umrissen und mit so festen Zügen gezeichnet, seine Darstellungs-
mittel sind so vielseitig und originell, seine sprühenden und funkelnden Gedanken
so geistreich, seine Sprache so eigenartig, dass ihn niemand vergessen wird, dem
er einmal begegnet ist.“

Evang. Kirchenbl. f. Schlesien: „Ergreifende, neue, tiefe Gedanken in wunder-
bar schöner, fesselnder Form! Dem die gewöhnliche Erbauungsliteratur nicht fesselt, nicht
sein genug ist und mer doch religiöse Gedanken dem Herzen zuführen will, der greife nach diesem Buch.“

Wochenbl. d. Joh. Ord. Bailley Brandenburg: „Wer unserer Empfehlung von
Hilty's Glüd gefolgt ist, der möge auch hier zugreifen zur fortsetzung seiner
Sonntagslektüre.“

Deutscher Glaube.

Cräumereien aus der Einsamkeit.
2. Auflage. Mk. 2.80, geb. Mk. 3.00.

Preuss. Jahrbücher: „Es sind Entwürfe
von einer wunderbaren Kraft des Ausdrucks,
von einer niederzwingenden Gewalt der Leidenschaft
unter dem, was er geschrieben hat, Ver-
stehen, was Bonus will, und den Zusammenhang
mit dem eigentlichen Ursprunge seines Ringens
auch dort finden, wo er nicht klar zu Tage liegt,
wird nur einer, der weiß, was wirkliche Religion
ist, und der ahnen kann, was es heißt: Meine
Seele schreit nach Gott. Dem das ungangbare
Rade sind, der mag das Teil seiner Lampe und
das Schütteln seines Kopfes sparen, wem nicht,
der mag nehmen und lesen.“

Paul Rohrbach.

Der Gottsucher.

Hymnen und Gesichte. Brosch. Mk. 1.—

Die Lehrer: „Es sind Gedanken gar
tiefen, ersten, oft wunderbaren Inhalts aus
einer suchenden, ringenden, kämpfenden, nach
Vollendung sehenden Seele geboren. — Wir
glauben, der Verfasser hat wenig Begruossten
auf seinen einlamen Pfaden; wen er sich aber
einmal zum Geleite gewonnen, der verläßt ihn
nicht mehr.“

Von Stöcker zu Naumann.

Ein Wort zur Germanisierung des
Christentums. 90 Pig.

Theolog. Rundschau: „Ein eigenartiges
Büchlein, das auf nur 84 Seiten viele Gedanken
bietet und noch mehr zu Gedanken anregt.“

Neu! **H. Lieber.** „S. v. S.“ Neu!

Gänge durch Jammer und Not und einiges Andere.

(VIII. 312 S.) Mark 3.—, gebunden Mark 4.—

Der Verfasser legt in diesem Buche seine Pilgergänge durch die düstere Not und
das traurige Elend der Wohnungszustände nieder, die er als Oberinspektor des „Vereins
Arbeiterheim“ durch eine Reihe von Städten unternahm. Es sind ergreifende und entse-
liche Bilder aus dem dunkelsten Gebiete unseres Volkslebens, aber der Verfasser sagt mit
Wacht: „die Welt ersticht nicht dadurch, weil man nicht von ihr spricht.“ Jeder, der sich
mit Sozialpolitik befaßt, sollte dieses Buch kennen lernen, in dem ein erster Schritt einen
lauten Ruf an das deutsche Volk und Gewissen ertönen läßt zur Mitarbeit an diesen
sozialen Answidern, die den Keim und Nährboden der Prostitution und des Verbreche-
rums bilden.

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart.

lassiker der Philosophie.

- I. **Fechner** von *K. Lasswitz*. 214 S. Brosch. 1.75, geb. 2.25.
- II. **Hobbes** von *F. Tönnies*. 246 S. Brosch. 2.—, geb. 2.50.
- III. **Kierkegaard als Philosoph** von *H. Höffding*. 186 S. Brosch. 1.50, geb. 2.—.
- IV. **Rousseau** von *H. Höffding*. 158 S. Brosch. 1.75, geb. 2.25.
- V. **Spencer** von *O. Gaupp*. 2. Aufl. Mit Bildnis. 186 S. Brosch. 2.—, geb. 2.50.
- VI. **Nietzsche** von *Al. Riehl*. 3. Aufl. Mit Bildnis. Brosch. 2.—, geb. 2.50.
- VII. **Kant** von *Fr. Paulsen*. 3. Aufl. Mit Bildnis. 420 S. Brosch. 4.—, geb. 4.75.
- VIII. **Aristoteles** von *H. Siebeck*. 144 S. Brosch. 1.75, geb. 2.25.
- IX. **Platon** von *W. Windelband*. Mit Bildnis. 196 S. Brosch. 2.—, geb. 2.50.
- X. **Schopenhauer** von *Joh. Volkelt*. Mit Bildnis. 408 S. Brosch. 4.—, geb. 4.75.
- XI. **Carlyle** von *P. Hensel*. Mit Bildnis. 212 S. Brosch. 2.—, geb. 2.50.
- XII. **Lotze** von *R. Falckenberg*. Mit Bildnis. 206 S. Brosch. 2.—, geb. 2.50.

Der Wille zum Glauben und andere popular-philosophische Essays. Von *William James*. Uebers. von *Th. Lorenz*. 216 S. Brosch. 3.—.

Kierkegaard, Angriff auf die Christenheit. Uebers. von *Dorner* und *Schrenpf*. 656 S. Brosch. 8.50, geb. 10.—.

Menschenloos. Hiob • Oedipus • Jesus • Homo sum. Von *Chr. Schrenpf*. 152 S. Brosch. 1.80, geb. 2.60.

Natürlich-menschliche Sittenlehre von *A. Döring*. 431 S. Brosch. 4.—, geb. 5.—.

Herbart, Pestalozzi etc. von *P. Natorp*. 157 S. Brosch. 1.80.

Sozialpädagogik von *P. Natorp*. 360 S. Brosch. 6.—.

Rodbertus von *Karl Jentsch*. 259 S. Brosch. 3.—, geb. 3.80.

P. J. Proudhon. Leben und Werke. Von *A. Mülberger*. 248 S. Brosch. 2.80, geb. 3.60.

Gut und Geld. Volkswirtschaftl. Studien eines Praktikers. Von *G. Müller*. 292 S. Brosch. 2.40, geb. 3.20.

Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Vom *Grafen Gobineau*. Deutsch von *L. Schemann*. Bd. I—III 1152 S. Brosch. 12.50, geb. 15 50.





Kunstwart



Rundschau über Dichtung, Theater,
Musik, bildende und angewandte Künste.

Herausgeber: Ferd. Avenarius.

Monatlich zwei Hefte.

Mit Bildern und Noten. Preis vierteljährlich 3 Mk.
Ein einzelnes Heft 60 Pf.



Die Hilfe urteilte: (Der Kunstwart hat) wieder einmal bewiesen, dass er auf dem besten Wege ist, im künstlerischen Leben der Nation eine Macht zu werden, soweit er es nicht schon geworden ist.

In der Nation schrieb Hubert Janitschek: Nicht bloss getätvoll und fein-

fähig ist der Kunstwart geleitet, sondern auch planmässig und energisch . . . Es wäre wunderbar, wenn nicht diejenigen sich um den Kunstwart scharten und seine eifrigen Förderer würden, die in einer gesunden, im besten Sinne männlichen Kunst für sich und andere noch Heil und Rettung finden!

Probehefte unberechnet und postfrei vom Verlage

Georg D. W. Callwey, München.



„Odin“

Kampfblatt für Altdeutschland

— München —

erscheint wöchentlich achtseitig mit einer
vierzehntägigen illustrierten Beilage

„Das Kirchenlicht.“

Bezugspreis für's Reich und Österreich-Ungarn Mk. 8.— = K. 10.—, für's Ausland Mk. 10.— ganzjährig.




In Verlag „Odin“ erschienen und durch jede Buchhandlung sind erhältlich:

„Österreich als Einheitsstaat“	Preis 50 Pf.
„Die deutsche Politik der Zukunft“	„ 30 „
„Die staatsbürgerlichen Rechte der Ostmärker“	„ 40 „
„Grossdeutschland.“ Mit einer Karte	„ 60 „
„Deutsches Parteilieben in Österreich“	„ 50 „
„Deutsche Welt- und Wirtschaftspolitik“	„ 100 „
„Sind wir im Recht?“ Eine englische Situme für die Ehren . . .	„ 150 „

Husserdem sind im
Verlag „Odin“ eine
Reihe sehr feltgemässer
und jündender . . .

Postkarten

erschienen, teils politischen,
teils völkischen Inhaltes.
— Man verlange das um-
sonst erhältliche Verzeichnis.



„DIE ZEIT“

VII. Jahrgang.

Herausgeber:

Prof. Dr. J. Singer, Dr. Max Burchhard und Dr. Heinrich Konner.
 Redaktion für bildende Kunst: Prof. Dr. Richard Muther.

Eine Zeitschrift für die Gebildeten der ganzen Welt!

„Die Zeit“ erscheint jeden Samstag in der Stärke von 20 Gross-Quart-seiten und zählt Autoritäten und Gelehrte auf allen Gebieten des Wissens zu ihren Mitarbeitern.

„Die Zeit“ erörtert in gemeinverständlicher und anregender Weise alle Fragen der Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst und macht ihre Leser mit dem Neuesten auf allen Gebieten bekannt.

„Die Zeit“ bringt in ihrem Feuilletonteil Romane, Novellen und Skizzen aus der Feder der hervorragendsten Dichter aller Länder.


„Die Zeit“ steht weder im finanziellen Clique und ist daher in der literarischen, künstlerischen oder finanziellen Clique und ist daher in der Beurteilung von allen Ereignissen vollständig unabhängig.

In der Politik vertritt „Die Zeit“ das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Durch Artikel hervorragender Publizisten unterrichtet sie ihre Leser über die politischen Zustände aller Länder. In nationalen Fragen sucht „Die Zeit“ ihren Lesern Einblick in die Verhältnisse, Anschauungen und Leistungen aller Nationalitäten zu gewähren, indem sie deren beste Schriftsteller zu Wort kommen lässt. In der Volkswirtschaft vertritt „Die Zeit“ ihre Leser im Geiste moderner Sozialpolitik die Interessen der Schwachen bekannt zu machen. Auf dem Gebiete der Wissenschaft sucht „Die Zeit“ ihre Leser mit den neuesten Ergebnissen der Forschung in allen Zweigen bekannt zu machen. In der Kunst trachtet sie ihren Lesern das Verständnis für die neuesten Schöpfungen zu vermitteln.

Bezugsbedingungen für Oesterreich-Ungarn und Deutschland:
 Kronen 6.00 — Mk. 5.00 vierteljährig;
 für alle übrigen Staaten: Kronen 7.30 — Mk. 6.10 vierteljährig.

Preis der Einzelnummer 60 Heller = 50 Pf.

Abonnements, Einzelaummern und Probenummern liefern alle Buchhändler, Zeitungsexpeditionen und die Administration der „Zeit“, Wien IX. 3. Günthergasse 1.



J. Harrwitz Nachf., Berlin SW., Friedrichstr. 16.

Hervorragende Novität!

Deutschlands Verjüngung

Zur Theorie und Geschichte der
Reform des Boden- und Kreditrechts
von **Ottomar Beta.**

Vollständig in 10, etwa 2—3 Bogen starken Heften, zum
Subskriptionspreise von à 1 Mk.



Der auf dem Gebiete der Bodenreformfragen **rühmlichst bekannte Verfasser** giebt in dem vorliegenden Werke ein das ganze Gebiet scharf beleuchtendes Bild. Er beweist, wie unerlässlich eine den Staats- und Personalkredit belebende Reform geworden ist und von welchem Segen dieselbe für unser deutsches Vaterland werden könnte.

Als der Verfasser in den siebziger Jahren sein Werk über die **Deutsche Agrar-Verfassung** erscheinen ließ, war das Interesse für diese Lebensfragen unseres Volkes noch nicht geweckt.

Aber wie haben sich seitdem die Zeiten geändert! Not lehrt beten! **Kein Vaterlandsfreund kann jetzt der Frage der Bodenreform mehr gleichgültig gegenüberstehen.** Es ist daher kein Wunder, daß viele den Plan des Werkes freudig begrüßten, als ihn der Verfasser im engeren Kreise bekannt machte. Sein Ziel ist die Anbahnung einer **gesunden Kapitalbildung** auf deutschem Boden. Vor der Ausgabe des 1. Heftes zählte das Werk bereits

250 Abonnenten,

darunter eine größere Anzahl unserer ersten bedeutendsten Staatsmänner, Großindustriellen und Gelehrten, zu seinen Subskribenten.

*) Durch jede Buchhandlung zu beziehen. *



Verlag von J. Harrwitz Nachf.

Berlin SW., Friedrich-Strasse 10.

Vom Gemeinde-Sozialismus

von Adolf Damaschke.

Vorsitzender des „Bundes der deutschen Bodenreformer“.

8. Tausend, 160 Seiten. — Preis 1,50 Mk., gebd. 2, — Mk.

Einige Urteile der Presse:

Östl. Rundschau: Dadurch, daß man immer neue überraschende Entdeckungen macht, wird man zum Weiterleien geradezu gezwungen. Die Forderungen, die Damaschke aufstellt, ergeben sich als logische Konsequenzen aus dem angezogenen Material.

Deutsche Tageszeitung: Überaus beachtenswert! . . . Es ist ohne weiteres klar, daß, wenn die großstädtischen Gemeinden sich früher und mehr nach diesen Grundrissen gerichtet hätten, nicht nur ihre Finanzlage gesichert und blühend wäre, sondern auch die Wohnungsfrage nicht den bedenklichen Umfang angenommen hätte, den sie jetzt angenommen hat.

Münchener Zeitung: Durch zahlreiche Beispiele belegt und erläutert der Verfasser diese Gedanken: sie haben den Vorzug, der Wirklichkeit entnommen zu sein und lassen erkennen, daß der Gedanke von der Notwendigkeit einer anders gearteten städtischen Wohnpolitik sich von Jahr zu Jahr weitere Kreise erobert und schon in einer großen Reihe von Gemeinden zu Versuchen in der neuen Richtung geführt hat.

Münchener Volkszeitung: Die Händerlände, die einer Wohnungsreform entgegen stehen, sind groß und zahlreich, so daß ohne Unterlaß für weitere Felerbrung und Ausfürtung der mietenden Bevölkerung gesorgt werden muß. Dazu eignet sich Damaschkes Schrift sehr gut. Er paßt die Wohnungsfrage am richtigen Punkte an — an der Bodenfrage.

Kamerun oder Kiautschou?

Eine Entscheidung über die Zukunft
der deutschen Kolonialpolitik von

Adolf Damaschke.

Vorsitzender des „Bundes der deutschen Bodenreformer“.

Preis 0,50 Mk. — 3. Tausend.

Einige Urteile der Presse:

Deutsche Ökonomist: Wenn es dieser scharfen Anlagenschrift gegen unsern derzeitigen Kolonialdirektor gelingen würde, nachhaltiges Interesse für diese Seite unserer Kolonialpolitik zu erwecken, so könnte das unsere gesamte Entwicklung beeinflussen.

Frankfurter Zeitung: Wer sich für diese (koloniale) Sache interessiert, der versäume nicht, diese Broschüre zu lesen.

Österreichische „Reichspost“: Diese Schrift ist in mehr als einer Beziehung geeignet, auch das lebhafteste Interesse des Auslandes zu erwecken.

Professor Dr. H. Rathgen in der „Deutschen Kolonialzeitung“: Am ganzen ist die Broschüre wohl geeignet, breite Kreise über wichtige Vorgänge aufzuklären, und zu der ganzen Grundrichtung kann Keiner nur lebhaft Zustimmung aussprechen.

Warum sind die Arbeiter
in England, Amerika, Australien
nicht Sozialdemokraten?

Weil sie nicht den Lehren von **K. Marx**, sondern von **Henry George** folgen.

Das Organ der deutschen Anhänger Henry Georges, der Bodenreformer, ist die

Deutsche Volksstimme * Herausgeber:
Adolf Damaschke.

Die „Deutsche Volksstimme“ erscheint monatl. zweimal in Heften à 32 Seiten und kostet vierteljährlich nur 1 Mark. Bestellungen nimmt entgegen jede Postanstalt, Buchhandlung oder der Verleger

J. Harrwitz Nachf., Berlin SW., Friedrichstrasse 16.

Wer sich über die schnell wachsende soziale Bewegung der Bodenreform — schon heute eine der grössten der Welt — ein Urteil bilden will, der kann die „Deutsche Volksstimme“ nicht entbehren.

Die sexuelle Hygiene und ihre
ethischen Konsequenzen

von Prof. Dr. med. **Seved Ribbing** (Lund).

Wen darf ich heiraten? Eine Frage aus dem Gebiete der sozialen Hygiene
von demselben. Übersetzt von Dr. O. Reyher.

Beide Schriften zu einem Bande, unter dem Titel: **Zwei sexuell-hygienische Abhandlungen**, vereinigt. Gebunden 2 Mark.

Aus der Flut von Pressezeugnissen, die das geschlechtliche Leben mit mehr oder minder verhüllter Pikanterie behandeln, ragen Ribbings von lauterster Sittlichkeit durchglühete Schriften turmhoch empor. Sie allein haben denn auch die Unterstützung der angesehensten Männer beider christlichen Bekenntnisse und der gehaltvollsten Blätter aller Richtungen gefunden, sodass die deutsche Ausgabe zur Zeit schon in ca. 30 000 Exemplaren verbreitet ist.

Kein junger Mann, Bräutigam oder Ehegatte sollte dies Buch un-
gelesen lassen. • • •

Kein Arzt, kein Seelsorger, kein Erzieher sollte versäumen, es in seiner segens-
reichen Mission durch eindringliche Empfehlung zu unterstützen. • • •

Prospekte mit Beurteilungen der vornehmsten Blätter stehen auf Wunsch umsonst und postfrei zu Diensten.

für die reifere, mannbare Jugend ist ein Auszug erschienen unter dem Titel: **Die geschlechtliche Sittenpflege, erörtert in Briefen eines Arztes an einen jungen Freund**. Gebunden 75 H.
gebunden 1 25 M.

Hobbing & Büchle, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Verlagsbuchhandlung Hobbing & Büchle in Stuttgart.

Neu! Soeben begann zu erscheinen: 1900.

Studien zur Geschichte der englischen Lohnarbeiter

mit besonderer Berücksichtigung der Veränderungen ihrer Lebenshaltung.
Von **Gustaf F. Steffen**. (Etwa 7-8 Lieferungen von je ca. 10 Bogen mit
holländischen Tafeln und Tabellen.)

**Ein grundlegendes Werk für jeden Sozialpolitiker und
Nationalökonom!**

Die klaren Ausführungen sind überzeugend und belehrend und lesen sich
angenehm. Die ganze Arbeit zeigt, dass der Autor seiner Aufgabe voll gewachsen
ist; wir machen unsere Leser auf diese neue Erscheinung angelegentlich aufmerk-
sam. (Volkswirtschaftl. Wochenschrift 27. 9. 1900.)

Gustaf F. Steffen:

- I. Aus dem modernen England.
- II. Streifzüge durch Grossbritannien.
- III. England als Weltmacht und
Kulturstaat. — — — —

Band I und II (Illustriert) je 7 Mf. geheftet, 9 Mf. gebunden.
Band III 6 Mf. geheftet, 7.50 Mf. gebunden.

Jeder dieser 3 starken
Bände von je über 400
Seiten gr. 8^o ist in sich ab-
geschlossen. Der erste behan-
delt das Kondorier Leben,
der zweite enthält eine
Schilderung des übrigen
Grossbritanniens und der
letzte endlich behandelt das
Kultur- Fundament und
den politischen Machtbereich
des britischen Weltreiches.
Ein hochinteressantes Werk,
denn Steffen ist anerkannt
als der **beste Kenner des
heutigen Englands!**

Max Eschner:

Illustrierte Gewerbekunde. •

Für Schulen und zur Selbstbelehrung.

350 Seiten mit 474 Abbildungen und 5 farbigen Kulturkarten.
Preis geheftet 4 Mf., gebunden 4.80 Mf.

Dieses Buch giebt in Wort
und Bild einen Überblick
über die gesamte Thätig-
keit des Gewerbes und der
Industrie im Dienste des
Einzelmenschen. Eine un-
erschöpfliche Quelle der
Belehrung und ein eben-
mäßiges als interessantes
Lektürebuch für Er-
wachsene und für die reiferen
Jugend beider Geschlechts.

Professor Paul Imm. Fuchs:

Deutsches Wörterbuch

auf etymologischer Grundlage,

mit Berücksichtigung wichtigerer **Mundart-**
Fremdwörter, sowie vieler Eigennamen. 548
dreispaltige Seiten. H. 4^o. Preis kart. 3.75 Mf.,
in Leinwand gebunden 4 Mf.

„Rabe“.

Lebensgeschichte eines Pferdes, von ihm selbst erzählt.

Nach dem Englischen der *N. Sewell*.
148 Seiten. Geheftet 80 Pfg. Kartonnirt 1 Mf.
Ein Buch, das in der Hand jedes Pferde-
wärters sein sollte. Kesselnd erzählt und belehrend.
Jeder Tierfreund sollte es nach Kräften verbreiten!

Ein Millionär gegen die Millionäre!

Die Pflichten des Reichtums
von Andrew Carnegie.
Begründer der „Carnegie Steel-
Works“ in Pittsburg (Verein
Staaten v. N.-A.).
Geheft 60 Pfg., fein geb. 1 Mf.

W. Gebert:

Précis historique de la littérature française.

206 Seiten. Gebund. 3.50 Mf.
Nach dem Vortelle der ganzen
wissenschaftlichen Fachpresse die
**beste kurzgefasste franz.
Litteraturgeschichte in franz.
Sprache.**

Prof. Ad. M. Hildebrandt: Cafel der deutschen Reichs- u. Staatswappen, Flaggen und Kokarden.

Kunstblatt in prachtvollem
Farbendruck 64. 82 cm Papier-
größe. Nur 3 Mf. Ein prächtig
Zimmer schmückt für jede national
geföhrte Familie. Vereine u. f. w.

Ausführliche Prospekte über alle hier angezeigten Werke umsonst und postfrei!



Soeben ist in neuer Auflage erschienen:

Frauenbilder

aus der neueren deutschen Literaturgeschichte.

Von Otto Berdrow.

Mit 11 Bildnissen in Lichtdruck. • 2. veränderte und vermehrte Auflage.
Gr. 8°. XII, 421 Seiten. 6 Mk., geb. in Leinwand 7 Mk., in Halbfranz 8 Mk.

Inhalt: Eva Geising — Ernestine Voh — Coste Schiller — Susanna v. Kleinstenberg —
Dettina v. Arnim — Minden Verlobt — Charlotte Diede — Emma Umland —
Mathi Frölich — Charlotte Stieglitz — Henriette v. Paalsow — Theresie
v. Niembich — Sophie Löwenthal — Marie Vehrens.

Die „Christliche Welt“ schrieb beim ersten Erscheinen des Buches u. a.:
Was uns aber veranlaßt, die Frauenbilder an dieser Stelle empfehlend zu besprechen, ist, daß ich so sage, ihr **Familienwert**. Für alle —
Junge, denen die hier so schön erzählten Frauenchicksale noch fremd sein sollten, gibt es
kein besseres Auskunftsmittel als Berdrows Buch, dessen wirklich vornehme Ausstattung mit den
feinen Bildern es zu einem schönen Geschenk macht.

Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. • Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Friedrich Jansa in Leipzig.

Weihnachtsspiele.

Hermann Bauer.

Christ ist geboren.

3. u. 4. Causend.
48 Seiten geb. 50 Pl.

Das ist ein Weihnachtsspiel, so recht einfach und schlicht, so von Herzen fromm und lieb, wie es dem Herzen wohlthut, zugleich so dichterisch wohlklingend, so herausgehoben aus einem feinen Geschmack und wahrhaft christlichen Takt, daß es auch die Kritik der Kritiker unabhängig nicht zu scheuen braucht, und dabei ein Stück, leicht zur Aufführung ohne großen theatralischen Pomp, für schlichte Verhältnisse geeignet.

Friede auf Erden

64 Seiten geb. 50 Pl.

Mit kühnem Griff wickelt Verfasser die alte Weihnachtsgeschichte mit den Gezeiten des modernen Lebens in ein Bild, das in seinem beruhigten Anachronismus in der Weise der alten Deutschen wie der neuen religiösen Kunst die geschichtliche Treue offenbar preisgibt, um dafür volkstümliche Wirkung einzutauschen. Hier ist wirklich Weihnachtsspoese aus dem Stoff der Weihnachtsgeschichte heraus, in die durch Grotteskismus erst hereingetragen. Das ist nicht nur religiös erbaulich, auch künstlerisch. Wir brauchen volkstümliche Stücke der Art.

Soeben erschienen:

Ehre sei Gott.

88 Seiten geb. 75 Pl.

Mit diesem Festspiel bietet der Verfasser ein drittes Stück, das die vorangegangenen an dichterischer Gestaltungskraft noch weit übertrifft und das schon vor Erscheinen die Feuerprobe bestanden hat, indem es der Krippenverein in Oberwiesenthal auf der dortigen Volksbühne erfolgreich und glücklich zur Aufführung brachte. Das Ganze ist größer angelegt und reicher ausgestattet und stellt darum an die Zeitungsabteilung höhere, aber auch in kleineren Verhältnissen bei Eifer und Weidlich, vor allem bei innerer Hingabe, nicht unbedarft. Aufgaben.

Waldhüters Weihnacht.

Dramatisches Festspiel

• für Kinder •

von

H. A. Krüger.

38 Seiten gebettet 50 Pl.

Ein allerliebtestes Weihnachtsspiel, das, wo es aufgeführt wird, gewiß von günstigster Wirkung auf Herz und Gemüt der Kinder sein wird. Die Sprache ist durchweg edel und das Ganze voll Stimmung und Wärme.



Wie die Tanne zum Christbaum ward.

Ein Weihnachtsspiel von

H. Mauer.

16 Seiten gebettet 30 Pl.

Ceder, Palme und Tanne reisen zur Krippe, um auch mit anzubeten. Aber nicht Ceder und Palme mit ihrem Stolz auf ihre Vorzüge finden in des Christkinds Augen Gnade, sondern die Tanne, mit ihrem demütig beschcheidenen Sinn, die von nun an anders sehen ist, zum Christfest durch den Winterschein die ganze Menschheit zu erfreuen. Es ist ein reizendes Festspiel.

Traute Weihnacht.

Ein Weihnachtsspiel

• in 6 Bildern •

von

Otto Senfleben.

23 Seiten gebettet 50 Pl.

Unter der großen Zahl von Weihnachtsspielen wohl das erste, das sich ausschließlich auf das eigentliche Festevangelium bezieht und in knapper, fester Form nur die Weihnachtsgeschichte bringt. Würde das sinnige Festspiel dazu beitragen, Gelandsiebe und Weihnachtsfreude bei Alt und Jung zu wecken und zu wahren.

Die Welt am Montag

Gedruckt Sonntag Nachts

Erscheint Montag früh →

Unabhängige, parteilose, demokratische Zeitung

Politischer Redakteur:

H. von Gerlach

(Kello).



Abonnementspreis:
80 Pfennig pro Quartal incl. freier
Zustellung per Post resp. Kreuzband.

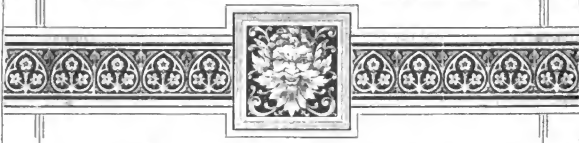
Einzelne Nummer:
in Berlin 5, auswärts 10 Pfennig.

Grösste Wirkung der Inserate.

Auflage: 15 000 Exemplare.

Preis: 40 Pfennig für die 5spaltige Pettzelle.

Redaktion und Expedition: Berlin W., Mauer-Strasse 86/88.



Sämtliche Werke aus
Albert Langen's Verlag
für Litteratur und Kunst

zu Originalpreisen.

Die hervorragendsten Werke der modernen Litteraturgrössen (Marcel Prévost, Guy de Maupassant, Jeanne Marni, Jules Case, Anatole France, Emile Zola, Knut Hamsun, Hermann Bang, Björnsterne Björnson, Henrik Ibsen, Laura Marholm, Maurice Maeterlinck, Anton Cschechow, Ernst von Wolzogen u. A.) in bekannter glänzender Ausstattung und illustriert von den Künstlern des Simplificissimus (Ch. Th. Heine, F. v. Reznicek, Ed. Chöny u. A.)

Auslieferungsstelle der politisch-satirischen Wochenschrift

Simplificissimus

für Berlin und seine Vororte.

Berlin W.
Mauer-Strasse 80 88.

Albert Langen Verlag — Filiale Berlin
(Die Welt am Montag).

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Sieben erschienen:

Adler, Dr. Georg, Professor in Berlin.

Die Zukunft der sozialen Frage.

1900. Preis 60 Pfennig.

Kulemann, W., Landgerichtsrat, Braunschweig.

Die Gewerkschaftsbewegung.

Darstellung der gewerkschaftlichen Organisation der Arbeiter
und der Arbeitgeber aller Länder.

1900. Preis 10 Mark.

Die Hilfe, 19. November 1900.

.... Wie es jetzt vorliegt, erfüllt es zweifellos seine Mission am besten, entspricht es vorzüglich dem praktischen Bedürfnis der Zeit. Kulemanns „Gewerkschaftsbewegung“ muß jeder durcharbeiten, der nicht nur sozialpolitische Broschüren nachsprechen, sondern sich ein eigenes Urteil über die soziale Bewegung unserer Zeit bilden will. Wir empfehlen das Werk (Preis 10 Mk.) aufs wärmste!

Sombart, Werner, Professor an der Universität Breslau.

Dennoch! Aus Theorie und Geschichte der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung.

Preis 80 Pfennig.

Breslauer Morgen-Heitung Nr. 360 vom 4. August 1900.

.... Sombart ist ein Meister des Wortes, und deshalb wird die Bräuflegung jener Worte allen denen willkommen sein, welche nicht nur Interesse und Verständnis haben für die von Sombart behandelte Materie, sondern auch ästhetisches Schönheitsempfinden besitzen für die Kunstleistungen einer formvollendeten Dialektik.

Verlag von Schmid & Franke in Bern.

Bitzjus Predigten.

Herausgegeben von E. Hegg,
Gymnasiallehrer in Bern.

Band I—VI.

Preis jedes Bandes broschiert Mk. 3.50, elegant gebunden Mk. 4.50.

Band I. 4. Auflage.
Zeit und Ewigkeit.

Band III. 1. Auflage.
Für Herz und Haus.

Band V.
Neues Leben.

Inhalt

Band II. 1. Auflage.
Das Kriegsjahr.

Band IV. 1. Auflage.
Für Leben und Tod.

Band VI.
Hohe Ziele.

Bitzjus genießt den Ruf des bedeutendsten freisinnigen evangelischen Predigers der neueren Zeit, er unterscheidet sich zu seinem Vorteil von dem anderen berühmten Schweizer Reformprediger Berni Kang durch die Abwesenheit aller und jeder rednerischen Phrasen. Edlichter und einfacher, anspruchsloser in der Form kann überhaupt nicht gepredigt werden, als es Bitzjus gethan hat, aber auch nicht ehrlicher, selbster, eindrucksvoller.



Wandel im Licht.

Predigten, gehalten in der Beiliggemeinde zu Bern von Karl Ludwig Jäggi, gen. Pfarrer.

Mit einer biographischen Einleitung von
H. J. Andres-Jäggi, Pfarrer.

Preis broschiert Mk. 3.50, schön gebunden Mk. 4.50.

J. E. B. Mohr (Paul Siebek)

• Tübingen und Leipzig. •

Textbibel des Alten und Neuen Testaments.

Herausgegeben von D. E. Kautzsch.

Das neue Testament in der Uebersetzung von D. E. Weissäcker. In 5 Ausgaben:

Ausgabe A Altes Testament mit den Apokryphen des Alten Testaments und Neues Testament.

Wr. 10,50, in Bibeleinband geb. Wr. 12.—.

Ausgabe B Altes Testament ohne die Apokryphen des Alten Testaments und Neues Testament.

Wr. 9.—, in Bibeleinband geb. Wr. 10,50.

Ausgabe C Altes Testament mit den Apokryphen des Alten Testaments brosch. Wr. 8,80,

geb. Wr. 10,20.

Ausgabe D Altes Testament ohne die Apokryphen des Alten Testaments brosch. Wr. 7,60,

geb. Wr. 9.—.

Ausgabe E Neues Testament, überliefert von E. Weissäcker. Großformat-Ausgabe in Ganz-

leinen gebunden Wr. 3.—, in Ganzleder Wr. 4,80.

Die Apokryphen sind nicht einzeln käuflich.

„Wir denken, es sollte keinen Barrer legend weicher Richtung geben, dem nicht diese mit aller

Gewissenhaftigkeit hergestellte treue Uebersetzung neben seinem Kuther . . . willkommen wäre.“

(Literar. Rundschau für das evang. Deutschland 1899 Nr. 11.)

„Es gereicht uns zur Freude, diese Textbibel zur Anzeige bringen zu dürfen als eine wertvolle

Frucht der modernen theologischen Schriftwissenschaft.“

(Evang.-Kuther. Kirchzeitung 1899 Nr. 44.)

Den Herren Pfarrern wird diese Textbibel zu Geschenkzwecken besonders empfohlen.

Die deutsche Sozialgesetzgebung.

Systematisch dargestellt von
Conrad Bornhak.
Vierte, neu bearbeitete Auflage.
8. 1900 Wr. 1,75.

Was liest der deutsche Arbeiter?

Von
Dr. H. H. Ch. Pfannkuche.
Pastor in Gr.-Witten (Dann).
8. 1900. Wr. 1,25.

Wirtschaftlicher Fortschritt und Kulturentwicklung.

Von
Dr. Eugen von Philippovich,
Prof. a. d. Univ. Wien.
Wi. 8. 1892. Wr. 1.—, geb. Wr. 1,50

Beiträge zur Sozialstatistik der Deutschen Buchdrucker.

Von Dr. phil. **Walter Abelsdorf,** technischer
Assistent b. Hamburgischen Gewerbe-Inspection.
Mit einer Vorbemerkung von Max Weber.
Mit vielen Tabellen.(Volkswirtschaftliche Abhandlungen der
Jahrbücher Hochschulen, IV. Bd., 4. Heft.)Preis im Abonnement Wr. 2,90.
Preis im Einzelverkauf Wr. 4.—.

Die Pflicht im Wirtschaftsleben.

Von Dr. **Georg von Mayr,**
o. Professor der Statistik, Finanzwissenschaft u.
Nationalökonomie an der Universität München,
Kaiserlicher Unterhaltssekretär 3. D.
Wi. 8. 1900. Wr. 1,40.Diese Umschau über die Pflicht im Wirtschafts-
leben ist weiteren Kreisen als Anregung zu
einer in manchen Beziehungen von breitem Tages-
strömungen abweichenden Vertheilung wichtiger
Sorgänge unseres sozial. Lebens dienen.

Lebensideale.

Von **Erich Förster,** Pfarrer.

In Vorbereitung.

Inhalt: 1. Das Urtheil der Antike. 2. Das
Lebensideal der jemitischen Religions-
geschichte. 3. Das Lebensideal des Römer-
thums. 4. Das Lebensideal der Reformation.
5. Das Lebensideal der Neuzeit: Rousseau
und Carlyle.

Die Religion im modernen Geistesleben.

Von **D. Martin Rade.**
Geb. Wr. 2.—

Die Wahrheit der christlichen Religion.

Von **D. Martin Rade.**
Geb. Wr. 1,60.

Grundriss der Politischen Ökonomie.

Von **Dr. Eugen von Philippovich,**
Professor an der Universität Wien.Erster Band: Allgemeine Volkswirtschaftslehre.
Dritte, durchgesehene Auflage.
Leg. 8. 1899. Wr. 9,60. Geb. Wr. 10,60.Zweiter Band: Volkswirtschaftspolitik (in
zwei Theilen).Erster Teil. Erste und zweite Auflage.
Leg. 8. 1899. Wr. 7,40. Geb. Wr. 8,40.

Zweiter Teil in Vorbereitung.

Der dritte Band (Finanzwissenschaft) wird von
Prof. G. Schanz in Würzburg bearbeitet.(Aus: Handbuch des öffentlichen Rechts
der Gegenwart, begründet von Marquardsen,
herausgegeben von Seydel und Piloty; Ein-
leitungsband, herausgegeben von Professor
M. von Seydel in München.)

Im Kommissionsverlag der **Strassburger Druckerei und Verlagsanstalt**
ist soeben erschienen:

Das XIX. Jahrhundert

24 Aufsätze zur Jahrhundertwende.

Unter Mitwirkung von

Dr. **Hitmann** (Musik), Oberlehrer Dr. E. von **Borries** (Elsässische Geschichtsschreibung), Pfr. **Elchler** (Reidenmission), Prof. Dr. **Edmann** (Das deutsche Gymnasium), **Karl Gruber** (Das deutsche Drama, die elss. Literatur seit 1870), Pfr. Lic. **Grünberg** (Innere Mission), Pfr. D. **Hackenschmidt** (Els. Literatur von 1800—1870), Pfr. **Fritz Hoffet** (Elsass-Lothringen, Frankreich,

die Kulturstaaten), Dr. **Lasch** (Katholizismus), Prof. D. **Lobstein** (Prof. Zoologie), **Friedrich Nammann** (Das Christentum), Privatdozent Dr. **Polaczek** (Deutsche Malerei), Dr. **Schultzter** (Philosophie und allgemeine Bildung), Prof. D. **F. Spitta** (Evang. Kirchenmusik), **Alfred Wolf** (Landwirtschaft), **Marg. Wolf** (Frauenbewegung), Prof. **Cheobald Ziegler** (Deutsche Schule).

Herausgegeben von **Georg Wolf**,
Chefredakteur der Strassburger Zeitung.

(Einleitung, Deutschland, Verkehr und Wirtschaftsleben,
Kapitalismus und Sozialismus.)

Mit Umschlagzeichnung von Ch. Haas.

*) *) 150 Seiten, Mh. 1,50. *) *)

Gegen Einsendung von Mk. 1,50 in Brielmarken oder durch Postanweisung kann das Buch durch die Expedition der Strassburger Zeitung kostenfrei bezogen werden.

*) Buchverlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg. *)

Demokratie und Kaisertum

Zweite
durchgesehene
Auflage.

(Erste Auflage
war nach 2 Wochen
vergriffen!)

Aus den mehr als hundert Leitartikeln über das Buch:

Preussische Jahrbücher (Prof. H. Delbrück): Jedem, der dem Blutlauf der Zeit einmal etwas nachdenklicher den Puls fühlen möchte, angelegentlichst zu empfehlen, ja, wohl unentbehrlich. Es ist nicht nur glänzend, ja, hinreissend geschrieben, sondern . . . ein wahres Lehrbuch der Politik. **National-Zeitung** (Professor Kaufmann, Breslau): Im ganzen bleibt das Buch eine anregende, zum Nachdenken über die wichtigsten Probleme unserer inneren Politik förmlich zwingende Gabe.

Münchener Allgemeine Zeitung (Prof. Lujo Brentano): Das öffentliche Leben Deutschlands hat während der letzten zehn Jahre keine Persönlichkeit hervorgebracht, die wärmeres Interesse zu erwecken geeignet wäre, als der begeisterte Theolog, dessen soziales Bewusstsein, zuerst von Stöcker geweckt, ihn zu selbständigem Studium von Politik und Volkswirtschaftslehre hintrieb, der dann als er auf Grund dieser Studien erkennt, dass es keine Lösung der sozialen Frage gebe, ausser einer solchen, welche die Arbeiter mündig mache, von Stöcker sich trennte und schliesslich, um ungehindert seiner gewonnenen Ueberzeugung dienen zu können, sein Pflarramt zum Opfer brachte, nicht um seinen religiösen Anschauungen zu entsagen, sondern um der Pflarr einer grösseren Gemeinde zu werden, die ihre Mitglieder im ganzen Deutschen Reich hat, und, wie man mit Recht bemerkt hat, heute allein unter allen Parteien einen wahren Ueberfluss an jungen Talenten aufweist.

Neue Zeit (Fr. Mehring): Wenn man liest, so hat man immer die Empfindung, einen geschelten und namentlich auch warmherzigen Mann zu hören, der ohne alles Falsch ist und in seiner aufrichtigen Weise das Beste will.

Fein broch. Mk. 2. . . Eleg. geb. Mk. 3. —. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen!

Buchverlag der „Hilfe“, Berlin—Schöneberg,
Gesslerstr. 19.

„Asia“

Erlebnisse und Ergebnisse einer Orientreise von Fr. Naumann.

4. unveränderte Auflage, reich illustriert, elegant ausgestattet.

Fein broschiert Mh. 3,—.

Elegant gebunden Mh. 4,—.

Die erste Auflage war in 4 Wochen, die zweite in 4 Monaten, die dritte innerhalb eines Jahres vergriffen. Das Buch hat das größte Aufsehen erregt und ist in der germanischen Presse trotz aller Überdrehungen mit Orient- Reiseberichten eingehend besprochen worden. Die Kritik aus allen Lagern hat dieses Werk als ganz hervorragendes Litteraturerzeugnis anerkannt.

Wulf, der Harrasmüller

Erzählung aus der Zeit des Bauernkrieges, von Wilhelm Fränkel.

Zweifarbiges Callico-Einband mit Goldpressung, Rotschnitt.

Elegante Geschenkbroschüre. 116 Seiten stark. Preis 1,50 Mk.

Broschüren:

- Fr. Naumann, Nat.-soz. Katechismus. 208 Fragen und Antworten. 20 Pfg.
 — Deutschland u. Österreich. Stenogramm eines Vortrags. 50 Pfg.
 — Flotte und Reaktion. Vortrag. 10 Pfg.
 — Staat und Familie. Vortrag. 10 Pfg.
 — Die Zuchthausvorlage. Vortrag. 10 Pfg.
 — Handelsverträge oder Brotwucher? Vortrag m. Debatte. 30 Pfg.
 C. Brentano. Reaktion oder Reform? Gegen die Zuchthausvorlage, für Koalitionsfreiheit. 80 Pfg.
 — Das Freihandelsargument. Vortrag im Soz. Wiss. Stud. V. 3u Berlin und München. 50 Pfg.
 H. Damaschke, Was ist nationalsozial? 45.—50. Tausend. 25 Pf.
 Protokolle der nationalsoz. Vertretertag 1896, 98, 99, 1900. Je 50 Pfg.
 Fr. Weinhausen, Die chrll. Gewerkoereine. Geschichte u. Bedeutung. 20 Pfg.

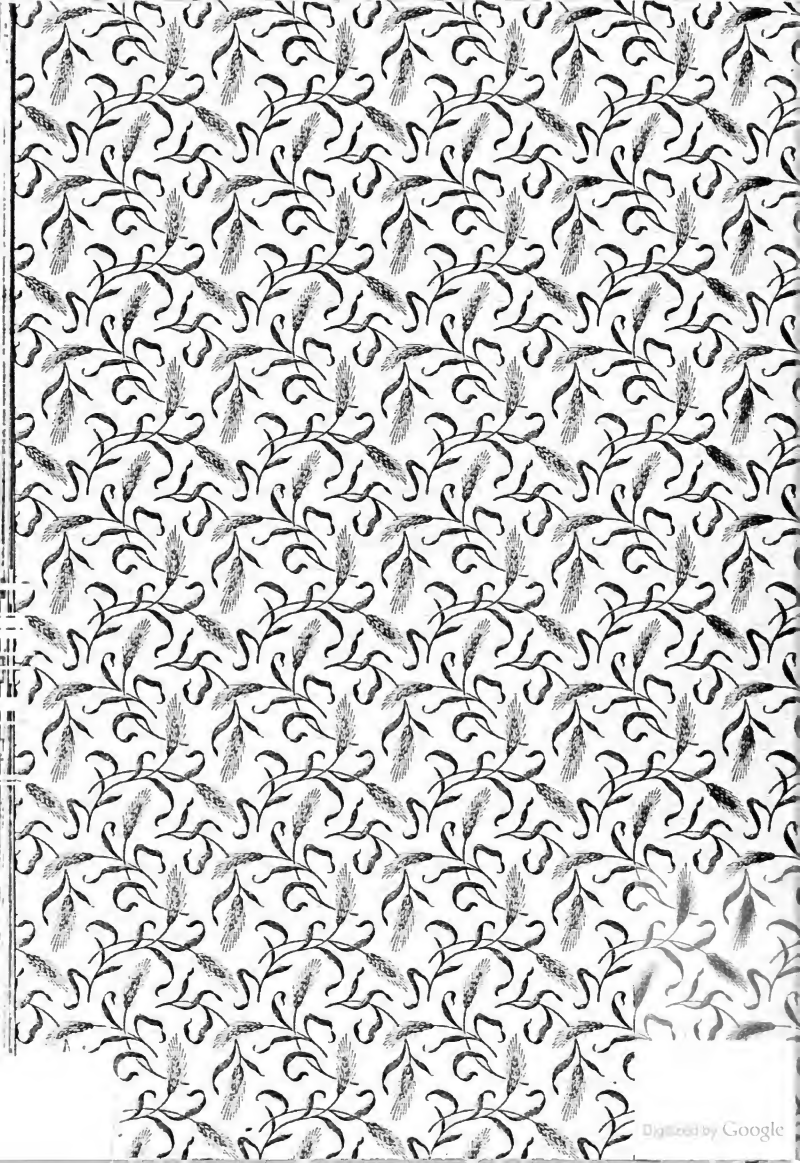
„Die Hilfe“

Nationalsoz. Wochenschrift * Herausgeber: Fr. Naumann.

Erscheint jeden Sonnabend, 16 Seiten stark, 4^o.

Kostet vierteljährlich 1,50 Mk. bei allen Postanstalten und Buchhandlungen. Mk. 1,— bei Agenten am Ort.

Probennummern jederzeit kostenlos.



Stanford University Libraries



3 6105 014 883 628

DATE DUE

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305

